

Szondiana

**Zeitschrift für Schicksalsanalyse
und Beiträge zur Tiefenpsychologie**

2010 · 30. Jahrgang



Theodor Itten

Jähzorn – das seelische Feuer des Absoluten

Almut Schweikert

**Glühender Zorn und leidenschaftliche Reue –
Ein turbulentes Wechselbad der Affekte**

Josef Hochstrasser

Von der Möglichkeit eines Christenmenschen, zornig sein zu dürfen

Renate Daniel

Das Phänomen Zorn aus Sicht der Jung'schen Psychologie

Ines Grämiger

Fanatismus und Idealismus

Ein schicksalspsychologischer Unterscheidungsversuch

Philippe Lekeuche

**L'apport du concept de « paroxysmalité » pour la psychopathologie
et la clinique**

Jean Kinable

Voies passionnelles de l'affect et drame criminogène de l'affectation

Pan et Médée : une lecture szondienn

Jean Mélon

1968 – 2008. Quarante années avec Szondi.

E. Kiss, D. Hosszú, M. Káplár, A. Vargha, Z. Demetrovics

Understanding different types of drug addiction

A psychodynamic approach

Janina Sanches

Contact and Resentment Are Challenges to Education Enhancement



ISSN 1663-9766

Szondiana 2010

**Zeitschrift für Schicksalsanalyse
und Beiträge zur Tiefenpsychologie**



Szondiana

Zeitschrift für Schicksalsanalyse und Beiträge zur Tiefenpsychologie

Offizielles Organ der Schweizerischen Gesellschaft für Schicksalsanalytische Therapie (SGST) und der Internationalen Szondi-Gesellschaft (ISG)

Begründet von Leopold Szondi
30. Jahrgang, Dezember 2010
ISSN 1663-9766

Herausgeber

Stiftungsrat der Stiftung Szondi-Institut

Redaktionskollegium

- Alois Altenweger
- Esther Genton (französische Texte)
- Almut Schweikert (englische Texte)

Fachlicher Beirat

- Friedjung Jüttner (Schweiz)
- Annamarie Reich (Schweiz)

Nachdruck und Vervielfältigung

Die Zeitschrift und alle enthaltenen Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Form der Verwendung bedarf der Genehmigung des Szondi-Verlages.

Verlag

Stiftung Szondi-Institut
Krähbühlstrasse 30
CH-8044 Zürich
Tel. +41 (0)44 252 46 55
Fax +41 (0)44 252 91 88
E-Mail: info@szondi.ch
www.szondi.ch

Erscheinungsweise

Ein Heft jährlich

Bezugsbedingungen

Direkt beim Szondi-Verlag
Fr. 30.–/Euro 20.–
zuzüglich Versandkosten

Herstellung

Versus Verlag, Zürich

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Theodor Itten | |
| Jähzorn – das seelische Feuer des Absoluten | 5 |
| Almut Schweikert | |
| Glühender Zorn und leidenschaftliche Reue – Ein turbulentes Wechselbad der Affekte | 31 |
| Josef Hochstrasser | |
| Von der Möglichkeit eines Christenmenschen, zornig sein zu dürfen | 48 |
| Renate Daniel | |
| Das Phänomen Zorn aus Sicht der Jung'schen Psychologie | 59 |
| Ines Grämiger | |
| Fanatismus und Idealismus | |
| Ein schicksalspsychologischer Unterscheidungsversuch | 74 |
| Philippe Lekeuche | |
| L'apport du concept de « paroxysmalité » pour la psychopathologie et la clinique | 80 |
| Jean Kinable | |
| Voies passionnelles de l'affect et drame criminogène de l'affectation | |
| Pan et Médée: une lecture szondienne | 95 |
| Jean Mélon | |
| 1968–2008. Quarante années avec Szondi. | 147 |
| E. Kiss, D. Hosszú, M. Káplár, A. Vargha, Z. Demetrovics | |
| Understanding different types of drug addiction | |
| A psychodynamic approach | 196 |
| Janina Sanches | |
| Contact and Resentment Are Challenges to Education Enhancement . . . | 211 |

Jähzorn – das seelische Feuer des Absoluten

Theodor Itten

Nachdem ich als Zwanzigjähriger 1972 zuerst Freud – *Das Unbewusste* – und danach C.G. Jung – *Erinnerung, Träume, Gedanken* – gelesen hatte, kam 1973 das Buch *Kain. Gestalten des Bösen* von Leopold Szondi, dem Erforscher des menschlichen Schicksals, dazu. Sie vermuten richtig, dass ich als wissens- und lebensdurstiger junger Mann, damals frisch in London lebend, nach dem Erscheinen der *Antwort auf Kain* Szondis *Moses*-Buch (1973) lesen musste.

«*Kain regiert die Welt.*» Mit diesen, Ihnen sicher bestens bekannten Worten eröffnet Leopold Szondi, im März 1968, sein Vorwort. Auf der zweiten Seite habe ich als Einundzwanzigjähriger die folgenden drei Sätze eingeraht: «*Die sogenannte <Zivilisation> und <Kultur> zwang aber den Kain, ein Arsenal von Tarnungstechniken zu entwickeln. Mit lügnerischer Anschuldigung, Verleumdung, Anschwärzung anderer beherrscht Kain die Welt. Das nennt er Politik und Diplomatie.*» Szondi nennt dies das Wirken der Starken. Und wie bitte wirken die Schwachen? Die, schreibt er, «*erliegen dem inneren Gewissen und werden neurotisch oder psychotisch*». Was denken Sie, kann es hier moralisch und ethisch nur ein Entweder-oder geben? Nein, sicher nicht, und und und – ist die Antwort, dazu ist die Wirklichkeit viel komplexer.

In meiner Untersuchung betrachte ich den jähren Zorn, im Kontext seiner kulturgeschichtlichen und sozialpsychologischen Bedingungen. Wozu kommt Jähzorn in unserer zivilisierten Gesellschaft und menschlichen Gemeinschaft vor? Wir Homo sapiens, als domestizierte Tiere und als Seele leibhaftig verkörpert, können uns nicht wirklich endgültig und ein für alle Mal zornfrei zähmen.

Annahme 1: Jähzorn passiert im Kontext der menschlichen Zivilisation.

Im Zorn des Allmächtigen, des Ewigen und der anderen Götter und Göttinnen geht es meist darum, ein Volk, eine Sippe oder ein Individuum für etwas, das aus der Sicht des Zornigen schlecht, böse oder schlimm war, sofort zu bestrafen.

Die Verfasser der jüdischen und christlichen Bibel haben sich mit dem Zorn des Schöpfers intensiv beschäftigt. Das Göttliche ist zornig. Zorn ist in der Schöpfung so natürlich wie das Leuchten der Sonne. Der heilige Zorn dient als gerechtes Gefühl des sich vor Lebensbedrohung schützenden Menschen. Angedrohter Zorn versucht die Folgsamkeit sicherzustellen. Der Zorn wird in der Heiligen Schrift als erzieherische Maßnahme eingesetzt, um die Folgsamkeit der Menschen im Kontext und Inhalt einer Ideologie, Moral, Lebensethik und von Glaubenssätzen zu erreichen.

Kain erschlägt Abel im Jähzorn, weil sein Weg und seine Wahrheit des Lebens nicht gleich gut wie der seines Bruders Abel vom Ewigen geschätzt und angenommen wurde. Was nun?

Ich mache folgende Gefühlssteigerung: Etwas nervt mich. Wenn ich das nicht mitteile, fange ich an zu grollen. Behalte ich meinen Groll, so beginnt der Ärger sich in mir breitzumachen. So geht's mit Wut und Zorn. Falls ich meinen Zorn unterdrücke, kommt er irgendwann als jähher Zorn aus mir heraus.

Jähzorn ist demnach: ein plötzlicher, aufbrausender Zornausbruch. Vorläufer des Wortes *Zorn* finden sich im 9. Jahrhundert: altslawisch *torn*, westgotisch *turna*, altenglisch *torn*, («bitter, grausam»), altrisch *drenn* («Streit»), griechisch *deris*, lateinisch *ira*. Das Wort geht offenbar zurück auf «spalten», «trennen», «zerren» bis «zerreißen». Im Zorn wird etwas aufgerissen, etwas gespalten. Es kann sein, dass dieses Gespaltensein durch einen Zornanfall gespürt und erkannt werden kann. Im französischen Wort für Zorn, *colère* (Irritation), hören wir zusätzliche Bilder. *Zornentbrannt*, *fou de colère*.

Jäh leitet sich vom mittelhochdeutschen Wort *gaehe*, *gäch* her, das bereits im 8. Jahrhundert vorkommt. Die regionale Aussprache mit *j* wird durch Luther vorbereitet. Wir sind jählings, also plötzlich zornig.

Wut (9. Jahrhundert), *wuoten*, *wuot*. Im Eigenschaftswort *wöda* hören wir: besessen, erregt sein. Zu dieser Sippe gehört auch der Göttername Wotan als der Inspirierte. Wir wüten herum. Wut im Bauch bekommen wir, wenn unser Gerechtigkeitssinn verletzt wurde. «*Wut ist das Zischen des Menschen*», schreibt die Psychologin Carol Tavris, die ein umfassendes Buch zu diesem moralischen Gefühl und seiner Kommunikationsmethode verfasst hat. Die

mildere Form der Wut ist sich **ärgern**, falls ich frustriert werde, wenn etwas nicht so geht, wie ich es mir vorstelle. In ihrem Buch *«Vom Sinn des Ärgerns»* berichtet die Analytische Psychotherapeutin Verena Kast von diesem fundamentalen Gefühl, das als Anreiz zur Selbstbehauptung und Selbstentfaltung, in normalen sozialen Situationen, dient.

Der Unterschied zwischen massiver Wut und Jähzorn wird nicht immer genau beachtet. In einer Studie von Medizinern der Harvard University in Zusammenarbeit mit der University of Chicago¹ wurden 9282 Amerikaner zu ihrem Aggressionspotenzial befragt. Diese Psychiater diagnostizierten das Wutsyndrom (Intermittent Explosive Disorder – IED) bereits, wenn die Probanden drei Mal pro Jahr eine massive Wutattacke hatten. Im Durchschnitt kamen die Wütigen auf 43 Ausbrüche im Jahr. Bei den meisten begann «es» in der Pubertät mit 14 Jahren. IED kommt meist in Kombination mit Depressionen, Angst, Alkohol- und Drogenmissbrauch und den diese Stimmungen und Verhaltensweisen begleitenden sekundären sozialen Schwierigkeiten vor. In den USA werden bislang nur gerade 29 Prozent der Betroffenen behandelt. Fazit: Es leiden mehr Menschen unter Jähzorn oder massiven Wutattacken, als bisher zugegeben wurde.

Um dem Phänomen des Jähzorns sozialwissenschaftlich auf die Spur zu kommen, habe ich mit einem kleinen Team von einer Frau und drei Männern eine Straßenumfrage zum Thema Jähzorn gemacht. Sie fand zwischen März und Mai 2006 in diversen Städten und Dörfern der Ostschweiz statt. Insgesamt wurden 481 Personen mit einem Fragebogen, zu 27 Fragen, befragt. In der Telefonumfrage, die im Juli 2006 in den Städten Bern, Basel und Zürich stattfand und zuerst als Kontrollerhebung gedacht war, wurden weitere 94 Personen mit dem gleichen Fragebogen befragt.

Mit dieser sich an der qualitativen Sozialforschung orientierenden Umfrage haben wir zusammenfassend folgende Befunde gemacht:

- **24%** der Bevölkerung in der deutschen Schweiz sind jähzornig.
- **22%** der Bevölkerung erleben oder erlebten sich als Opfer von Jähzorn.
- **41%** der befragten Personen kommen in ihrem familiären Umfeld in Kontakt mit Jähzorn.
- **70%** der befragten und zu Jähzorn neigenden Personen werden meistens in ihrer Familienumgebung jähzornig.

1 Archives of General Psychiatry, zit. in Fokus Online, 9.6.2006

Eine auf meinen eigenen familiären Erlebnissen basierende Vermutung vor der Untersuchung war, dass Jähzorn in der Familie emotional vererbt wird. Gut 24% (der Straßenbefragung) spüren, dass der Jähzorn in ihrer Familie über mehr als eine Generation andauert.

Als erste Geschichte erzähle ich Ihnen die eines jähzornigen Baggerfahrers, der wegen der ausstehenden Miete in der Höhe von 2300 Franken, die von seinen Vermietern eingefordert wurde, deren Haus und Auto mit einem Schaden von 1,1 Millionen Franken demolierte.¹ «Mehrere forderte das britische Paar den 52-Jährigen auf, seine Mietschulden zu begleichen. Das trieb diesen zur Weißglut: Der jähzornige Baggerfahrer fuhr mit seinem Arbeitsgerät zum Anwesen der Vermieter in Bradwell-on-Sea.» Als die Polizei den Jähzornigen endlich stoppen konnte – er demolierte zugleich deren Dienstauto –, hatte er schon beide Autos der Vermieter und das Haus fast vollständig zertrümmert. Jetzt ist er nicht nur wegen Sachbeschädigung, sondern auch wegen versuchten Mordes angeklagt. Die Hausbesitzerin war noch beim Frühstück, als er mit der Zerstörung anging. Er war genervt ob deren Forderung, seine Schulden endlich zu begleichen. Er fühlte sich in seiner Selbstgerechtigkeit schlecht behandelt und rastete aus. Der Mann verlor komplett die Selbstbeherrschung. In seinem Größenwahn, unterstützt mit der Maschinenkraft seines Baggers, war er für einen Moment tyrannisch. Sein Hass auf die Vermieter, sein Gefühl von Selbstgerechtigkeit lösten seinen Jähzorn aus. Er fällt vom erwachsenen Mann in das bubenhafte Verhaltensmuster zurück. Die Gefühlsregung «Zorn» kann von ihm nicht altersentsprechend ausgedrückt werden. Das Zornesgefühl ergreift ihn jäh und bricht aus ihm heraus.

Meist ist Jähzorn eine kurze momentane, sadistische Herrscherlust, den oder die anderen zerstören zu können. Lust, den anderen Schmerzen zu bereiten. Die Wucht des Baggers, der Schwung der Baggerschaufel, drücken Bewegungen aus, welche der jähzornige Mann in sich nicht annehmen und anständig ausleben konnte. Da ich seine genaueren Lebensumstände nicht kenne, kann ich keine verlässliche soziale Diagnose stellen. Eine Diagnose ist immer eine soziale, wenn ich sie als «ein Durchschauen der sozialen Situation» verstehe.² Einen Durchblick zu bekommen, ist ein Prozess, der immer wieder geschehen muss. Ich sehe und höre immer wieder, was sich in einer Situation abspielt, die ich als Psychotherapeut begleite. Hätte dieser Baggerfahrer eine andere Möglichkeit gehabt, seine großen, aufgestauten

1 20 Minuten. Zürich, 29. Juni 2006, S. 10

2 Laing R.D. (1974) S. 42

Gefühlsregungen jemandem mitzuteilen, so vermute ich, wäre es nicht zu einer solchen Zwangshandlung gekommen. Er wollte sich zeigen, wollte ausdrücken, wie schlimm es in ihm aussieht. Er will ohne Zweifel gesehen werden. Das hat er, in seiner negativen Art, erreicht. Meist ist so ein Mann tief verwirrt, hat ein schlechtes Selbstwertgefühl, das er hinter der Fassade seines falschen Selbst versteckt. In dieser Maskerade trennt er sich innerlich von seinem wahren menschlichen Selbst ab. Er schützt seine wahren Gefühle und versucht sie in diesem Abgetrenntsein zu isolieren. Das gelingt nur teilweise. Obschon in solchen Fällen versucht wird, die eigenen inneren Wahrheiten perfekt zu schützen, gelingt diese Operation an den eignen Gefühlen nie ganz. Im jähem Zorn ist dieser Baggerfahrer gleichzeitig getrennt von und in Beziehung zu seinen Mitmenschen. Er gibt in seinem Jähzorn seinen Vermietern «eins aufs Dach». Er bricht zerstörerisch in ihr Leben ein. Er zerstört ihre Grenze. Er zerstört ihr Heim, welches sie vor Kälte, Wasser, Wind und anderen Elementen schützt.

In unserer Umfrage wollten wir von allen befragten Personen, die sich als jähzornig bezeichneten, wissen, was sie während eines Jähzornanfalls tun. Was tun Täter im Zähzorn? Von den 55 Tätern, die unsere Frage beantworteten, schreien 27% herum, 16% zerstören oder schmeißen Gegenstände herum, 9% wenden Gewalt gegen Mitmenschen an, 5% beschuldigen und beleidigen, 5% rasten total aus. Das Verhalten des Baggerfahrers passt da in mehrere Kategorien hinein.

Der geschlechtsspezifische Unterschied ist im Verhalten ist da. Von den 54 Täterinnen, die unsere Frage beantworteten, zerstören oder schmeißen 13% Gegenstände, 11% schreien herum, 4% wenden Gewalt gegen Mitmenschen an, und nur 2% rasten völlig aus.

In dieser Tabelle werden die verschiedenen Kombinationen von Verhalten sichtbar gemacht, welche in der Geschichte vom Baggerfahrer auch bemerkt werden konnten.

| Eigenes Verhalten von Tätern in ihrem Jähzorn | Anzahl der Nennungen von Tätern | | |
|--|------------------------------------|--------|-----------|
| | Männer | Frauen | Insgesamt |
| Schreien | 15 | 6 | 21 |
| Gewaltanwendung gegen Menschen | 5 | 2 | 7 |
| Zerstören oder schmeißen von Gegenständen | 9 | 7 | 16 |
| Ausrasten | 3 | 1 | 4 |
| Beschuldigen oder beleidigen | 3 | | 3 |
| Sich zurückziehen | 1 | 1 | 2 |
| Selbstverletzung | 1 | | 1 |
| Diverses | 1 | 5 | 6 |
| Schreien und Gewaltanwendung gegen Menschen | 5 | 8 | 13 |
| Schreien und zerstören oder schmeißen von Gegenständen | 2 | 9 | 11 |
| Schreien und ausrasten | 4 | 2 | 6 |
| Schreien und beschuldigen oder beleidigen | 1 | 3 | 4 |
| Schreien und sich zurückziehen | 1 | 2 | 3 |
| Schreien, Gewaltanwendung gegen Menschen und zerstören oder schmeißen von Gegenständen | | 2 | 2 |
| Schreien, Gewaltanwendung gegen Menschen und ausrasten | 1 | 1 | 2 |
| Schreien, zerstören oder schmeißen von Gegenständen und ausrasten | 1 | 2 | 3 |
| Gewaltanwendung gegen Menschen und zerstören oder schmeißen von Gegenständen | 1 | | 1 |
| Zerstören oder schmeißen von Gegenständen und ausrasten | | 1 | 2 |
| Zerstören oder schmeißen von Gegenständen und beschuldigen oder beleidigen | | 1 | 1 |
| Sich zurückziehen und Selbstverletzung | | 1 | 1 |
| Insgesamt | 55 | 54 | 109 |

Käme dieser Jähzornige zu mir in die Psychotherapie, wäre seine massive Grenzüberschreitung ein mögliches Anfangsthema, mit dem er sich auseinandersetzen müsste. Wie ist er mit sich im Einklang? Wie lebt er sein «In-Beziehung-Sein» zu anderen aus? Eine Psychotherapie ist eine spezielle soziale und zwischenmenschliche Aktivität, in der unser Seinssubjekt «In-Beziehung-Sein-zueinander» für therapeutische Ziele benutzt wird.¹ Es gibt immer wieder Männer, die mit Hilfe ihrer Autos während eines Jähzornanfalls anderen Personen Schaden zu fügen, indem sie deren Eigentum zerstören. Die Auslöser zu solch einer Tat sind ganz verschieden. Was ich in meinen Sprechstunden zu hören bekomme, sind Ohnmachtgefühle im Verbund mit unverschuldeter Langzeitarbeitslosigkeit. Unter Alkoholeinfluss entsteht das Gefühl: Jetzt ist es genug, jetzt muss sofort jemand für einen alles in Ordnung bringen. Diese Regung nenne ich «psychisches Betteln». Am Anfang einer Therapie ist es daher immer notwendig, direkt der eigenen Körperwahrnehmung zu arbeiten. Zuerst erfrage und kläre ich die Sitzdistanz zwischen ihr (oder ihm) und mir. Stimmt sie? Ist sie oder er nicht zu nahe oder zu weit weg? Ist die Distanz gut genug fürs «Hier und Jetzt»? Wenn nicht, was kann er oder sie tun, damit es stimmig wird? Wenn ja, spürt er in seinem Körper, dass die von ihm gewählte Distanz zu mir gut genug ist? Nach dieser Klärung und dem Bericht der Gefühle werden zuerst zehn tiefe und volle Atemzüge genommen. Damit können wir mehr nach innen kommen und uns von innen heraus spüren. Mehr Atem, mehr Lebendigkeit. Während des Atmens ist es wichtig, so offen wie möglich zu sein für das, was jetzt um mich herum ist. Die wahrnehmbare Mitwelt im Sprechzimmer und psychotherapeutischen Behandlungsraum. Diese Klärungen der Distanz, der Grenze und des Atemraumes des inneren Gefühls im Hier und Jetzt sind Vorbereitung für die therapeutische Behandlung. Es ist wie wenn wir zum Bahnhof gehen, um dort den Zug für eine Reise zu besteigen. Da, wo die Reise beginnt, fangen wir an. «Wenn ich nicht mehr weiß, wohin es geht, bin ich bei mir angekommen», sagte Brian Keenan.² Dann helfen uns die Symptome, Schmerzen, Fragen, Probleme als Wegweiser weiter. Sie zeigen in die Richtung, in die es geht. Das Sprichwort «Da, wo die Angst ist, geht es lang» hat eine tiefe Weisheit in sich. So wollen wir vom innersten Wesenskern ausgehen, unserem Mittelpunkt des Seins und Sinns, diese eigene innere Lebendigkeit spüren und in unserer Ausdrucksweise, unserer Zeit mit unseren Mitmenschen teilen. Da, wo wir in einer Psychotherapie hin wollen, da fangen wir an. Wir müssen nirgends hingehen. Wir dürfen, wenn wir wollen und können, beim

1 Laing R.D. (1994) S. 31

2 Keenan B. (1993)

eigenen wahren Selbst ankommen. Die Metapher der Reise ist in der Psychotherapieliteratur verbreitet. Die Zehntagereise von Jesse Watkins in Laings *Phänomenologie der Erfahrung* und Mary Barnes' *Meine Reise durch den Wahnsinn* sind zwei Beispiele dafür.¹ Die Psychotherapie, erlebt als ein Ritual, als eine Reise zum wahren Selbst und eine fällige Disidentifizierung vom falschen Selbst, kann geübt werden. Alles organische, natürliche Leben ist unendlich komplex, kompliziert und nur vorübergehend verstehbar. Jähzorn, wie andere Gefühlsphänomene, ist immer nur im Zusammenhang unseres Lebens verständlich. Der Jähzorn ist moralistisch, weil er seine Mitmenschen zwischenzeitlich erniedrigen und belehren will. Meist sind viele Projektionen im Spiel, und diese als solche anzuerkennen, ist ein wichtiger weiterer Schritt am Anfang der Psychotherapie.

In der jüdischen Bibel gibt es viele Erzählungen, in denen von Gottes Zorn die Rede ist. L. Szondi hat sich in seinen zwei Büchern zu den Gestalten Kain und Moses vertieft damit auseinandergesetzt. Er hat den mir auch liebgewordenen, dem Hebräischen nahen Übersetzungstext von Rosenzweig und Buber benutzt.²

Das Volk war wie Totenkläger,
 übel in SEINEN Ohren,
 ER hörte es, Sein Zorn entflamnte
 Ein Feuer von IHM zündete auf sie ein,
 es fraß am Rande des Lagers. (4. Moses 11,2)

Das Schöpferwesen des Ewigen wird gepackt von feurigem Zorn. Das ist bedrohlich, wenn durch unser existentielles Wehklagen die Grenzen, die Schutzwälle unseres Nomadenlagers von Feuer bedroht werden, das wir als Zornesfeuer des Ewigen deuten. Feuer vertreibt die Löwen. *SEIN Zorn flammt auf Israel ein ...*

Das Zornesfeuer des Ewigen wird alles verbrennen, zerstören bis ins Unterste und so die Basis unserer Existenz bedrohen. Die Grundlagen meines emotionalen und persönlichen Habitus werden erschüttert. Die Grundstörung und die Geschichte vom Sündenfall darf als soziales Moralgleichnis gelesen werden. Entweder wir ändern unseren Lebenswandel oder werden religiös? Es geht um eine Umkehr – *teschuwa* (hebr.), *metanoia* (griech.).

1 Laing R.D. (1969); Barnes M./Berke J. (1988): *Meine Reise durch den Wahnsinn*. Frankfurt, Fischer

2 Verdeutschung von Buber, Martin – 1992 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
 Bücher der Kündigung/Propheten – Verdeutschung von Rosenzweig und Buber

In unserem menschlichen «Mit-ein-ander-Sein» ist es immer wieder notwendig, die Wahrheit der Gefühle zu leben. Eine Psychotherapie kann immer eine Oase der Verheißung im Alltag und eine *Metanoia* in unserem Leben sein. Die Verhärtung und Versteifung der Seele, die durch die Schläge des Lebens produziert wurden, können wieder weich und durchlässig gemacht werden. Es entsteht dann ein «Zuvor» und ein «Danach», die in einer vorerst nicht wahrnehmbaren Kontinuität verbunden sind. Die Einsicht in diese neue Kontinuität ist ein Ethos der Therapie: An seinem Du findet jedes Ich sein eigenes Wesen. Das therapeutische Duett, das Gespräch der Seelen ist die erlebbare Grundlage des gemeinsamen *Miteinander-Seins*.

Moses hatte einen bösen Tag, als er im jäh entflammten Zorn Gottes Tafeln unten am Gottesberg zerschmetterte. Wie das?

Es geschah: wie er dem Lager nahte und sah das Kalb und Tänze, entflammte Mosches Zorn, er warf aus seinen Händen die Tafeln, er zerschmetterte sie unten am Berg. Er nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, verbrannte es im Feuer Gottes, zermalmte es, bis dass es stob, streute es aufs Wasser, gab's den Söhnen Jifsraels zu schlucken. (Namen 32,15–20)

Was war vorausgegangen? Überliefert ist diese folgende Gesprächssituation:

Und ER sprach zu Mosche: Ich sehe dieses Volk, da, ein Volk hart von Nacken ist es. Nun, lasse mich, dass mein Zorn auf sie einflamme und ich sie vernichte – Dich aber mache ich zu einem großen Stamm! Mosche säufte das Antlitz IHM, seinem Gott, er sprach: Warum, DU, soll dein Zorn einflammen auf dein Volk, das du führtest aus dem Land Ägypten mit großer Kraft, mit starker Hand! (Namen 32,9)

In diesem Berichten erkennen wir, wie Zorn, ob heilig, gerecht oder jäh, zum Alltag der Vermittlung zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen gehört.

In seiner Studie «*Mose – Geschichte und Legende*»¹ schreibt Eckart Otto, dass Sigmund Freud im Mose (oder Mosche) von Michelangelo, dargestellt im Grabmal für Papst Julius II. in Rom, einen Gottesmann sah, der zwar die Sündentat seines Volkes beobachtete, seinen aufwallenden, jähem Zorn aber überwunden hatte. Moses trägt die Gesetzestafeln Gottes in seiner rechten Hand, sie sind nicht, wie in anderen Abbildungen, zerbrochen. Laut Freud hat Michelangelo versucht, einen Moses darzustellen, der nicht wie der biblische

1 Otto E. (2006)

Mose in seinem jähem Zorn die Leitsätze für das Zusammenleben zerstörte. Hier ist ein Moses, der sich hinsetzt, ausatmet und beobachtet, was da vor sich geht. Er übt Affektkontrolle über seinen Zorn. Michelangelos Mose wird damit eine ganz eigenartige Symbolgestalt. Wer die Statue ansieht, merkt, zu wie vielen Projektionsmöglichkeiten sie einlädt. Ottos These ist: Michelangelos Mosche – somit auch Freuds – ist der Moses, welcher nach dem zweiten Mal vom Sinai-Berg heruntergestiegen ist und in seiner Begegnung mit Elohim dargestellt wird, nachdem er die zweiten Tafeln bekommen hat. Das würde bedeuten, Mose hat eine Erfahrung gemacht, die ihm half, seinen Jähzorn zu befrieden. Das «Ich kann nicht anders» wandelte Mose zum «Ich kann wählen». So wie er (von Michelangelo her gesehen) kann jede oder jeder von uns sich diese Möglichkeit der Zornregulation ersitzen. Pause machen. Sehen und merken, was im Hier *und Jetzt* geschieht. So spüre ich meine gewaltigen Kräfte in mir, kann in mich gekehrt bis auf den Grund meiner Lebendigkeit spähen, die Jähzorn-Gewalt mit in sich ruhender Kraftverteilung im ganzen Leibe regulieren. Wir öffnen uns den Himmel und weiten die Seelenräume in uns aus. Unser Mose-Bild ist das literarische. Die Figur Mose spielte eine wichtige Rolle bei der Etablierung des Wüsten-, Gewitter- und Kriegsgottes Jahu im Kulturland Palästina. Der historische Mose soll, wenn überhaupt, im 12. Jahrhundert vor Christus gelebt haben. Die schriftliche Geschichtsschreibung beginnt erst im 7. Jahrhundert vor Christus. Die Schreiber im Exil nach der Katastrophe der Volksverschleppung von 586 v. Chr. versuchten die Spannung, ja oft gar das Dilemma von Zorn, Jähzorn und Liebe Elohims in ihren Erzählungen auszubalancieren. Elohim brauchte es, dass das Volk sich einen goldenen Stier goss – um darum herum zu tanzen und sich in einem, von ihnen gestalteten wildgöttlichen Geborgenheitskreis zu konstellieren. Genau diese Situation war nötig, um Mose, als Mittler im Dienste von Jahu, in seinem wirkungsvollen Jähzorn auftreten zu lassen. Dadurch wird die darauf folgende Vergebungsszene vorbereitet. Jahu ist in seinem Zorn vorerst immer nachtragend. Sein Zorn erstreckt sich auf einige Generationen, ehe Jahu sich mit einer Entschuldigung zufrieden gibt. Erst danach kann er die Schuld, von seinem Volke für seine Ausbrüche gehasst zu werden, vergeben.

Darin kann sich Jahus Zorn im eigenen Seelenraum auflösen. Als Volksplage hat Jähzorn bis zur siebten Generation Affektfolgen. Der oder die Jähzornige «spielt» sich gerade im Anfall als «Gott» oder «Göttin» auf, weil er oder sie keine anderen Götter neben sich dulden mag. Ich bin allein herrschend. Verzweifelt versinken solche Tyrannen im tiefen Sumpf ihrer Illusion, weil es immer wieder, immer mehr andere ihresgleichen gibt. Got-

tesnarzissmus vermischt in zorniger Gottesvernarrtheit. Wenn ich schon beim Geschichtenerzählen gelandet bin, erlauben Sie mir hier noch eine:

«Das Buch Exodus, also das zweite Buch der jüdischen Bibel, erzählt Folgendes: Moses und seine Frau Zippora waren irgendwo unterwegs – wo genau verschweigt der Bericht – und sucht mit ihrem gemeinsamen Söhnchen eine Herberge auf. Dort trat ihnen der offenkundig erzürnte Gott Jahwe entgegen, um Moses zu töten. Doch Zippora, kurz entschlossen, nahm einen scharfen Stein, schnitt damit dem Söhnchen die Vorhaut des Geschlechtsorgans weg, berührte mit dieser den Penis ihres Mannes und sprach den seltsamen Satz: «Jetzt bist du für mich ein Blutsbräutigam.» Das wirkte, Jahwe bremste seinen Zorn ein und ließ von Moses ab.»¹

Warum dieser Gotteszorn? Täuschte Jahwe die Tötungsabsicht nur vor, damit er die Beschneidungsszene von Zippora auslösen konnte? Jahwe kann seinen Zorn bremsen. Dazu reichte hier etwas roter Lebenssaft auf dem Penis seines Zielopfers. Im Weiteren erkennen wir dank Zipporas geistesgegenwärtigem augenblicklichem Handeln, es braucht zur Besänftigung von Jahwes Zorn ein Ritual. Stellvertretend für all die vielen Stimmen von Ethnologen und Religionswissenschaftlern hier eine treffende Moral dieser Geschichte der religiösen Militanz: *«Eines nämlich unterliegt keinem Zweifel: Wann immer ein Stamm, ein Volk, ein Staat, eine Religionsgemeinschaft, ein Geheimbund etc. an einem theoretisch unlösbaren Problem laboriert, bedarf es eines Rituals, das Zusammengehörigkeit schafft. Dann muss geschrien, getanzt, gesungen, getrommelt, marschiert werden. Dann müssen Fahnen, Bilder und Statuen her zur Verehrung durch die Leute. Und wenn die üblichen Rituale nicht ausreichen, muss geschnitten, getötet werden. So hielten es einstens die Neandertaler, so hielt es Adolf Hitler.»*²

So etwas ist doch gestört, oder? Die Störung im Grunde unseres Menschseins, also der Grund der Störung unseres Seins als Menschen, Balint nennt sie *the basic fault*, ist meiner Ansicht nach in unserem evolutionären Übergang vom Primatenwesen zum Menschenwesen zu finden. Wir haben eine Tiernatur und eine Menschennatur in uns. Wir leben als Wesen auf der Grenze zwischen Natur und Kultur. Die Kultur, welche wir uns als Homo sapiens in den letzten hunderttausend Jahren geschaffen haben, ist daher ein Teil unserer menschlichen Natur. Ich nenne dieses Phänomen in unserem Leben die erste Faltung. Diese Grundfalte, wird ein Erlebnis, das in unserem

1 Zitiert nach Holl A. (2003) S. 69–70

2 Holl A. (2003) S. 73

sich entfaltenden Leben die erste Faltnie hineinzieht. Diese Grunderfahrung prägt sich ein. Wir bezeichnen uns gerne als vielfältige Wesen. In der Gefühlswelt des eigenen Lebens, hier die Gefühlswelt des Jähzorns, werden wir immer wieder mit diesen ersten interpersonal erworbenen und sozial gelernten primären Gefühlsreaktionen konfrontiert. Auf dieser Faltnie, der Störung im Grund, begegnen sich meine Tier- und meine Menschennatur. In dieser ersten Faltung, auf dieser Grundfalte der Seele, vereinen sie sich.

Kurz zusammengefasst ist meine Hypothese: Die Grundfalte ist das Verbindende dieser zwei Naturen in uns und ermöglicht die Kultur des Menschseins. Nur durch die Annahme und Respektierung der zwei Naturen in uns ist es möglich, ein ethisches, emotional ausgeglichenes, wahrhaftiges Leben zu führen. Bevor wir Primaten via *Homo habilis* und *Homo erectus* zu *Homo sapiens* und dank unserer Entwicklung von Waffen zu raubtierartigen Jägern wurden, waren wir gejagte Beutetiere. Beutetiere sind Fluchttiere. Das einzelne Fluchttier wird erlegt und gefressen. Die Gattung jedoch hat sich meist so weit entwickelt, dass sie überleben kann. Zorn ist, neben dem Totstellreflex, die zweite existentielle Verhaltensstrategie, um als Beutetier dem immanenten tödlichen Biss doch noch zu entkommen. Zorn und Jähzorn sind wuchtige Energieschübe, die eventuell eine letzte lebensrettende Flucht ermöglichen können. Diese Tatsache können wir als Grundlage für die weitere Evolution unserer Gefühlswelt sehen. Als reife erwachsene Menschen können wir, dank jahrelangem sozial-kognitivem Lernen, unsere primitiven Gefühlsimpulse durch Worte in Sprache bringen. Domestiziert diagnostisch könnte Jähzorn im *ICD-10* zur Gruppe *F63, Abnorme Gewohnheiten und Störungen der Impulskontrolle*, gehören. Je mehr wir aber die Gefühlsaffektschaltungen im «wilden» Gehirn verstehen, desto besser können wir mit diesem Wissen einen Teil unserer Zorn-Gefühlsbasis verstehen. Wir müssen diese dominierende Hirneskraft, die wir als inneren Zornes-Druck erleben, annehmen und spüren, wie sie uns dazu verleitet, jemanden ins Gesicht zu schlagen. Wie andere Forscher neurodynamischer Prozesse sieht Panksepp (1998) die primären Gefühlssysteme von Zorn und Furcht ineinander vermischt. Die soziopathische Tendenz vermutet er in genetischer Weitergabe, vermischt mit der Chemie der Aggression. Wut wird durch Stimuli aus der sozialen Umgebung hervorgebracht. Zorn hingegen wird durch das neuronale Schaltnetz ausgelöst. Wenn einem menschlichen Säugling die Arme an der Seite festgehalten werden, somit seine Bewegungsfreiheit eingeschränkt wird, kann das einen Zornanfall produzieren. Unsere durch evolutionäre Prozesse und Erfahrung entstandenen Hirne wurden konditioniert, die Gründe für starke Gefühle außerhalb von uns zu suchen.

Das Gehirn

Unser Gehirn ist der Hauptteil des Zentralnervensystems (ZNS).

Wir haben drei Gehirne.

- Erstens das Reptilhirn, unser Hirnstamm (oder Stammhirn), im Folgenden mit H1 bezeichnet.
- Zweitens das Säugetierhirn, unser Kleinhirn und Zwischenhirn als eine Kombination aus Thalamus und Hypothalamus (H2).
- Drittens das Großhirn, das aus den Großhirnhemisphären besteht, die durch den Corpus callosum (dicker Strang von Nervenfasern) verbunden sind (H3).

Das Großhirn H3 besteht aus verschiedenen Lappen, die das H2 zudecken. Es wird mit seinen verschiedenen Funktionsbereichen wissenschaftlich in Zonen unterteilt. Unser H3 ist viel größer als bei den meisten Tieren. Das H1 und H2 teilen wir mit anderen Säugetieren. Darin sind primär, aber nicht nur, unsere Gefühls- und Lebensunterstützungssysteme beheimatet.

Der momentane Stand der Hirn- und Neurowissenschaft bestätigt: Je intelligenter (von uns Menschen aus gesehen) eine Tiergruppe ist, desto entwickelter ist H3. Wenn wir in einem Sezierraum das H3 bei einem Menschen und einem Säugetier wegnehmen, so können wir mit bloßem Auge auf der anatomischen Ebene des H1 und H2 keinen markanten Unterschied erkennen. Fazit: H1 und H2 eines Schweins und eines Menschen sehen ähnlich aus. Unser emotionales Gehirn ist ähnlich wie bei einigen Tierarten. Das ist für mich und unser Thema Jähzorn eine sehr wichtige Tatsache. In den drei Gehirnen erkennen wir die früheren evolutionären Phasen und deren Wachstumsgeschichte. Jedes der drei Hirne hat seinen eigenen Zeit- und Raum-Sinn und seine eigene Gedächtnisstruktur. Jede Phase der Evolution hat ihre eigene subjektive Wahrnehmung der Umgebung ermöglicht. In unserem Gehirn leben also drei verschiedene Identitäten (H1, H2, H3).

Wir sind ein Reptil, wir sind ein Säugetier und ein Mensch, respektive Frau oder Mann. H1 unterstützt und steuert unsere grundlegende und lebensnotwendige Leibesfunktion wie Atmen, Essen, Trinken, Schlafen und Aufwachen. H2 reguliert und ermöglicht uns die Überlebensfunktion der Gefühle und des soziale Zusammenseins. H3 ist die Basis für unsere Vernunft, Sprache, Kommunikation und viele andere motorische Funktionen, die wir zum menschlichen Leben brauchen. Alle drei Hirne sind ineinander, untereinander, miteinander durch viele Nerven und ihre Synapsen verbunden. Wir wissen, dass H3 nicht H1 und H2 dominiert oder gar kontrolliert. Das Gehirn ist ein Korrelator, also ein Wechselbeziehung-Hersteller (Edelman 1992, S.149).

Der heutige Stand des neurologischen Wissens ist: Wir haben in den Bereichen H1 und H2 eine Tiernatur in uns, die anders ist als die Menschennatur, welche durch H3 in Kombination mit H1 und H2 ermöglicht wird. Wir Menschen nehmen die Rohdaten in unserer Umgebung meist nicht mehr bewusst wahr, und das ist gut. Unser H3 stellt für uns bewusste Schemata zusammen. Wir erkennen immer das, was unser Hirn H3 uns präsentiert. Die Wahrnehmung mit H1 und H2 ist uns nicht bewusst zugänglich. Die Informationen werden gefiltert und dosiert. So können wir im Alltag gut existieren. Ansonst hätten wir eine andauernde Wahrnehmungs- und Informationsüberlastung. Bei Menschen, die zum Jähzorn neigen, spielt dieses Faktum der Informationsüberlastung sicher eine Rolle. Plötzlich, beschreiben Jähzornige, gibt es eine emotionale Überflutung. In solchen Momenten reagieren die Jähzornigen direkt auf der Ebene von H1 und H2. Wir reagieren im Jähzorn mit fixen Handlungsmustern. Ethologen nennen das unser instinktives Handeln. Wir erkennen ein bestimmtes Verhalten eines anderen Menschen als einen Angriff auf unsere Integrität, Unversehrtheit und reagieren darauf mit vorgegebenen, eingprägten Handlungsmustern. Bei Tieren und Menschen hemmt die Furcht in einer Auseinandersetzung die eigene Aggression und reguliert den Wut- oder Zornausbruch. Als Beutetiere, die wir waren, fürchteten wir uns, erlegt und gefressen zu werden. Trotzdem war und ist der natürliche Zorn eine innere Leibeskraft als letzter Abwehrversuch der Gefahr, getötet zu werden. Der Homo sapiens ist von seiner Anlage her fähig, ganz komplexe Angelegenheiten zu begreifen. Trotzdem ist es manchmal unverständlich, wie wir mit unseren Gefühlsmischungen umgehen. Gerade weil wir ein gut entwickeltes H3 haben, können wir Psychodramen inszenieren, erleben und verstehen. Kleinkinder und Tiere, die eine weniger dominante H3-Struktur haben, erleben keine solchen seelischen Schwierigkeiten. Im großen Feld der Gefühle unterscheiden wir in der Psychologie und Psychotherapie, zwecks besserem Verständnis, zwischen primären Gefühlen (pG) wie Hunger, Liebe, Angst, Furcht, Zorn, Freude, die alle von H1 und H2 aus gesteuert werden, und sekundären Gefühlen (sG) wie Treue, Ambivalenz, Dilemma, die aus dem H1 und H2 kommen, jedoch zusätzlich das H3 in ihrer Komplexität beschäftigen. Dadurch werden die pG zu sG, weil wir einfache Gefühle interpretieren können. Daraus entstehen Gefühle wie Scham, Freude, Schüchternheit, Schuldgefühle, Glück und Triumph. Alle diese Gefühle wurzeln in dem pG der Trennungsangst und der sie begleitenden Trennungsanspannungen. Jedes einzelne Säugetier erlebt dieses pG. Tiere deren H3 kleiner ist als unseres, können diese pG nicht unterdrücken, verdrängen oder verneinen, wie wir Menschen es durch unsere Sozialisation gelernt haben. Dank H3 können wir

pG unterdrücken, verneinen, abschneiden, verwandeln, gar sublimieren. Daraus entsehen sG. Vielleicht, spekulieren Hirnforscher, befähigt uns das H3, ein Bewusstsein eines Unbewussten zu haben. Das Unbewusste würde in diesem Erklärungsmodell auf der Ebene von H1 und H2 stattfinden. Viele von uns Menschen wissen durch eigene Erfahrung, dass wir dazu neigen, Gefühle, vor deren Lebendigkeit wir uns fürchten, zu verdrängen. Somit kann ein Teil meiner domestizierten Tiernatur dank der Unterstützung von H3 eine ganze Reihe von zivilisierten Fähigkeiten wie Humor, Altruismus, Empathie, Intellektualisierung entwickeln. Diese Gefühlskultiviertheit hilft oft, die als bedrohlich empfundene pG wie Furcht und Angst abzuwehren. Andere domestizierte Tiere kennen diese Möglichkeit nicht, ihre pG zu unterdrücken oder in sG zu verwandeln.

In einem Interview, das ich mit dem Hirnforscher und Neurowissenschaftler Gerald M. Edelman machte, fragte ich ihn unter anderem Folgendes: *«Die affektive Neurowissenschaft stützt sich auf Ihre Bewusstseinsforschung, um die Frage zu beantworten, welche Rolle die emotionalen Systeme im Gehirn beim Aufbau von sozialen Systemen spielt. Wie empfinden Sie das?»*

Edelman: *«Dazu kann ich das Folgende anmerken: Wir wissen, dass wir eine Selektionstheorie vom Gehirn haben. Das Gehirn verfügt über eine astronomisch hohe Anzahl von möglichen Verschaltungen. Die Variation dieser Verschaltungen ist die Grundlage für eine Selektion, nachdem Wechselwirkungen mit der Umwelt stattgefunden haben. Doch damit das Selektionssystem funktionieren kann, müssen weitere Faktoren ins Spiel kommen. Das Gehirn ist im Körper eingebettet, und Gehirn und Körper sind in der Umwelt eingebettet. Die Evolution spielt eine entscheidende Rolle, indem sie uns zur Steuerung unserer Handlungen mit Bewertungssystemen ausgestattet hat – diffuse Projektionssysteme, die Neurotransmitter freisetzen. Diese Systeme können die Selektionsantworten kanalisieren und umfassen beispielsweise den Locus coeruleus, der Adrenalin ausschüttet, das cholinerge System, das Acetylcholin ausschüttet, sowie das dopaminergische System, das zur Belohnung Dopamin ausschüttet. Diese Systeme sind an emotionalen Reaktionen beteiligt. Diese Systeme sind als Leitlinien für die Selektion unabdingbar, denn sonst würde die Selektion nie zu konvergenten Antworten führen. Was uns menschlich macht, ist die spezifische Art und Weise, wie unsere emotionalen Leitsysteme mit unserem thalamokortikalen System interagieren. Deshalb muss beides funktionieren. Hier noch ein interessanter Hinweis. Das thalamokortikale System ist in einem großen Ausmaß von den Interaktionen des Individuums mit der Außenwelt abhängig, während die übrigen Systeme vererbt und somit artenspezifisch sind. Das heißt, dass wir nicht erwarten*

können, dass ein Tiger das gleiche Bewertungssystem wie ein Mensch hat. Wir müssen außerdem berücksichtigen, dass der Mensch die einzige Spezies ist, die über eine wahre Sprache verfügt. Wenn unsere Bewertungssysteme arbeiten, dann können wir auch die Wertvorgaben über Lernprozesse und Sprache verändern. Wir haben ein Modell für Bewertungssysteme aufgestellt. Dabei haben wir herausgefunden, dass diese Bewertungssysteme ohne Veränderung relativ starre Reaktionen haben. Wenn man jedoch die Wertvorgaben durch Lernen verändert, erhält man eine Vielzahl von Interaktionen, welche die Lernfähigkeit verstärken. Und natürlich wird das Lernvermögen durch soziale Interaktionen enorm gesteigert.» (Itten 2006)

Seine Antwort zeigt auf, wie komplex die Frage nach ethisch richtigem Gefühlsverhalten ist. Das neuronale Netz ermöglicht der motivorientierten Kraft, mit Jähzorn bei anderen Menschen einen Eindruck zu machen. Verschiedene Impulse aus sechs Gehirnregionen ermöglichen das Zorn/Jähzorn-Verhalten. Alle diese Impulse sind interdependent und werden selbstverständlich von verschiedenen anderen Faktoren, wie Blutdruck und Aktivitäten im Barorezeptoren-Bereich, mit beeinflusst.

Doris Lessing (1919), Literaturnobelpreisträgerin 2007, hat im vorletzten Sommer (2008) ihr neuestes Buch *«Alfred & Emily»* veröffentlicht. Wie schon in ihrem ersten Buch *The Grass is singing* (1950) und vielen anderen kommt in diesem biographischen Roman der Jähzorn immer wieder vor. Trauer, Kummer, Leid als Erfahrung kann in unseren Herzen landen und wie ein gewichtiger kalter Schmerz verweilen. Sie nannte dieses Phänomen *«das Warten der Seele»*.

Ihre eigene Mutter wurde krank in Afrika und lag im Bett. Sich selbst entfremdet, rief sie die Kinder zu sich und sagte: *«Arme Mummy, arme, arme Mummy.» «Die Empörung, die ich damals empfand (outrage), empfinde ich noch am heutigen Tag. Ich war empört, zornig, wütend, und sie tat mir natürlich furchtbar leid. ... Sie war krank. Und nicht bei sich.»* S. 178

Ihre Mutter hatte einen Nervenzusammenbruch. Der Erste Weltkrieg verwüstet verheerenderweise die Seelen der direkt und indirekt betroffenen erwachsenen Menschen und immer noch die der Kinder der damaligen Kinder. Diese inneren an der Seele nagenden Wunden sind nicht so sichtbar wie eine äußere Narbe oder das weggebombte Bein des Vaters. Lessing beschreibt ihren Hass als Kraft für ihren Zorn. Konnte sie ihren Hass auf die Mutter nicht ausdrücken, kam es zum Jähzorn. Der traf dann auf den Jähzorn ihrer Mutter auf sie, die Tochter, welche ihr so wenig folgte wie sie, die Mutter als Mädchen dem eigenen Vater. *Howels of Rage*. Am Sterbebett ihres Vaters: *«Wenn ich an jenen langen Nachmittagen und Abenden bei ihm saß, hielt er*

meine Hand, und wir waren Komplizen in zornigem Einverständnis. Ich glaube der Zorn meines Vaters über die Schützengräben hat sich auf mich übertragen, als ich noch sehr jung war, und ist nie wieder von mir gewichen. Ob die Kinder die Emotionen ihrer Eltern spüren? Ja, das tun wir, und auf dieses Vermächtnis hätte ich gut verzichten können.» (S. 285) Doris Lessing und ihr literarisches Werk ist ein tolles, ja überaus reichhaltiges Beispiel für die transgenerationale Delegation und emotionale Vererbung von Jähzorn. Im Jähzorn versuchen wir, über die Lebens- und Beziehungsabbrüche eine Gefühlsbrücke herzustellen. Der Gefühls-Cocktail vor, während und nach einem Jähzornanfall besteht aus Unsicherheit, Verletzung, Kränkung, Minderwertigkeitsgefühl, Unterlegenheit, Ärger, Aggression, Dominanz-, Herrsch-, Rach- und Verletzungssucht (Sadismus), Trauer, Schuldgefühl und Verlorenheit. Jähzorn ist zielgerichtet und möchte eine ungerechte Situation wieder ins richtige Lot rücken. Dieses Gefühl der brutalen Offenheit erzeugt Schrecken und Einschüchterung. Jähzorn beinhaltet vorsprachliche Gefühlsmomente, die nur animalisch ausgedrückt werden können. So paradox es ist: Der auf Gesundung gerichtete affektlogische Aspekt des Jähzorns ist die momentane Gefühlsbefreiung, der offene Atemraum, ein Ausgleichen der inneren und äußeren sozialpsychologischen Druckverhältnisse. Der Jähzorn ist eine momentane Katharsis. Aber er ist keine dauerhafte Befreiung in die Entspannung (Ciompi 1982).

Hier nun meine psychotherapeutischen Antworten auf dieses unkontrollierbare Gefühl.

In der von mir ausgeübten somatischen Psychotherapie beachte ich mindestens drei Grundprinzipien:

- Prinzip 1: Jede/r PatientIn hat die Antwort und trägt sie in sich.
- Prinzip 2: Wir TherapeutInnen bieten einen Ort und die Begegnung an, um das innere Wissen zu erkennen und anzunehmen.
- Prinzip 3: Therapie ist eine Öffnung für den befreienden Umgang mit der Umwandlung vom Starren zum Beweglichen. Sie ist eine Umkehr des in die Sackgasse führenden Lebensweges. Sie ist eine Umlenkung der Gefühle. *Solve et coagula*. Wo Hartes war, soll Weiches, Flüssiges werden.

Eine Seelenheilkunde, die in der Tradition des Asklepius ausgeübt wird und die Leib, Seele und Geist als integrales Ganzes begreift, beinhaltet mindestens drei Sphären:

1. die Choreographie des Settings, des Raumes und der Sitz- oder Liegemöglichkeiten;
2. die paralinguistischen Botschaften, d.h. die Musik der Worte, den Rhythmus, das Tempo, die Tonlage, den Charakter (warm bis kalt) und die Pausen eines Gesprächs;
3. die Bewegungsempfindung, das Bewegungsgefühl als das therapeutische Ballett unserer Körper in der Bewegung. Spiegelneuronen sind ein anderes Konzept dafür.

Psychotherapie ist für mich strukturell verwandt mit Musik und dem Tanz.

Von innen erlebt, sind wir ein Leib als Gefäß für unsere Seele. Das, was mich in einer psychotherapeutischen Behandlung seelisch berührt, ist die Rührung, die heilend wirken kann.

Moderne Psychotherapieforscher stimmen darin überein, dass die Art und Weise, wie ich als Therapeut die Beziehung zu meinem oder meiner PatientIn gestalte, 30% der therapeutischen Wirksamkeit ausmacht. Der PatientInnenfaktor, die Art und Weise, wie sie oder er leben, ihr Beruf, ihr Sozial- und Liebesleben, ihre Wohnungssituation, ihr transgenerationales Lebensmuster, macht 40% der Wirksamkeit aus. Die eigentliche angewandte Psychotherapiemethode, bei mir Analytische und Integrative Körperpsychotherapie (IBP), ist mit nur 15% an der Prozess- und Heilungswirksamkeit beteiligt, gleich viel wie der so genannte Placeboeffekt. (Lambert und Bergin 1994; Tschuschke und Kächele 1998)

Die Hauptbereiche, welche ich während einer Psychotherapiekonsultation beachte, sind: die verkörperte Gegenwart, Grenzen und innerer Halt. Gegenwärtige alltägliche Anlässe und Situation im eigenen Leben. Welche Sorgen, Verhaltensmuster, Erlebnisschwierigkeiten und emotionale Themen bestimmen meinen gegenwärtigen Alltag? Die Übertragung und Gegenübertragung in der therapeutischen Beziehung zwischen PatientIn und TherapeutIn wird angesprochen. Dies ist ein Reden und Klarwerden über das, was in der Therapie vor sich geht. Gleichzeitig ist dieses Gespräch ein Metalog zur therapeutischen Beziehung als Übungsbeziehung. In der Therapie kann ich neue Beziehungsformen üben und mich von meinen alten Beziehungsmustern (meist Kindheitsmustern) ablösen. Im Bereich der primären Geschichte wird das betrachtet, was uns zuerst prägte, als wir in eine Familiensituation gebo-

ren wurden. Geheime Themen und Kindheitsmuster werden analysiert und die Grundstörung erleb- und sichtbar gemacht. Das Gleiche gilt für transgenerationale Familiendelegierungen in Rollen und Verhaltensformen. Unser jeweiliger Charakterstil, oder Typ, ist eine Entwicklung aus dem Überlebensstil, den wir uns zulegen mussten, um uns in der Familie, in die wir geboren wurden, zurechtzufinden. Hier passiert die so genannte Ego-Identifikation, welche dann in die Person oder Figur hineinreift, die wir im erwachsenen Leben sind. Das auf andere orientierte Handeln wird kontrastiert mit aus dem eigenen Selbst orientiertem Handeln. Ich muss vorerst etwas für andere (meist zuerst Mutter oder Vater) tun, damit ich von ihnen geliebt und umsorgt werde, damit ich körperlich und seelisch wachsen kann. Selbst-orientiertes Handeln kommt aus dem innersten Wesenskern heraus und ist nur möglich in einer Familie, in der wir gut genug versorgt und betreut wurden. Kindheitsmuster müssen zuerst einmal als das, was sie sind, erkannt werden. Erst danach können wir uns daraus befreien. Die Sexualität und Erotik der Gefühle ist ein Lebensbereich, der direkt unsere leibliche Lebendigkeit und Lebenskraft in Beziehungen zu sich selbst und anderen bestimmt. Mit den existenzialen Themen bewegen wir uns im Bereich der Mythen, Religionen, der Illusion der größeren Wesenszusammenhänge. Hier werden die Tatsachen des Lebens betrachtet. Das Annehmen der Tatsache, selber ein sterbliches Wesen zu sein, und sich mit den daraus entfaltenden Sinnfragen zu beschäftigen, sei es durch Meditation und Üben anderer geistigen Disziplinen.

Als Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten interessiert Sie sicher, was Täter und Täterinnen zur Linderung ihrer Jähzornattacken unternehmen. Hier die Tabelle aus unserer Umfrage.

| Maßnahme von Tätern zur Linderung ihrer Jähzornattacken | Anzahl (%) der Antworten von Tätern | | |
|--|--|---------------|------------------|
| | Männer | Frauen | Insgesamt |
| Keine | 27 (43) | 13 (24) | 40 |
| Beruhigen, Meditation, reflektieren, positiv denken | 11 (16) | 11 (20) | 22 |
| Therapie | 5 (8) | 6 (11) | 11 |
| Sport, Bewegung | 3 (5) | 3 (6) | 6 |
| Weglaufen, isolieren | 2 (3) | 4 (7) | 6 |
| Gespräche führen | 1 (2) | 2 (4) | 3 |

| | | | |
|--|----------|----------|-----|
| Musik | 2 (3) | 2 (4) | 4 |
| Drogen | 2 (3) | | 2 |
| Diverse | 2 (3) | 5 (9) | 7 |
| Linderung durch Alter | 3 (5) | | 3 |
| Beruhigen, Meditation, reflektieren, positiv denken und Therapie | | 1 (2) | 1 |
| Beruhigen, Meditation, reflektieren, positiv denken und Sport, Bewegung | 2 (3) | | 2 |
| Beruhigen, Meditation, reflektieren, positiv denken und weglaufen, isolieren | | 1 (2) | 1 |
| Beruhigen, Meditation, reflektieren, positiv denken und Gespräche führen | | 1 (2) | 1 |
| Therapie und Sport, Bewegung | | 1 (2) | 1 |
| Therapie und Drogen | | 1 (2) | 1 |
| Sport, Bewegung und Linderung durch Alter | 1 (2) | | 1 |
| Sport, Bewegung und Gespräche führen | 1 (2) | | 1 |
| Sport, Bewegung und Musik | | 1 (2) | 1 |
| Sport, Bewegung und Drogen | 1 (2) | | 1 |
| Weglaufen, isolieren und Musik | | 1 (2) | 1 |
| Gespräche führen und Drogen | | 1 (2) | 1 |
| Insgesamt | 63 (100) | 54 (100) | 117 |

In der Tabelle ist erkennbar, dass von den 117 Tätern und Täterinnen 77 etwas unternommen haben, um ihren Jähzorn zu lindern. 13 Personen, also 11 % benutzen sogar verschiedene Kombinationen von Aktivitäten. Aber nur gerade mal 8 % der Männer und 11 % der Frauen, die sich als jähzornig erleben, geben an, eine Psychotherapie zur Linderung ihres Jähzorns gemacht zu haben. Einer von denen, die den Weg in die Therapie gefunden haben, ist der Mann, den ich Erfinder nenne.

Der Erfinder ist ein 50-jähriger, groß gewachsener, kräftiger Mann. Er hatte schon viel unternommen, um mit seinem Jähzorn zurechtzukommen. Gruppentherapien, Psychotherapie und Selbstfindungsseminare. Trotzdem

wird er immer wieder jähzornig, vor allem bei der Arbeit. Das gefährdet seine Existenz und macht das Schaffen äußerst mühsam. Durch eine lange Arbeitslosigkeit wurde er schwermütig. Er möchte gar nichts mehr tun, nur noch im Bett bleiben und Musik hören. Was ihn ab und zu lebendig macht, ist, mit einem Motorrad herumzufahren, und je schneller er rasen kann, desto besser fühlt er sich. Es gibt Tage, da möchte er aus dem Alltagsleben aussteigen, alles am Ufer des Sees ablegen, in die Wellen steigen und so weit hinaus schwimmen, bis er alles loslassen kann und versinkt. Diese Vorstellung in der Psychotherapie auszusprechen, hilft. Ich nehme diese Sehnsucht, alles beenden zu wollen, ernst, doch er wird es nicht tun müssen. Seit seiner Pubertät begleitet ihn sein Jähzorn. Wenn gegenwärtige Lebensabläufe und Vorgänge in seinem sozialen Zusammenleben nicht so vonstatten gehen, wie er sich das wünscht oder erwartet, spürt er starken Zorn in sich aufsteigen. Diesen Vorgang kann er nicht stoppen. Er ist zwanghaft. Hier ist ein Thema für die begonnene Therapie: ein Wiederholungszwang. Wenn ich unter einem Zwang leide, etwas immer wieder zu durchleben, muss ich das so lange tun, bis ich die Botschaft meiner Seele verstanden habe. Ich spiele das Trauma durch. Sein Glaubenssatz dazu ist: Es fehlt mir eine bestimmte «Software» im Gehirn. Um an diese heranzukommen und sie runterzuladen, hat er, in verschiedenen Lebensphasen, diverse Psychotherapien gemacht. Das hat ihm geholfen, mehr auf sich und seine vergangene Geschichte zu achten und die Gestalt seines Lebens im Hier und Jetzt mehr zu erkennen. Im Jähzorn stößt er die Menschen, die ihm am liebsten und nächsten sind, zurück. Das Gegenteil von dem, was er sich wünscht, nämlich Nähe zu erfahren. In diesem Moment kann er sich nichts mehr vormachen. Er ist mir seiner falschen Selbstbeherrschung am Ende. Die seelische Wucht, mit dem sein kräftiger Leib ergriffen wird, ist für ihn und seine Mitmenschen bedrohlich. Ganz selten ist es vorgekommen, dass er diese Gewalt gegen Menschen richtet. Meistens zerstört er Sachen, die ihm wichtig und teuer sind. In so einem Moment lebt er voll seinen Hass auf Dinge. Im Jähzorn beobachtet er einen inneren Streit. Begleitet wird dieser Streit von mindestens zwei Seiten in ihm, manchmal sind noch mehr beteiligt an seiner innerseelischen Verkrampfung. Um sich verzweifelt daraus zu lösen, richtet er diese ohnmächtig machende Wut und Zorn gegen einen Teil von sich selber. In diesem Moment wünscht er sich die endgültige Befreiungsaktion. Am liebsten würde er blitzschnell vom Erdboden verschluckt werden. Nie geboren worden zu sein, wäre eine echte Erleichterung. Die tiefe, seit seiner Kindheit andauernde Lebensangst breitet sich, nach einem erschöpfenden Jähzornanfall, wie ein Nebel in ihm aus. Seine Mitmenschen erkennen das jeweils an seinen sich trübenden Augen. Schon wieder

ein Anfall, den er nicht verhindern konnte. Er ist von sich enttäuscht. Er wird trübsinnig und fühlt sich als eine Last für seine Mitmenschen. «Wieso verliere ich immer wieder meine gemütliche Gelassenheit?», fragt er sich und mich in einer Therapiestunde. «Wozu waren denn ihr Großvater und Vater jähzornig?», frage ich zurück. Diese schmerzliche und verletzliche Gefühlsaffektregulation ist in seiner väterlichen Familie seit über vier Generationen emotional vererbt. «Ich denke, es geht um Ich-Abgrenzung. Um Sich-selber-Ernstnehmen. Um das Gefühl, weniger wert zu sein als andere, also um den Minderwertigkeitskomplex», antwortet er. Seine Ich-Grenze geht im Moment seines Aufbrausens im jähen Zorn verloren. Das, was er im Zorn schützen muss, löst sich dadurch auf. In einer Jähzornattacke steht er, als Urenkel, mit seinen Ahnen in emotionaler Verbindung. Sein «Ich» verschmilzt im Zornesfeuer mit dem «Wir». Maßhalten, ja sich mäßigen, wäre schon ein Beitrag zur Linderung der existentialen Verunsicherung. Jähzorn ist in so einer Familie nicht verboten. Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt. Er hat die transgenerationale Gestalt des Jähzorns seiner männlichen Vorfahren als Nachwirkung in seinem eigenen Leben erkannt. In seiner Psychotherapie bei mir möchte er seinen seelischen Frieden finden, der ihm im Alltag zu Hause und an seiner Arbeitstelle ermöglichen würde, seine Gelassenheit ausleben zu können. Das ist ein Therapieziel, das er zu erreichen wünscht. Zusätzlich sucht er seine Echtheit und möchte für sich und andere gerecht und wahrhaftig sein. Er will nicht mehr etwas vortäuschen, das gar nicht da ist. Er wünscht sich, von seinem zeitweiligen Größenwahn (GW) befreit zu werden. Er spürt und weiß, sein GW ist mit seinem Minderwertigkeitskomplex verknüpft. Wie beim Flugdrachen, der in die Lüfte steigen gelassen wird, zeigt der GW über die Steuerungsfäden zum Halter zurück, zum kleinen oft miserablen Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl. Das von ihm gesuchte wahre Selbst ist eine somatische Erfahrung. In seiner Psychotherapie mit mir bekommt er genug Raum und Geborgenheit. Damit sein Leben eine für ihn und seine Seele positive Verwandlung erfahren kann, braucht es Atem. Die eigene Seele braucht Bewegung, ja des Dichters Odem immerdar. Odem füllt und belebt unseren Brustraum im Körper-Selbst und somit unsere Seele. Wenn diese Lebendigkeit in unserem Leib nicht mehr möglich ist, verlässt die Atemseele ihn. Danach wird unser Leib zum Leichnam. «Richte einen Leichnam auf, und ihr habt einen Gott», sagt ein altes ägyptisches Sprichwort. Seinem Atem folgend, seinen Gesten Aufmerksamkeit schenkend – das Unbewusste teilt sich auch, aber nicht nur, durch unsere Leiblichkeit mit – horche ich im Gespräch mit ihm auf den Inhalt und Text seiner Mitteilungen. Er braucht das Gespür für seine Grenze. So empfehle ich ihm, mit Steinen, die

ich in einem Topf dafür bereithalte, um sich herum eine Grenze, einen Atemraum auszulegen. Die Grenzsteine markieren seinen Raum. Den kann er sehen und spüren. Wo in seinem Körper nimmt er wahr, dass die Grenzdistanz, die er sich mit den Steinen markiert hat, stimmt? Die meisten von uns haben eine innere und äußere Toleranz. Das Thema Nähe und Distanz können wir mit dieser einfachen Übung, seine eigene Grenze um sich zu markieren, erleben und besprechen. Die innere Erlebnisresonanz zu frühesten Erfahrungen von Nähe und eventuelle Gefühlsüberflutungen, zu Distanz und eventuellen Verlassensgefühlen und all den Nuancen des Dazwischen, kann im Hier und Jetzt frisch bemerkt werden. Er braucht einen großen Raum. Das kann ein Hinweis auf Gefühlsüberflutungen als Kleinkind sein. Das besprechen wir. Ich ermuntere ihn daraufhin, sich auf dem japanischen Futon am Boden meines Sprech- und Behandlungszimmer auf seinen Rücken zu legen. Der Futon ist für mich die logische Weiterentwicklung der freudschen Couch. Es ist der Zen-Ort in der modernen leibeinbeziehenden Psychotherapie. Wieder seine Grenze markieren, bis sie stimmt, und die Distanz zu mir klären, bis sie gut genug ist. Ich ermuntere ihn: «Lass den Atem kommen und gehen, sei zufrieden mit dem, was kommt, und mit dem, was geht. Wenn der Atem geht, versuch jedes Mal etwas mehr von deinem inneren Festhalten loszulassen. Stell dir vor, Du legst es auf den Futon. Spüre, wie Du getragen und gehalten wirst. Es ist ein stetes Üben von <Sich-dem-Leben-Hingeben>. Versuche wahrzunehmen, was du in dir fühlst. Wo in deinem Leib nimmst du dieses Gefühl wahr? Es ist, wie es ist, die Gefühle sind, wie sie sind, da, wo sie sind im <Hier und Jetzt>.» Er nimmt zehn volle und tiefe Atemzüge. Dann werden die Augen geschlossen, um so die innere Wahrnehmung zu unterstützen. All unsere großen Gefühle wie Leid, Freude, Trübsal, Liebe, Trauer, Zorn existieren für jeden von uns nur innerhalb der eigenen Erfahrung. Alle Gefühle als Ausdruck unserer Lebendigkeit sind alltäglich und sind daher «normal». Unsere Gefühle nehmen in unseren Körpern die Form, Intensität, Modulation, Funktion wahr, die «sie» wollen. Wir sind immer schon in einer bestimmten Gestimmtheit, die wir jetzt gerade brauchen. Das ist Vertrauen in das eigene Selbst. Hier horchen wir auf die innere somato-seelische Stimme. Den eigenen Gefühlen gebührend Wertschätzung geben lässt Selbstwert entstehen. «Was hat dir deine innere Stimme zu sagen? Was nimmst du wahr?» Er antwortet: «Ich habe viel Platz in mir, meinen großen lieben Bauch spüre ich gut. Ganz weit innen nehme ich eine leichte Trauer wahr.» So gehen wir behutsam, Frage um Frage, Gefühl um Gefühl vor. Ich lasse ihn in die Trauer atmen und nachspüren, was passiert und sich allenfalls verwandelt. Seine Lebenskraft in ihm nutzen, die seine Hingabe an sein wahres Selbst ihm ge-

radezu schenkt. Er kann sich vergewissern, worum es in seiner Trauer geht. Was hat sie ihm zu «sagen». So gehen wir von dem einen zum anderen Gefühl und inneren Bildern, die sich ihm zeigen. Die Grundatmung wirkt unterstützend: Beine anwinkeln, Füße schulterbreit auseinander, tief und voll in die obere Brust einatmen (in den Sympathikus des Autonomen Nervensystems ANS). Alles andere ist dabei so entspannt wie möglich. Beim Ausatmen Unterkiefer entspannt lassen, mit den Füßen von Ferse bis Zehenspitzen in den Boden stoßen, das Becken wird in dieser Erdung gewiegelt. Beim Einatmen fällt es wippend nach hinten, beim Ausatmen kommt das Becken vorne hoch. Diese Grundatmungsform machen wir üblicherweise zehn Mal. Eine Pause mit drei bis vier üblichen Atmungen – den Atem kommen und gehen lassen –, um zu spüren, was sich im Körper verändert hat. Die Augen werden geschlossen. Ich «schaue» in mich hinein und merke, was in mir vor sich geht. Mein Leib als das Boot meines Daseins in dieser Welt. Mit diesem Atmen erreichen wir die direkte Aktivierung des ANS. Der Zugang zum inneren Wesenskern wird erleichtert. Da spüren wir, wo das eigene falsche Selbst sich in membraner Abgrenzung zum wahren Selbst befindet. Das falsche Selbst schützt das wahre Selbst, macht es durch die Jahre, je älter wir werden, desto mehr, zu einem Gefangenen seiner selbst. Ich lebe in einem goldenen Käfig – die Tür ist offen, doch ich kann nicht ins Leben hinausfliegen. Das zu spüren, ist notwendig. Hier wird die Not gewendet, wie der Bauer sein Heu unter der Sonne wendet, bis es trocken ist. Dann wird es heimgebracht. Wir sind da, wo und wie wir als Neugeborene und Kleinkinder waren. Damals mit unserer Mutter zusammen, in den von ihr und ihrer Familie ausgehenden Gefühls- und Lebensmustern. Jetzt berühren wir das Trauma oder den Kummer und greifen zur gleichen Zeit auf unsere erwachsenen Mittel. So wird eine momentane Regression ermöglicht mit der sie begleitenden Übergangswirklichkeit. Als Psychotherapeut gut genug zu sein, bedeutet für PatientInnen die Botschaft der Mutter: «Ich genieße dich, bin aufmerksam dir gegenüber, sehe und höre dich ohne Anstrengung.» Das Kleinkind (oder der/die PatientIn) kann aus seiner inneren Welt schöpfen. Es entsteht, was Winnicott als «vorübergehende Wirklichkeit» bezeichnete. Alles, was ich als Vater oder Psychotherapeut sein muss, ist gut genug. Jedoch ist «Gut-genug-Sein» eine Kunst, und die ist schwer. Wenn ich sie kann, ist sie keine Kunst mehr. Der Patient/die Patientin kann so, alleine in der «stützenden» Gegenwart des Psychotherapeuten, eine heilende korrektive Erfahrung machen. Er hat angefangen, sich zu spüren. Seine Gefühle des «gerechten» Zorns in einer Situation, ob im privaten oder beruflichen Umfeld, kann er in seiner Lebendigkeit mitteilen. Jetzt hat er eine Wahl. Entweder er macht die alte Tour und wird jähzornig,

oder er probiert das Neue aus. Diese neue Lebensweise, diese Erfahrung, sich anders leben zu können, braucht eine Weile. Sie immer und immer wieder zu machen, lässt sein Vertrauen in sein wahres Selbst wachsen und stärken. In der Übung seiner Psychotherapie – (Praxis = Übung) – hat er eingesehen, dass er sich verändern kann. Er erlebt sich und seine Legitimationsgeschichte, die er sich erzählt, für das, was er tut. Die eigenen Glaubenssätze verändern geht nur durch die somatische Erfahrung einer Disziplin. Psychotherapie ist nur eine unter vielen. Erst nachdem wir in einer neuen Lebensform den Lebensweg gehen können, den wir uns wünschen, können wir getrost das uns bisher schützende und das Überleben sichernde falsche Selbstsystem aufgeben. Das braucht Mut zur eigenen Wahrheit und Lust auf die seelische Gesundheit. Eine alte Gewohnheit wird mit einer neuen Gewohnheit ausgetrieben. Danach ist jede und jeder selber verantwortlich, die in der Psychotherapie neu gefundene wohltuende Integrität mit eigenen Übungen aufrechtzuerhalten. Sonst kommt die alte Gewohnheit zurück und vertreibt die neue, noch nicht gefestigte wieder. In der modernen Psychotherapieforschung wird dies der Umstrukturierungsverlauf genannt. Es braucht oft eine Langzeitpsychotherapie, das sind neunzig bis hundertzwanzig Konsultationen, um eine dauerhafte Lebensumstrukturierung zu erhalten. Die Symptombefreiung geht zusammen mit dem Auflösen von interpersonellen Schwierigkeiten oft schneller. Die Erfolge einer Psychotherapie sind von vielerlei Faktoren abhängig. Da sind die globale Gesundheit, das soziale Funktionsniveau, die Dauer der Symptombelastung vor dem Psychotherapiebeginn, Alter, Geschlecht, Klasse, Bildung, Religion, Arbeitsplatz, Familiengeschichte usw. von enormer Wichtigkeit.

Zum Schluss drei mögliche Mitnehmpunkte:

- Jähzorn ist eine veritable Volksplage, welche viel Unheil anrichtet.
- Jähzorn verdichtet unausgesprochenen, unterdrückten Zorn bis zum bitteren «*Gehnichtmehr*», das sich entlädt in der gewaltsamen Explosion der Zorngefühle.
- Es gibt sie, die Wege aus dem Jähzorn, zum gesunden Zorn. Die Heilung des Jähzorns beginnt im Spüren und Ausdrücken der eigenen Zorngefühle.

Literaturverzeichnis

- Barnes M. (1988): *Meine Reise durch den Wahnsinn*. Frankfurt, Fischer
- Ciampi L. (1982): *Affektlogik*. Stuttgart, Klett-Cotta
- Holl A. (2003): *Weihrauch und Schwefel – Ein Monolog*. Graz, Styria
- Itten T. (2006): Interview mit Professor G. Edelman. *Psychotherapie Forum* 14, S. 143–147
- Kast V. (1998): *Vom Sinn des Ärgers*. Kreuz, Stuttgart
- Keenan B. (1993): *An Evil Cradling*. London, Vintage
- Laing R.D. (1994): *Das Geteilte Selbst*. Köln, Kiepenheuer & Witsch
- Laing R.D. (1974): *Die Politik der Familie*. Köln, Kiepenheuer & Witsch
- Laing R.D. (1969): *Phänomenologie der Erfahrung*. Frankfurt a.M., edition suhrkamp
- Lessing D. (2008): *Alfred und Emily*. Hamburg, Hoffmann und Campe
- Otto E. (2006): *Mose*. München, C. H. Beck
- Panksepp J. (1998): *Affective Neuroscience: The Foundations of Human and Animal Emotions*. Oxford, OUP
- Szondi L. (1973): *Moses. Antwort auf Kain*. Bern, Verlag Hans Huber
- Szondi L. (1969): *Kain. Gestalten des Bösen*. Bern, Verlag Hans Huber
- Tavris C. (1992): *Wut – das missverstandene Gefühl*. Hoffmann und Campe, Hamburg

Autor

Theodor Itten

E-Mail: info@ittentheodor.ch

Glühender Zorn und leidenschaftliche Reue – Ein turbulentes Wechselbad der Affekte

Almut Schweikert

Zunächst komme ich zum Oberbegriff der Affekte, zu denen die Schicksalspsychologie ein ganz besonderes Verhältnis hat. Es gibt noch andere Einteilungen von Emotionen, und oft wird auch in der Fachliteratur kein Unterschied gemacht zwischen einem Gefühl und einem Affekt.

Das schicksalsanalytische Affektverständnis sieht vor, dass Affekte von einem paroxysmalen¹ Bedürfnis geregelt werden. Das paroxysmale Bedürfnis besteht unter anderem aus den Strebungen, «böse» zu sein und «gut» zu sein. Je nachdem also, welches Bedürfnis ich in mir spüre, generiere ich zornige oder heilende Affekte, erzürne innerlich, bin rasend vor Eifersucht oder bin tolerant, liebevoll und verzeihend. Niemand ist einfach nur gut oder nur böse. Wir Menschen sind mit diesem grundsätzlichen Konflikt zwischen Gut und Bösessein konfrontiert und müssen diesen irgendwie in uns überbrücken. Oft werden die dadurch entstehenden Konflikte auch verdrängt, zum Beispiel wenn jemand sagt, er habe überhaupt keine Probleme mit Zorn, dabei ist er vielleicht innerlich sehr zornig, ohne es wahrhaben zu wollen.

Aus schicksalsanalytischer Sicht haben Affekte eine ganz bestimmte Art von Bewegung inne. Sie verläuft im Sturm, von unten nach oben. Affekte tauchen plötzlich auf, sind unmittelbar und aufbrausend, aber eher vorübergehend und nicht geplant. Affekte packen die gesamte Person so, dass sie selber überrascht wird. Über Affektausbrüche kann nur im Nachhinein geredet werden, nicht im Moment des Anfalls. Ein Affekt ist eine Bewegung des Moments und der Sekundenbruchteile. Man wird rot vor Zorn. Es gibt vegetative Begleiterscheinungen wie schneller Herzschlag, beschleunigte Atmung und erhöhter Blutdruck, die körperlich spürbar sind. Zorn ist ein Anfall. «In einem Anfall von Zorn» hat er auf ihn eingeschlagen. Die Sprache und rationales Denken können den Zorn, wenn er sich einmal ausgebreitet hat, nicht bezwingen, dazu braucht es andere Mittel. Formeln, die gerade abrufbar sind

1 griechisch für Anfall.

und unmittelbar angewendet werden können, helfen eher als rationale Überlegungen wie: «Wenn ich jetzt ausraste, dann verliere ich die Arbeitsstelle.»

Zorn verraucht. Hass nicht. Ist einer von einem Affekt hin- und hergeschüttelt, wie zum Beispiel von Zorn, so zeigen sich zwar dem Beobachter die Wirkungen des Affekts, der Betroffene aber kann selber nicht mehr beobachten, er bleibt gewissermaßen im Diesseits. «Es» passiert mit ihm. Von unten gepackt. Daher ist es auch strafrechtlich relevant: Wenn jemand im Affekt handelt, ist er schuldvermindert.

Zu den groben¹ Affekten zählen nebst dem Zorn auch Wut, Eifersucht und Neid, alles Geschwister des Zorns.

Die Urahen: Kain und Moses

Nun gibt es verschiedene Ebenen, sich dem Zorn zu nähern. Die Schicksalsanalyse hat mit Kain und Moses ein anschauliches Modell, um sich diese affektiven Abläufe bildhaft vorstellen zu können. Der Überraschungstrieb, in den der Affekt des Zorns eingebettet ist, bedingt also einerseits alle grobaffektiven Taten des Gesetzesbrechers, des Kain, andererseits ist es dasselbe Grundbedürfnis, welches im Menschen das Gewissen weckt, Verbote gegen Ungeduld und Totschlagen und Gebote für das ethische Verhalten der Menschen bringt.² Schauen wir uns hierfür zunächst den Brudermord bei Kain und Abel an, die Erzählung über unsere Ahnen, mit denen sozusagen alles begonnen hat. Kain war der Gesetzesbrecher, dessen Motivation noch heute in uns wirkt. Im Alten Testament tötet Kain seinen Bruder Abel aus Zorn und Rache, weil Gott Abels und nicht sein Opfer angenommen hat. Es handelt sich hierbei um einen Totschlag im Affekt. Auch die Figur des Moses ist zentral. Eine Schlüsselfigur des jüdischen Volkes. Moses hat ebenfalls im Affekt getötet, das verbindet ihn mit Kain. Er hat einen Ägypter getötet, der die Frau eines Hebräers vergewaltigte und deren Mann umbringen wollte. Und später hat Moses die Gesetzestafeln Jahwes im Zorn zerbrochen, als er das Volk um das Goldene Kalb tanzen sah. Dann befahl er auch noch den Leviten, den Priestern, ihre Brüder, Verwandten und Freunde zu töten – dreitausend Mann kamen um. Und so geht es noch weiter. Dass die Bibel-Verfasser und -Erzähler immer wieder die Kain-Natur in Moses betonen, bedeutet für

1 Grobe Affekte im Unterschied zu den sogenannten feinen Affekten, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll.

2 Vgl. Szondi, 1960/1972, S. 103.

Szondi, dass die Volksseele schon in frühesten Zeiten ahnte, dass zwischen einem Gesetzesbrecher Kain und einem Gestezesbringer Moses eine enge Wesensähnlichkeit besteht. Aus diesem kainitischen Urgrund sind dann auch schließlich die zehn Gebote entstanden.

Der Überraschungstrieb, in den der Affekt des Zorns eingebettet ist, bedingt also einerseits alle grob-affektiven Taten des Gesetzesbrechers, des Kain, aber auch alle ethischen Handlungen des Gesetzesbringers, der Gerechtigkeit, des Mannes Moses, der den Menschen Verbote gegen das Töten und Gebote für das Gute bringt. Moses ist der abelisierte Kain.

Von Trieben und Psychohydraulik zu Motiven und emotionaler Erregung

Jene Modelle, die Aggressionen als Triebe oder Triebenergie verstanden, nennt man Dampfkesselmodelle. Freud war der Auffassung, dass die Energie für den Todestrieb (Destrudo) stetig im Körper generiert wird und dass diese Energie so lange anwächst, bis sie sich explosionsartig entlädt. Die einzige Möglichkeit, eine extreme Explosion zu verhindern, besteht nach dieser Auffassung in der Möglichkeit, Aggression in kleinen Mengen, auf sozial kompatible Art abzugeben.

Der Gedanke, dass der Triebdruck so lange ansteigt, bis er sich in einer bestimmten Situation wie ein Vulkan entlädt, taucht auch in der Aggressionstheorie von Konrad Lorenz (1963) auf. Auch Lorenz ging davon aus, dass Aggressionen aus einer inneren Triebquelle entstehen und im alltäglichen Kampf ums Überleben eingesetzt werden und immer wieder phasenweise der Entladung bedürfen, um eine Spannungsreduktion herbeizuführen.

«Wenn ich damals im Gefangenenlager trotz schwerster Polarkrankheit nicht meinen Freund geschlagen, sondern einen leeren Karbidkanister zerstampft habe, so war dies ganz sicher meinem Wissen um die Symptome der Instinktstauung zu danken.»¹

Wo steht nun Szondi mit seinem Bedürfnissystem in Bezug auf die Generierung von Aggression und Zorn?

Szondis Bedürfnissystem basiert ebenfalls auf einem Triebmodell. Auch die Grundidee, dass sich Bedürfnisse oder Triebe, wenn sie nicht ventilartig

1 Lorenz in Boothe, 2008, S. 55.

entladen werden können, bis zum Bersten aufstauen können, ist im Vergleich zu den erwähnten Modellen nicht neu.

Neu ist jedoch bei Szondi die Operotropisierung.¹ Wenn im Beruf jene Bedürfnisse angewandt werden können, die den essentiellen Eigenschaften der Person entsprechen, dann trägt dies natürlicherweise zur Gesundheit des Menschen bei, weil er etwas macht, das zu ihm passt und somit auch seine spezifischen Begabungen befriedigt. Die Spezialität der Schicksalsanalyse besteht in einer feinstufigen Differenzierung der verschiedenen Bedürfnisse. Nicht einfach auf einen Kanister eindreschen führt zur einer Befriedigung des aggressiven Bedürfnisses, ähnlich der Empfehlung: «Wenn du wütend bist, drisch auf das Kissen ein.» Unter Umständen kann nämlich durch einfache Ersatzhandlungen ein aggressives Bedürfnis sogar noch verstärkt werden. Wenn zum Beispiel ein gewaltbereiter Häftling ausgeprägt Fitness betreibt, ist er direkt nach dem Training müder, kann jedoch durch seine neu erworbene Kraft auch auf übermütige Gedanken kommen. Somit ist auch Kampfsport nicht einfach generell eine gute Möglichkeit, um Aggressionen abzubauen. Was Sinn macht, muss im Einzelfall beurteilt werden.

Die Schicksalsanalyse nimmt eine ganze Reihe von Tätigkeiten an, die bestimmte menschliche Bedürfnisse repräsentieren. Das Bedürfnis, böse zu sein, wird zum Beispiel befriedigt durch den Kontakt zum Feuer und die Bewegung: «in Fahrt kommen», was sich zum Beispiel konkret mit einer Tätigkeit bei der Feuerwehr, mit einer Arbeit als Elektriker oder auch als Chauffeur vereinen lässt. Die Person kann also innerhalb verschiedener Befriedigungsmöglichkeiten diejenige Tätigkeit auswählen, die am besten zu ihrer Persönlichkeit passt. Grundsätzlich stillen oder befriedigen alle eben genannten Berufe das Bedürfnis, «böse zu sein», aber nicht jeder fährt gerne Auto oder verfügt über genügend Disziplin, um die aufwendige Ausbildung als Feuerwehrfachkraft zu absolvieren.

Das Bedürfnis, «gut zu sein», wird in Berufen mit helfendem, karitativem Einsatz abgedeckt, zum Beispiel in der Arbeit bei Non-Profit-Organisationen oder im Rahmen einer rettenden Tätigkeit, wie beim Notfalleinsatz von Sanitätern oder Notfallärzten. Es kommen Berufe in Frage, die mit Gerechtigkeit und Recht zu tun haben, wie zum Beispiel der Beruf des Richters oder der des

1 Operotropisierung ist ein Begriff von Leopold Szondi und bedeutet, dass Bedürfnisse im Beruf «gelebt» werden können. Anders ausgedrückt werden spezifische Bedürfnisse durch die entsprechende Berufsausübung bedient.

Gefangenenbetreuers und natürlich alle geistlichen und kirchlichen Berufe.¹ Interessanterweise wird oft die Bedeutung des passenden Berufs für die psychische Gesundheit unterschätzt. Meistens wählen jedoch Menschen natürlicherweise spontan den passenden Beruf. Gerade erzählte mir eine Bekannte, dass in ihrem Theologiestudium überdurchschnittlich viele Juristen vertreten sind, die nun Theologen werden wollen. Könnte dies eventuell daran liegen, dass die Rechtswissenschaften in ihrer praktischen Anwendung heute weniger mit Gerechtigkeit zu tun haben, als sich das mancher Student der Jurisprudenz erträumte?

Zentral ist nach schicksalsanalytischer Auffassung, dass der berufliche Einsatz oder auch das Hobby des spezifischen Bedürfnisses, das den Zorn generiert, schlussendlich zur Beruhigung desselben beiträgt. Ein Bedürfnis kommt jedoch selten allein. Ohnmachts- oder Kleinheitsgefühle können zum Beispiel dazu beitragen, dass Zorn auch nach einem Zornesausbruch nicht abgebaut werden kann oder sich sehr schnell wieder aufbaut, weil die Person sich selbst klein und ausgeliefert fühlt und sich nicht als wirksam zornig wahrnehmen kann. Somit kann es auch wichtig sein, das Kleinheitsbedürfnis zusätzlich zu leben, zum Beispiel durch Berufe wie Detektiv oder Fahnder, die das ständige Beobachten des anderen zum Ziel haben. Hierbei handelt es sich um Tätigkeiten, die der Ohnmacht vorbeugen oder die Ohnmacht verhindern wollen, indem sie heimlich hinter die Kulissen schauen und sich daher gegen Unvorhergesehenes absichern.

Wie aktuell ist die Schicksalspsychologie mit ihrer Grundannahme, dass Triebe aufstauen?

Weil der Stau und die Entladung der affektiven Bedürfnisse ganz zentrale Annahmen der Schicksalspsychologie sind, habe ich mir Gedanken gemacht zu einer möglichen zeitgemäßen Sicht der triebhaften Aufstauung und der Entladung von Zorn, die, so meine ich, durch und durch schicksalsanalytisch ist. Der Grund dafür, dass man heute nicht mehr von Aufstauung spricht und diese Herangehensweise als nicht wissenschaftlich betrachtet, ist der, dass bis jetzt keine physiologischen Korrelate zu den unterstellten Instinkten (Trieben) gefunden werden konnten. Allgemein ausgedrückt gelten heute in der Psychologie Motive als richtunggebende, leitende und antreibende psychische Ursachen des Handelns. Motive befähigen uns, bestimmte Gegenstände

1 An dieser Stelle sei erwähnt, dass der Versuch der scharfen Trennung zwischen den Berufsparten aus praktischer Sicht nicht sinnvoll ist. Deutlich wird dies am Beispiel des Richters oder des Erziehers: Bei beiden Tätigkeiten schwingt das mosaikartige Element stark mit. Für ein erstes, theoretisches Verständnis kann die strikte Trennung jedoch hilfreich sein.

wahrzunehmen und durch die Wahrnehmung eine emotionale Erregung zu erleben, daraufhin in bestimmter Weise zu handeln oder wenigstens den Impuls zur Handlung zu verspüren. Motive können bewusst oder unbewusst geblieben sein. Man unterscheidet zwischen biogenen und soziogenen Bedürfnissen. *Biogene* oder primäre Motive wie zum Beispiel der Hunger oder das Schlafbedürfnis sind angeboren, haben eine genetische Grundlage und eine phylogenetische Entwicklung. Es gilt heute als sicher, dass auch angeborene Motive durch Umwelteinflüsse überlagert und ausgestaltet werden.

Soziogene oder sekundäre Motive sind gelernt bzw. erworben, es wird jedoch inzwischen auch hier eine genetische Basis angenommen. Für die individualspezifische Ausprägung von soziogenen Bedürfnissen sind besonders die Einflüsse während der ersten Lebensjahre entscheidend.

Gehen wir davon aus, dass es sich bei der Temperamentfrage um ein spezifisches soziogenes Motiv handelt, für das wir eine genetische Basis annehmen. Konkret würde das heißen, dass eine gewisse Tendenz, hitzig oder erregt zu reagieren, angeboren ist und zusätzlich vor allem durch frühe Vorbilder in Fleisch und Blut übergehen kann. Ich ersetze nun probeweise die Bedürfnisse, «gut» oder «böse» zu sein, durch das Motiv «Ungerechtigkeit aufspüren». Das Motiv «Ungerechtigkeit aufspüren» kann interindividuell sowie intraindividuell verschieden stark ausgeprägt sein. Das Motiv kann sich in zwei verschiedenen Richtungen zeigen. Wir reden also inhaltlich vom selben, haben aber den kainitischen und abelitischen Bedürfnissen einen neuen, übergeordneten Titel gegeben. Konkret ließe sich das Motiv «Ungerechtigkeit aufspüren» also in den folgenden Bemerkungen erkennen: «Dieser Lehrer, Herr P., ist ungerecht – nur weil er nicht schneller macht, kommen wir mit dem Stoff nicht durch. Ich sehe rot und räche mich. Was meint der eigentlich, was er noch alles mit uns machen kann! Ich kriege einen Wutanfall.» Das Motiv «Ungerechtigkeit aufspüren» enthält aber auch das Bedürfnis, «gut zu sein». Die abelitische Kehrseite des Motivs zeigt sich demnach deutlich in der folgenden Stellungnahme: «Ja, aber wir sind ja auch nicht die einfachste Klasse. Herr P. meint es nur gut mit uns. Ich bin sicher, er gibt sein Bestes.» Oft greifen die beiden Bedürfnisse auch ineinander über. Nach Szondi ist Moses die Schlüsselfigur, die Gerechtigkeit und Gesetze bringt. Moses ist derjenige, dem der Brückenschlag zwischen Kain und Abel gelingt. Somit könnte die mosaische Antwort auf das Motiv «Ungerechtigkeit aufspüren» am Beispiel des Lehrers lauten: «Ich mache Herrn P. darauf aufmerksam, dass unsere Klasse es nötig hat, dass er sich ab sofort strikt an den Lehrplan hält!» Der Satz ist mit einem Ausrufezeichen versehen, enthält also anders als die abelitische Reaktion einen gewissen Schwung. Der Lehrer soll

mit etwas kainitischem Eifer dazu gebracht werden, den Lehrplan umzusetzen.

Warum lege ich überhaupt Wert auf diese Umformulierung mit dem Motiv «Ungerechtigkeit aufspüren», die ja inhaltlich nichts Neues bringt? Die Idee ist aus der Praxis entsprungen. Ich habe im Gespräch mit Klienten festgestellt, dass die Ausdrücke «Gerechtigkeit» und «Gerechtigkeitssinn» oder auch «Ungerechtigkeit aufspüren» Schlagworte sind, die paroxysmale Menschen lieben. Oft können sie sich sofort mit diesen identifizieren. Möglicherweise ist auch der Zugang einfacher, da nicht jeder gleich sein Bedürfnis nach «böse sein» erkennen kann und möchte. Dies gilt insbesondere für Testabklärungen oder Kurztherapien, bei denen die Szondi-Testbesprechung aktiv mitverwendet wird. Mit Hilfe des Begriffs der Gerechtigkeit oder eben dem «Aufspüren von Ungerechtigkeit» ist es meiner Erfahrung nach ohne weiteres möglich, im Klartext darüber zu reden, wie sich der Einzelne an seinem Ungerechtigkeitsempfinden festbeißt oder wie dieses mit ihm «davonsgaloppiert» und längst nicht mehr der aktuellen Realität entspricht. Dieser vielleicht von Schicksalsanalytikern ohnehin schon längst verwendete Zusatz kann meiner Meinung nach eine Hilfe sein, mit Menschen über ihr Bedürfnis, «böse zu sein», spontan ins Gespräch zu kommen. Bei der Vertiefung erzähle ich immer vom Brudermord von Kain an Abel, benutze aber auch die Begriffe des Gerechtigkeits- und Ungerechtigkeitsempfindens. Manchmal kennen die Betroffenen Kain und Abel nicht oder wenn, dann sind diese ihnen nicht geläufig oder zu wenig vertraut, um Hilfen zur Verinnerlichung von bisher weniger bewussten Bedürfnissen zu schaffen.

Was passiert bei einem Zornanfall

Wie sich das Bedürfnis, «böse zu sein», in uns aufschaukeln kann, zeige ich Ihnen anhand eines Kurzfilms.¹ Zum Film: Willy K. war technischer Direktor eines Fußballclubs und stand damals unter Korruptionsverdacht. Hier war er beleidigt, gekränkt, fühlt sich zu unrecht angegriffen. Deutlich ist der Zorn, der sich aufschaukelt. In Folge oder als Reaktion auf den äußeren Reiz, auf den frechen Spruch des Journalisten hin, ist Willy K. heißgelaufen. Da ist der Kain in ihm erwacht. Sie haben ja selbst gesehen, wie er in emotionale Erregung gerät. Zunächst erfolgt die Steigerung des Bedürfnisses,

1 <http://www.youtube.com/watch?v=UpKHL0jUPS8>.

böse zu sein (kainitisch). Dann erfolgt der Zornanfall, die Anfallsphase und abschließend kommt die Reue- und Wiedergutmachungsphase (abelitisch).

Szondi sprach davon, dass nur ein Mensch, der heftigste Rache-, Hass- und Wutgefühle kennt, sich in solch ausgeprägtem Ausmaß reumütig fühlen kann.

Vielleicht bemerken Sie, dass die eben genannte Abfolge an den Ablauf eines epileptischen Anfalls erinnert. Was hat aber Epilepsie mit Zorn und Schuldgefühlen zu tun? Das Gute und das Böse müssen in einem selbst unter einen Hut gebracht werden. Epileptiker, die affektiv sehr darunter leiden, dass sie auch böse Affekte in sich tragen, versuchen mit ihrer Anfallskrankheit diese Kluft zu überbrücken. Sie können das Böse und das Gute in sich nicht unter einen Hut bringen, so verstand es Szondi. Szondi war ein intuitiver Mensch mit ausgezeichnetem Menschenkenntnis. Er hat viel von Epileptikern gelernt. Das Krankheitsbild der Epilepsie hat sein Affektverständnis inspiriert. Damals war es en vogue, die Epilepsie als Gewitter im Gehirn zu verstehen. Interessanterweise lässt sich dieser Gedanke auch heute gut weiterverwenden. Die Affekte, die diese interessante und so vielfältige neurologische Erkrankung begleiten, können gut beschrieben werden. Auffällig ist das Wechselbad der Affekte vor oder während und anschließend an den Anfall.

Angeboren und gelernt

Heute gehen wir wieder davon aus, dass die Vererbung eine Schlüsselrolle in der Entwicklung spielt. Mir persönlich gefällt der Gedanke, dass uns unsere bewusste Entscheidungsmöglichkeit von Tieren unterscheidet. Wir haben von unseren Eltern und Ahnen verschiedene Verhaltensanlagen geerbt. Mit Hilfe zum Beispiel unserer Frontalhirnfunktionen, die handlungssteuernd wirken, kann ich bewusst Gegensteuer geben, um zum Beispiel ein stark ausgeprägtes Bedürfnis zu bremsen. Dies entspricht also, wie Sie sehen, ganz und gar nicht dem Gedanken, dass wir Menschen komplett durch unsere Anlagen und durch Erlerntes determiniert sind. Wir haben zwar nicht die Möglichkeit, aus unseren ererbten und erlernten Prägungen gänzlich herauszuspringen und diese hinter uns zu lassen; es ist nicht alles offen, wir sind eingeschränkt. Aber innerhalb unserer Möglichkeiten haben wir wiederum Möglichkeiten. Hier gilt es auch, die jeweiligen Begabungen zu entdecken und diese zu leben. Das ist der Urgedanke der Schicksalspsychologie.

Der Hirnforscher Gerhard Roth bestätigt mittlerweile eine genetische Prädisposition, die bei Aggression und körperlicher Gewaltneigung mitwirkt. Ein Gedanke, der noch vor einigen Jahren als faschistisch gegolten hätte. Wie steht es aber mit prosozialem Verhalten und Anlage? Ethologen wie Frans de Waal sagen uns, dass auch bei gewissen Menschenaffen empathisches Verhalten beobachtet werden kann. De Waal spricht von sozialen Instinkten. Angelegt ist nach schicksalsanalytischer Auffassung bei allen Menschen das grundsätzliche Bedürfnis, «böse zu sein», wie auch das Bedürfnis, «gut zu sein». In welchem Ausmaß, ist individuell verschieden. Ebenso können die erlernten Erfahrungen aus unseren frühen sozialen Bindungen, wie auch unser kulturelles Umfeld, die angelegten Motive verstärken oder abschwächen. Und schließlich sind wir dank unserer bewussten Stellungnahme des Ichs, die auf neurobiologischer Ebene zum Beispiel mit den verhaltenssteuernden Frontalhirnfunktionen einhergeht, nicht durch und durch determiniert. Jemand kann ohne Gewalterfahrung aufwachsen und trotzdem gewalttätig werden. Andererseits gibt es doch viele Menschen, die mit Gewalterfahrungen und unter weniger erfreulichen Bedingungen aufwachsen und die sich zu akkuraten und liebevollen Menschen entwickeln. Das ist das Interessante an der Resilienzforschung. Was mehr untersucht werden sollte, ist die Frage, woran es denn liegt, dass es trotzdem gut geht.

Mit den Lebensjahren und den unterschiedlichen Lebensereignissen, die jeweils durchlaufen werden, schwingt auch das Temperament mit. Ein besonders hitziger Mensch wird vielleicht mit dem Alter gelassener und ruhiger. Manchmal ist es jedoch auch andersherum.

Das ausgeprägte Gerechtigkeitsempfinden bei zu Zorn neigenden Menschen

Menschen, die Zorn kennen oder darunter leiden – sichtbar oder nicht nach außen sichtbar –, interessieren sich mehr noch als andere für Themen rund um Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und besitzen ein Talent im Umgang mit dieser allgegenwärtigen menschlichen Thematik.

Warum allgegenwärtige menschliche Thematik? Hier ein paar Fragen zur Selbstreflexion, damit Sie sich vorstellen können, was ich meine: Kriminelle brechen Gesetze, Juristen bringen Gesetze. «Nehme ich mir das Recht heraus, mich gegen das Gesetz aufzulehnen? Nehme ich das Gesetz an, manipulierte es aber zu meinen Gunsten? Tue ich nach außen so, als würde ich es be-

folgen, eigentlich ist es mir aber egal?» Und dann auch die Frage: «Könnte ich töten?»

Viele denken sofort an Rache, die Unrecht vergelten will, wenn sie an Zorn denken. Rache aus Eifersucht, aus Neid, aus Wut über erfahrene Ungerechtigkeit wie bei Michael Kohlhaas, Rache aus Beleidigung und widerfahrener Kränkung oder Beschämung.

«An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Rosshändler namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. – Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohltätigkeit oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.»¹

Und wenn jemand tötet?

Szondi berichtet von Menschen, die Tötungsdelikte begangen hatten und später zu beeindruckend gewissenhaften und gottesfürchtigen Männern wurden. Ähnlich wie aus dem epileptiformen Saulus ein Apostel Paulus wurde oder wie sich ein frommer Mönch aus einem Mann entpuppte, der seine Mutter ermordet hatte.² Auch ich entdeckte bei einigen Menschen, die mir im Rahmen meiner Dissertation begegneten, Moses-ähnliche Züge. Szondi beschreibt aber auch das Gegenteil. Ein frommer Mann, der sein Leben den Armen und Hungrigen widmete, habe in einem Wutanfall ein Bügeleisen gegen ein Kind geschleudert und dieses damit fast getötet.³

Ohne dass ich mir dessen bewusst war, hatte ich die Zielgruppe meiner Forschung, dreiunddreißig Menschen, die ein Tötungsdelikt begangen oder zu begehen versucht haben, auf der mosaischen Ebene angesprochen, näm-

1 Vgl. Kleist, 2002, S. 3.

2 Vgl. Szondi, 1956, S. 364.

3 Vgl. Szondi, 1956, S. 364.

lich bei ihrem Drang, mir zu helfen. Sie konnten jetzt auch wieder mal was Gutes tun und auch als jemand Gutes dastehen!

«Leider ist es nicht so einfach, Menschen zu finden, die hier nicht miss-
trauisch werden – gerade wenn jemand aufgrund von einem Tötungs-
delikt im Gefängnis sitzt. Das finde ich auch verständlich. Ich bin aber
gerade deshalb auf Sie angewiesen, damit meine Arbeit überhaupt zu-
stande kommen kann. Zögern Sie nicht, es kann für uns beide, also auch
für Sie, interessant werden.»¹

Ich möchte Ihnen im Folgenden von zwei Menschen erzählen, die viel mit
Zorn zu tun hatten. Wir können viel von Menschen lernen, die jemanden ge-
tötet haben oder dies versucht haben.

Sie werden bei diesen beiden Zorn sehen, der sich gewandelt hat und der
sich immer wieder wandelt, manchmal von einem Extrem ins andere. Die
eigentliche Aufgabe besteht in der Brücke. Es muss eine Brücke gebaut wer-
den können zwischen den guten und den bösen Bedürfnissen der Person. Je
nachdem, was die Person verbrochen hat, kann das natürlich eine große Her-
ausforderung sein.

Markus – vom Verbrecher zum Gerechten

Markus erzählt nicht viel von früher. Seine Mutter war depressiv. Er selbst
kennt auch depressive Stimmungsschwankungen. Sein Vater und Großvater
zeigten Strenge und wendeten rabiate Erziehungsmethoden an. Als Junge
wurde Markus oft geschlagen. Der Großvater zwang seinen Vater dazu, Pfar-
rer zu werden, worauf dieser als junger Mann zur Fremdenlegion flüchtete.
Zuhause wurde nicht geredet. Wie der Vater trank auch Markus schon früh
übermäßig viel Alkohol. Markus erzählt mir davon, wie er seinen Vater
hasste und dass er früher schnell zornig und sehr wütend und trotzig gewor-
den sei, vor allem dann, wenn er nicht bekam, was er gewollt habe. Gegen al-
les Mögliche habe er angekämpft und sei sehr gewalttätig gewesen. Später
in seinem Leben kam es dann auch im Verlaufe einer aggressiven Ausein-
ander-
setzung zu einer üblen Messerstecherei, in der Markus zwei Männer tötete.
Auch einen Raubüberfall hat er begangen und betrogen, gestohlen und ge-
fälscht.

1 Auszug aus einem Brief an die Zielgruppe meiner Untersuchung, Schweikert 2008, An-
hang I.

Der Markus, der mir heute gegenüber sitzt, ist ein anderer geworden. Der Glaube an Gott habe seinem Leben erstmals Sinn verliehen; Markus erzählt mir von seinem Gesinnungswandel und vermittelt mir das Bild eines gottessehnsüchtigen Mannes. Am liebsten würde er im Pfarrbereich tätig werden. Markus zeigt mir Texte, die er selbständig verfasst hat. Hier ist ein Ausschnitt zum Thema Vergebung angefügt.

«Vergebung heißt, <die Akte zu schließen> durch die Annahme der Folgen der Fehler und damit zu leben. In jedem Falle müssen wir damit leben, ob wir vergeben oder nicht und ob man uns vergeben hat oder nicht. Die Wahrheit der Vergebung gilt immer im doppelten Sinn.

Stell dir vor, jemand aus deinem näheren Umfeld sagt: <Unglücklicherweise habe ich dich viel kritisiert und böse Dinge über dich gesagt. Kannst du mir verzeihen?> In diesem Fall kann man die Dinge neu anfangen und ändern, genauso als ob man die Zahnpasta wieder in die Tube zurückdrücken wollte, nachdem man sie herausgepresst hat. Auf jeden Fall muss man mit dem leben, was der andere gesagt haben wird. Und dies unabhängig von unserer Antwort auf das, was er uns gerade sagt. Entweder verzeihst du ihm nicht und lebst mit dieser Bitterkeit in den Gedanken und im Herzen, oder du lebst diese Erfahrung des Verzeihens und befindest dich im Frieden, denn du hältst den Anderen nicht unter deinem Ich der Rache oder des Schadenersatzes. Wenn der Andere das, was wiedergutzumachen ist, <reparieren> will, ist das seine Sache; aber dadurch wirst du weder Friede finden noch den Anderen von der Bemächtigung durch dich befreien. Das kann nur deine Vergebung erreichen. Außerdem heißt vergeben, den Willen Gottes zu erfüllen; unter allen Umständen, vergessen wir niemals, dass uns in dem Maße vergeben werden wird, wie wir selbst vergeben haben (Mt. 6,14) und das in den kleinen wie in den großen Dingen.

Vielleicht wirst du sagen: ich kann so einem nicht verzeihen, denn er hat mich wahrlich zu sehr verletzt! Kein Einwand, denn der Schmerz ist wahrhaftig. Niemand kann verzeihen ohne zunächst die schmerzhafteste Wunde und den Zorn anzuerkennen, welche diese Verwundung im Herzen provoziert hat. Und dennoch, solange man sich von der Person und dem Ereignis nicht befreit hat, wird man davon gefangen gehalten. Vergebung ist der einzige Weg, der diesen Schmerz lindern kann, da sie uns davon befreit.

Es gibt keine bessere Methode, zu verzeihen, als diejenige, zu lernen, um Verzeihung zu bitten, und umgekehrt.

Was du gerade liest, ist keine Theorie, die aus Büchern stammt, sondern eine persönliche Erfahrung.»

Deutlich wird hier, wie sehr Markus sich und andere davon überzeugen kann und will, Rache zu unterlassen. Im Gefängnis hat er auch anderen Insassen dazu verholfen, sich für den Glauben an Gott zu öffnen.

Abbas, der Rachelisten führte

Am Beispiel von Abbas sieht man schön die Aufstauung des Zorns in Zusammenwirkung mit den tatsächlichen situativen Geschehnissen.

Abbas ist 48 Jahre alt und in Algerien geboren und aufgewachsen. Er ist ein Wüstensohn.¹ Seine Eltern und Geschwister leben in Annaba, im Nordosten des Landes. Abbas kam im Alter von 25 Jahren in die Schweiz. Er erhoffte sich, hier ein besseres Leben führen zu können, um später eine Familie zu ernähren. Im Alter von 35 lernte er seine Frau kennen. Sie redete nicht viel, aber er hatte den Eindruck, dass sie introvertiert und liebenswert sei. Anders als viele Frauen, die er im Laufe der Jahre kennengelernt hatte, wünschte sie sich auch eine Familie und erweckte bei ihm insgesamt einen seriösen Eindruck, der ihm sehr gefiel und ihn zuversichtlich stimmte. Abbas wünschte sich ein Zuhause. Ein Jahr darauf heirateten sie. Der Ehe entsprangen zwei Kinder. Abbas arbeitete in einem Restaurant und sparte auf ein Haus für sich und seine Familie.

Eines Tages hat Abbas seine Frau im Streit erwürgt. Er hatte Nacktfotos in ihrem Zimmer gefunden und sie zur Rede gestellt. Abbas war außer sich. Zunächst glaubte er, sie sei nur bewusstlos. Als er merkte, dass sie tot war, hat er sich der Polizei gestellt. Anschließend an einen gefährlichen Suizidversuch im Gefängnis wurde er psychiatrisch hospitalisiert. Im Gefängnis trifft sich Abbas mit einem Pfarrer, mit dem er auch über seine Frau und die Tat spricht. Abbas erzählt mir von seiner Frau. Sie war sehr verschlossen und hat fast nicht gesprochen. Wenn er sie etwas fragte, habe sie oft nur apathisch «ich weiß nicht» geantwortet. Sie habe viel vergessen und war derart in sich gekehrt, dass er nie gewusst habe, was wirklich in ihr vorgehe. Abbas erzählt mir, was er alles unternommen hatte, um mehr aus seiner Frau herauszukriegen. Nach der Geburt ihres ersten Kindes sei das immer schlimmer geworden. Abbas wollte sie heilen von dem, was sie bedrückt. Der Hausarzt hatte ihr Antidepressiva verschrieben. Aber auch das nützte nichts. Abbas gibt zu, dass er seine Frau eigentlich gar nicht richtig kannte. Er konnte sie nicht fas-

1 Meine Bezeichnung für Menschen mit stolzen Charakterzügen, unabhängig von ihrer Herkunft.

sen und vertraute ihr dadurch auch nicht. Vor der gemeinsamen Hochzeit habe er zum Beispiel noch nicht gewusst, dass sie früher viel in Nachtlokalen verkehrt habe. Seine Frau sei ein richtiges Geheimnis gewesen. Ihre Verschlossenheit habe ihn zum Wahnsinn getrieben. Er hat sich ihr gegenüber komplett hilflos und ohnmächtig und nicht ernst genommen gefühlt. Mit der Zeit hatte sie sich ihm ganz entzogen. Abbas hatte Angst, seine Frau zu verlieren. Er war wütend, verzweifelt und ohnmächtig darüber, dass sie ihm keinen Einlass in ihre Innenwelt gab, und ertrug gleichzeitig den Gedanken nicht, dass sie ihm gegenüber nicht die Wahrheit sagte und etwas verheimlichte. Andererseits hing Abbas an ihr und denkt auch heute noch oft an sie. Sie erscheint ihm auch in seinen Träumen. Abbas neigt zu vorsichtigem und generell misstrauischem Verhalten. Die Zurückhaltung seiner Ehefrau, die er anfangs als Seriosität und Treue deutete, wurde ihm und ihr mit der Zeit zum Verhängnis. Es handelt sich bei Abbas um einen schüchtern wirkenden Mann, der sich lieber versteckt, als sich vor anderen offen zu zeigen. Wenn Abbas auf jemanden wütend ist, erklärt er mir, dann kann er der betreffenden Person nicht mehr in die Augen schauen. Früher führte er Listen von allem Unrecht, das ihm geschehen war, versehen mit Datum und Uhrzeit der verschiedenen Vorkommnisse. Jeden Abend schrieb er das «negative Zeug» auf.

Therapeutische Arbeit mit Zornkonflikten – Allgemeines

Der Zorn von Moses. Ist Zorn bei Szondi auch positiv besetzt? Zorn bringt Schwung, Eifer und Eiferung. Aus Neid entsteht Ehrgeiz und Wettbewerb. Ohne Kain würde vielleicht auch das Gute in der Welt weniger sichtbar werden. Moses als Antwort auf Kain.

In der Psychotherapie mit zornigen Menschen ist es zunächst ganz wichtig, zu schauen, worin die Wut besteht. Sind es eventuell Dinge, die nie ausgesprochen wurden und die erst formuliert werden müssen, damit der Zornige weiß, auf was es ankommt? Ebenso ist es aber auch wichtig, die Automatisierung zu berücksichtigen, die sich einstellt, wenn ein Zornausbruch immer und immer wieder abläuft, geschehen gelassen wird. Dann wird er gewissermaßen im Gehirn zur Autobahn und es ist einfach, ihn abzurufen oder zu reproduzieren.

Nebst der verhaltensändernden Wirkung von Bedürfnissen und Affekten macht es uns der Verstand oder die kognitiv-rationale Einwirkung unseres Ichs möglich, zu intervenieren, also bewusst einzuwirken und eine bestimmte Wahl zu treffen. Man muss die entsprechenden Bedürfnisse, die die Affekte

regulieren, jedoch gut kennen und vorerst annehmen. Daher geht es auch hier, wie grundsätzlich in der Schicksalsanalyse darum, zu erkennen und anzuerkennen, um dann bewusst Veränderungen vornehmen zu können. Beide Prägungen sind in uns angelegt, die des Gesetzesbrechers und die des Gesetzesbringers. Es kommt auf die Ausprägung und auf die Umweltprägungen an und schließlich auf die Persönlichkeit und die Ich-Stärke, die das Temperament regulieren können. Es liegt an uns, diese Kräfte zu differenzieren, die «guten» und die «bösen» Bedürfnisse in uns wahrzunehmen und zu regulieren.

Essentiell in der Arbeit mit Zorn und zornigen Menschen

Eine Verhaltensänderung kommt nicht von alleine. Wenn Sie dem Zornigen den Tipp geben: «Sie müssen lernen, ruhiger zu werden», wird er sie vermutlich nur anstarren und Sie fragen: «Ja wie in aller Welt soll ich das denn anstellen!?»

Hierzu ein kleiner Exkurs: Vermutlich ist die Unwirksamkeit dieser therapeutischen Maßnahme ähnlich derjenigen, wenn Sie einem Süchtigen in der Therapie sagen: «Jetzt hören Sie mal auf mit dem ganzen Konsum. Sie müssen jetzt lernen zu verzichten.» Damit will ich nicht behaupten, dass zornige Menschen süchtig sind, sondern auf die Verhaltensänderungsschwierigkeiten aufmerksam machen. In diesem Beispiel wird Ihnen der Toxikomane sagen: «Nee, ich kann das nicht so», wenn er ganz ehrlich ist. Die meisten verschleiern es, sie geben es nicht zu, dass sie anders denken, und sagen es nicht direkt heraus, denn sie wollen es Ihnen ja auch nicht unrecht machen. Jemand der richtig süchtig ist, kann nicht einfach so verzichten. Ein solches Gehirn hat ausgeprägte impulsive Bahnen, die nach Lustbefriedigung streben. Wir wissen, dass da sehr viel passieren muss. Die meisten Menschen können nicht einfach so raus aus ihren Bahnen, seien es Schicksals-Ahnen-Bahnen, Ich-Bahnen oder Neurotransmitterbahnen. Sie müssen stattdessen in ihren eigenen Bereichen, in denen sie beheimatet sind, abgeholt werden. In ihrer eigenen, vertrauten Erbatmosphäre ihrer spezifischen Motive. Dann kann es funktionieren. Zum Beispiel braucht der Süchtige etwas, womit er seiner Leere begegnen kann. Er braucht eine enge, symbiotische Beziehung zu jemandem, der ihn nicht enttäuscht, und er braucht einen Sinn. Er wird rein- und wieder rausfallen, aber auf Dauer könnte er es schaffen.

Welche Möglichkeit hat nun der zornige Mensch, sich auf eine andere Bahn zu lenken? Hier kommt uns Szondi entgegen, wenn er sagt, antisoziales

und prosoziales Verhalten sind miteinander verwandt! Wie soll man das jetzt verstehen? Nun, ich hoffe, Sie haben es verstanden!

Ich möchte abschließend auf zwei mir wesentlich erscheinende Punkte aufmerksam machen.

Es gibt einen Anreiz für die Wende des Kain, der in der Polarität des kainitischen Bedürfnisses selbst zu finden ist. Der Anreiz für die Wende Kains ist, dass er sich gut zeigen möchte. Der Zornige muss sich gütig, als jemand «Gutes» fühlen können. Denn erst, wenn er merkt, dass er *auch* gut ist, kann er auch den konkreten Ehrgeiz, seinen Zorn zu überwinden, wachsen lassen. Er braucht dieses Gefühl, gut zu sein, das hat er gerne und es macht ihm Mut. Dadurch wird er mit der Zeit erst fähig, auch seine böse Seite in all ihren Facetten zu erkennen. Ich konnte schon erleben, wie manche, die im Szondi-Test ausgeprägtere kainitische Bedürfnisse aufweisen, sehr abelitisch sprechen. Sie verweisen zum Beispiel auf die Notwendigkeit guten Handelns und untermalen ihre Sätze mit einem feierlichen, zum Teil schwelgenden Ton. Dies entspricht wohl der Moses-Seite in ihnen, ist also nichts anderes als der ernsthafte Versuch, sich vom eigenen Kain zu distanzieren.

Wie bereits erwähnt, ist das Ungerechtigkeitsempfinden eines der Grundthemen menschlicher Existenz, zentral für das Aufflackern kainitischer oder jähzorniger Regungen. Das, was aber zur Aufrechterhaltung des Ungerechtigkeitsempfindens wesentlich beiträgt, zeigte sich in den Szondi-Tests der von mir untersuchten Stichprobe von Tötungsdelinquenten als Ohnmachtsgefühl. In allen Szondi-Tests der untersuchten Stichprobe war eine ausgeprägte Bereitschaft, Ohnmachts- und Benachteiligungsgefühle, Misstrauen und die entsprechenden Ressentiments zu empfinden, vorhanden.¹ Ohnmachtsgefühle im Szondi-Test in Form von (p-) sind demnach ein zentrales Element, das zur Aufrechterhaltung von Rachegefühlen beiträgt. Das ist sehr gut nachvollziehbar, weil somit die Opferposition andauernd bestärkt wird. Wenn sich der Zornige ohnmächtig ausgeliefert fühlt, kann er seine eigene Kraft und Macht, seinen eigenen Zorn nicht wahrnehmen, sondern projiziert ihn auf andere. Das Bild des Affekts, der in wildem Tempo davongaloppiert, beschreibt es treffend.

Um eine Verhaltensänderung herbeiführen zu können, ist es somit wichtig, sich zunächst überhaupt kräftig und wirksam wahrnehmen zu können, wirksam im Zorn. Ich hatte einmal eine ältere Dame in Therapie, die ihren in der Psychotherapie lauthals geäußerten Zorn über mich erst zu spüren begann, als ich ihr zurückmeldete: «Nun haben Sie es mir aber tüchtig gegeben.» Das

1 Vgl. Schweikert, 2008, S. 107ff.

half ihr, aus dem Teufelskreis der Ohnmacht auszubrechen, und sie antwortete überrascht: «Ach so, in dem Fall.»

Bei der psychotherapeutischen Arbeit mit Jähzorn ist es zentral, daran zu denken, dass sich der Zorn noch verstärken kann und man kaum Chancen hat, die Moseswende zu fördern, wenn man sofort das Rache- und Vergeltungsbedürfnis therapeutisch attackiert und nicht die Opferseite des Zornigen anhört. Die Arbeit mit den kainitischen Bedürfnissen darf selbstverständlich nicht vernachlässigt werden. Wenn sie ausgeklammert wird, kann der Zorn nicht antizipiert werden, und somit ist die Gefahr eines unter Umständen gefährlichen Affektwechsels groß.

Bibliografie

- Boothe, B. (Hrsg.), *Ordnung und Außer-Ordnung. Zwischen Erhalt und tödlicher Bürde*, Hans Huber, Bern, 2008.
- De Waal, F., *Primaten und Philosophen. Wie die Evolution die Moral hervorbrachte*, Hanser, München, 2008.
- Kleist, H. von, *Michael Kohlhaas*, Reclam, Stuttgart, 2002 (4., revidierte Aufl.).
- Schweikert, A., *Tötungsstile. Ein triebpsychologischer und pathoanalytischer Beitrag zum Verständnis psychischer Begleitprozesse bei Tötungsdelikten*, Szondi-Verlag, Zürich, 2008.
- Szondi, L., *Ich-Analyse*, Hans Huber, Bern, 1956.
- Szondi, L., *Lehrbuch der experimentellen Triebdiagnostik*, Band I, Hans Huber, Bern, 1960/1972, (3., erweiterte Aufl.).

Autorin

Frau Dr. Almut Schweikert

E-Mail: almut.schweikert-krebs@psychologie.ch

Von der Möglichkeit eines Christenmenschen, zornig sein zu dürfen

Josef Hochstrasser

Christ sein und zornig sein

Würde man in einer beliebigen Schweizer Gemeinde nach einem Sonntagsgottesdienst die Leute danach fragen, wie sie zornige Menschen empfinden, bekäme man wohl mehrheitlich zur Antwort: «Negativ!» Zumindest Christen mit traditionellem Hintergrund vermeiden es, zornig zu sein. Sie haben gelernt, ein solches Gefühl geflissentlich zu unterdrücken. Auch mich hat man gelehrt: «Zügle deinen Zorn! Wenn du zornig bist, beleidigst du deine Mitmenschen und insbesondere Gott selbst!» Als Kind habe ich internalisiert: Zorn ist Sünde.

Das herrschende Christentum hat gegenüber Triebäußerungen immer wieder moralisierend reagiert, an den Verstand und den Willen appelliert, ungebührende Gefühle zu verdrängen. Dem Volke zuzugestehen, Triebmeldungen als Manifestation menschlichen Daseins Raum zu geben, sie wertfrei anzuschauen, um mit ihnen heilsam umzugehen, war nie Sache der federführenden Kirchenfürsten. Weder haben diese die Berechtigung aggressiver Regungen anerkannt noch die Frage nach einer möglichen Botschaft des Zorns zugelassen. Stets galt Zorn als Ausdruck unkontrollierter Triebtätigkeit. Das gilt für die offizielle Kirchenlandschaft noch heute. Zorn gehört sich nicht. Beherrschung ist Tugend. Der Verfasser des Galaterbriefes äußert sich unmissverständlich:

«Jeder kann sehen, wohin der menschliche Eigenwille führt. Seine Auswirkungen sind Unzucht, Verdorbenheit und Ausschweifungen, Götzendienst und Zauberei, Streit, Gehässigkeit, Geltungsdrang, **Jähzorn**, Niedertracht, Uneinigkeit und Spaltungen, Neid, Trunksucht, Orgien und so fort.» (Gal 5,19–20)

Wer darf zornig sein?

Zorn ist ausschließlich Gott selber vorbehalten und ist dann «heiliger Zorn». Zorn wird allerhöchstens im Namen einer Gottheit ausgeübt. Dann ist dieses Gefühl göttlich legitimiert. Man denke etwa an die Kreuzzüge, die Inquisition an Hexen und Ketzern oder den islamischen Dschihad. Biblische Hinweise, die Menschen schildern, welche sich getrauen, gegen Gott aufzubegehren, sind dünn gesät und zeigen diesen Zorn von seiner negativsten Seite, etwa wenn der Epheserbrief von den «*Kindern des Zornes*» spricht und dazu abwertend feststellt: «[...] *wie die andern* (die Gottfernen) *auch*». Markant schildern alle vier Evangelisten, wie eine nicht genau definierte Anzahl Juden offenbar den Tod ihres Glaubensbruders Jesus gefordert haben sollen:

«Aber die führenden Priester redeten auf die Leute ein, sie sollten die Freilassung des Barabbas fordern. «Was soll ich dann mit dem machen, den ihr den König der Juden nennt?», fragte Pilatus. «Kreuzigen!», schrien sie.» (Mk 15,11–13)

Solcherlei Geschrei – wenn überhaupt historisch – dürfte von Aggression und Zorn begleitet gewesen sein. Aufkommender Antijudaismus legitimierte sich unter anderem auch durch diese biblische Quelle.

Zum Thema Zorn findet sich im Ersten und Zweiten Testament die stolze Zahl von 63 Textstellen. Zwei Passagen seien hier zur Illustration zitiert. Im 4. Buch Mose 25,3 lässt Jahwe seinem Unmut über Israel freien Lauf:

«Als Israel in Schittim weilte, begann das Volk, mit den Moabiterinnen Unzucht zu treiben. Diese luden das Volk zu ihren Götteropfern ein, das Volk nahm an den Opfermahlen teil und warf sich vor ihren Gottheiten nieder. Israel diente dem Baal von Peor. Da entbrannte Jahwes Zorn gegen Israel.»

Der Evangelist Markus berichtet, Jesus habe einen Mann geheilt, wobei die anwesenden Pharisäer den Nazarener beargwöhnten und ihn damit offenbar auf die Palme brachten:

«Und Jesus blickte sie rundherum zornig an, betrübt über die Verhärtung ihres Herzens.» (Mk 3,5)

Der Schuh als Symbol des Zorns

Der Schuh gilt im Nahen Osten als Symbol der Missachtung und des Zorns, gar der Verfluchung. Vor einiger Zeit warf ein kritischer Journalist bei einem Irak-Besuch des amerikanischen Ex-Präsidenten George W. Bush wutentbrannt seinen Schuh in Richtung des Gastes aus den USA. Die bis anhin im Westen kaum bekannte Geste der Missbilligung nahm – bewusst oder unbewusst – auch ein erboster Bauer während einer Demonstration gegen Bundesrätin Doris Leuthard zum Anlass, seinen Frust über die in seinen Augen verfehlte Landwirtschaftspolitik der Magistratin zum Ausdruck zu bringen. Legendar ist noch heute der Schuh-Ausraster des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der KPdSU Nikita Chruschtschow vor der Uno-Vollversammlung. Da die Verfasser des Zweiten Testaments die Gepflogenheiten nahöstlicher Symbolik sehr wohl gekannt haben dürften, erstaunt es nicht, dass selbst in ihren Schriften der Schuh eine Rolle spielt:

«Und Jesus berief die Zwölf zu sich und begann sie paarweise auszusenden und gebot ihnen, nichts mitzunehmen auf den Weg außer einem Stab. Nur Sandalen sollten sie tragen (...). Und er sprach zu ihnen: Wo ihr in ein Haus einkehrt, da bleibt, bis ihr von dort weiterwandert. Und wo ein Ort euch nicht aufnimmt und man euch nicht hören will, da geht fort und schüttelt den Staub von euren Füßen, ihnen zum Zeugnis.» (Mk 6,7–11)

Gemäß einem Bericht aus dem 13. Jahrhundert soll die Frau eines mamelukischen Sultans dessen Ermordung unverzüglich gerächt haben, indem sie den Mörder mit einem Holzschuh totschrug. Aus jüngster Zeit ist eine weitere Schuh-Geschichte bekannt. Im Jahre 2007 musste Palästinenserpräsident Mahmud Abbas während einer Sitzung der Fatah in Ramallah eingreifen, um dem erbitterten Schuhkampf zweier Abgeordneter ein Ende zu setzen.

Vom maßlosen Zorn zur problematischen Friedfertigkeit

Ein religionsgeschichtlicher Überblick zeigt im Umfeld der jüdischen und christlichen Theologie eine bemerkenswerte Tendenz zum Umgang mit Zorn, Aggression und Gewalt. Aus einer offensichtlichen Gewaltbereitschaft in den Ursprüngen entwickelte sich ein zunehmend eirenischer¹ Zug in den

1 Eirene: Göttin des Friedens

offiziellen Dokumenten. Mit der Praxis Jesu gelangt die Friedfertigkeit auf ihren Höhepunkt und wird im Verlaufe der Christentumsgeschichte immer wieder als Idealzustand der Gesellschaft angestrebt. Der hier angesprochene Spannungsbogen zum Thema Gewalt, die ja Zorn stets auch impliziert, zeigt sich folgendermaßen:

Ein auf rund 1000 v. Chr. datiertes Zeugnis erzählt, wie sich die Nachkommen Kains immer unversöhnlicher gaben. Rachegefühle für die Ermordung Kains stehen im Vordergrund. So kann Lamech, ein Nachfahre Kains, seinen beiden Frauen Ada und Zilla stolz versichern:

«Einen Mann erschlug ich für meine Wunde, einen Jüngling für meine Strieme. Wird Kain siebenmal gerächt, dann Lamech siebenundsiebzigmal.» (1 Mose 4,23–24)

Hier erhält die mehrfache Vergeltung eines erlittenen Unrechts ihre beinahe göttlich abgesegnete Legitimation. Zumindest wird damit verstärkter Zorn geradezu erlaubt, wenn nicht gar als ehrenhafte Tat propagiert. Eine Veränderung erfährt Israel erst ein paar Jahrhunderte später. Aus Babylon dürfte das so genannte «ius talionis» stammen, eine wohl durch Inspiration des sagenhaften Hammurabi praktizierte Gepflogenheit, welche Israel aus seiner Zeit der Verbannung im Zweistromland in die Heimat zurückgebracht hatte. Fortan galt es, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, im weltweit bekannten Spruch ausformuliert:

«Bruch um Bruch, Aug um Auge, Zahn um Zahn! Derselbe Leibscha-den, den er einem anderen zugefügt hat, soll ihm zugefügt werden. Wer ein Stück Vieh erschlägt, muss es ersetzen; wer einen Menschen erschlägt, muss sterben.» (3 Mose 24,19–21)

In den Siebzigerjahren nach der Zeitenwende notiert Matthäus in Erinnerung an Jesus eine einschneidende Änderung in sein Evangelium, die der Mann aus Nazareth zu unserem Thema vorgenommen hatte. Der Zimmermannssohn kannte das Ius talionis mit Sicherheit. Im Verlaufe seines Lebens schien es ihm offensichtlich nicht mehr erstrebenswert zu sein. Er transformierte es auf die Formel:

«Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Aug um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Widersteht dem Bösen nicht, sondern wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die andere hin.» (Mt 5,38–39)

Damit ist keineswegs einem naiven und frommen Defätismus Tür und Tor geöffnet, vielmehr dürfte sich Jesus für eine kreative Art stark gemacht haben, dem Gegner Paroli zu bieten. Ihm mit gleichen Mitteln heimzuzahlen, hielt er nicht für eine nachhaltige Lösungsstrategie. Ein beeindruckendes Beispiel für einen phantasievollen Umgang mit dem Bösen unter Weglassung von Zorn und Aggression liefert die Geschichte vom «Wolf von Gubbio», die über Franz von Assisi erzählt wird. Die Leute der umbrischen Stadt Gubbio sollen von einem grimmigen Wolf in Angst und Schrecken versetzt worden sein. In ihrer misslichen Lage baten sie den Poverello um Hilfe. Franz entschied sich, dem Tier mutig entgegenzutreten, um herauszufinden, was es denn zu solch schrecklichen Taten führen würde, und erkannte, dass der Bestie die Liebe und Zuneigung der Menschen fehlen würde. Der Analyse folgte eine leicht zu definierende Therapie. Die Menschen von Gubbio waren gerne bereit, dem Wolf die erbettelten Streicheleinheiten zu schenken. In Tat und Wahrheit soll übrigens der Furcht einflößende Wolf niemand anderer gewesen sein als der Bürgermeister der Stadt Gubbio selber. Er war es, der sich bis zum heilsamen Eingreifen Franz' von seinen Bürgern nicht anerkannt fühlte und sich nicht anders zu helfen wusste, als sie zu tyrannisieren.

Am 1. Dezember 1955 stand eine Frau am Beginn eines faszinierenden Friedensprozesses in den USA. Die Farbige Rosa Parks war an diesem Tag nicht mehr länger bereit, die in den Autobussen von Montgomery ausschließlich für Weiße vorgesehenen Sitzplätze zu respektieren. Sie setzte sich illegal auf einen solchen und löste damit den Bus-Boycott von Montgomery aus, an dem später der baptistische Geistliche Martin Luther King sein Feuer für den Gleichberechtigungskampf der Schwarzen Amerikas entzünden konnte, ein Kampf, zwar schon von Zorn getragen, aber mit kreativen Mitteln ausgefochten. Selbst in allerjüngster Zeit demonstrierten Menschen in der vom Zerfall gezeichneten DDR die Tauglichkeit der alten Worte des Jesus aus Nazareth. 1982 begann der evangelische Pfarrer Christian Führer, die Menschen zu Friedensgebeten in die Nikolaikirche zu Leipzig einzuladen, und es kamen immer mehr, auch Menschen, die sonst kaum je eine Kirche betraten. In der Nikolaikirche wurde der Keim gelegt für die friedlichen Montagsdemonstrationen, die 1989 zum Kollaps der DDR und zum Fall der Berliner Mauer führten.

Ausserchristliche Zeugnisse

Auch ausserhalb des christlichen Kontextes kennen Weltreligionen ihre Alternativen zu Vorgehensweisen im Zorn. Der Hindu Mahatma Gandhi lehrte:

«Ich sehe in der Nicht-Gewalt (ahimsa) eine viel energisichere und authentischere Form des Kampfes als das simple Recht der Vergeltung. Nicht-Gewalt setzt voraus, dass man imstande ist, zu streiten.»

Im dritten vorchristlichen Jahrhundert wirkte der zunächst gefürchtete Kaiser Ashoka. Er gebärdete sich als rücksichtsloser Imperialist. Seine Eroberungszüge führten ihn bis nach Afghanistan und China. In einer Art Bekehrung ließ sich Ashoka auf den Buddhismus ein, speziell auf dessen Lehre von der Achtsamkeit und legte das ethische Konzept des Buddha seiner künftigen Staatsführung zugrunde.

Eine zornige jüdische Frau

Eine weitere Frau verdient im Zusammenhang mit dem Phänomen Zorn erwähnt zu werden. Es ist Maria, die Mutter Jesu. Von ihr wird ein Lied überliefert, dessen Inhalt überrascht. Man würde es einer jüdischen Frau nicht zutrauen, mit klaren Worten gegen das Establishment anzusingen. Von Zorn ist im so genannten «Magnifikat» zwar nicht ausdrücklich die Rede, aber es sind doch Gefühle des Unmuts, die sich hinter den gesellschaftskritischen Tönen breit machen:

«Er (der Allmächtige) streckt seinen starken Arm aus und fegt alle Stolzen samt ihren Plänen hinweg. Er stürzt die Mächtigen vom Thron und richtet die Unterdrückten auf. Er macht die Hungrigen satt und schickt die Reichen mit leeren Händen fort.» (Lk 1,51–53)

Mit ihrem eigentlich Kampflied nimmt die Jüdin Maria das Anliegen der Propheten wieder auf, die ihrerseits scharfe Kritik am israelitischen König übten, der sich in der Rolle als Vertreter Jahwes das Recht annahm, das Volk nach eigenem Gutdünken zu führen, wie sie auch eine Priesterschaft mahn-ten, Jahwes Gerechtigkeit für sein Volk nicht zu verraten. Stets haben die Propheten König, Priesterschaft und Volk gewarnt vor dem Zorn des Allerhöchsten, wenn dieser seine Pläne durch menschliche Interessen missachtet sah.

Zorn war Jesus nicht fremd

Die frühchristliche Überlieferung wollte noch vor der beginnenden Vereinnahmung der Figur Jesu durch die sich abzeichnende Hierarchie ebendiesen Jesus als einen Mann begreifen, der die Tradition der großen Propheten fortführte und mit seiner Praxis verdichtete. Die Erinnerung an den Nazarener als engagierter, mitunter eben auch zorniger Prophet, ausgestattet mit der ihm von Gott anvertrauten, vornehmen Aufgabe der Wahrung allumfassender Gerechtigkeit war in den frühesten Jahren des Christentums noch wach, ehe dogmatische Christologien wie etwa die Titel «Sohn Gottes», «Messias» oder «Hohepriester» die existenzielle Rolle Jesu verblassen ließen.

Gefühle des Zorns begleiteten Jesus von Nazareth in reflektierter, eher kultivierter Form. Vor seinem Wirken hielt er sich in der Wüste auf, dort sah er sich – dargestellt in der Legende von der «Versuchung durch Satan» – vor die Alternative gestellt, Menschen durch autoritäre Machtausübung zu (ver)föhren oder sie kraft seiner Ausstrahlung und autoritativen Macht durch ihr Leben zu begleiten.

Eine tragische Geschichte wird uns von den beiden Freunden Jesus und Judas überliefert. Judas Iskariot dürfte ein Sikarier, ein militanter Zelot und Partisane gegen die römische Besatzungsmacht gewesen sein. Im Namen «Iskariot» steckt womöglich das lateinische Wort «sica» (Dolch), was seine wohl mit Zorn begleitete Rolle als Revolutionär gegen die verhassten Römer erklären würde. In Abgrenzung von seinem Freund Judas fuhr Jesus eine andere Linie in Sachen Umgang mit den Römern. Deziert war sie trotz Absehen von Waffengewalt dennoch. Matthäus weiß den auch bei Jesus auszumachenden antirömischen Affekt in folgende Worte zu kleiden:

«Dann gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört (zurück!), aber Gott gebt, was Gott gehört!» (Mt 22,21)

Der Ausdruck «zurück» ist von größter Bedeutung. Im griechischen Urtext heißt es *apodote*, d.h. zurückgeben. Es ist eben gerade dieser Begriff, der die ganze Aversion Jesu (hinter der sich durchaus auch Zorn hat verstecken können) deutlich macht. Die gängige Übersetzung (ohne *zurück!*) ist fatal, weil sie einem schiedlich-friedlichen Nebeneinander von Kaiser und Gott das Wort redet, was aber nicht der Intention Jesu entsprochen haben kann. Er vertrat unmissverständlich kein «Sowohl dem Kaiser als auch Gott», sondern ein «Entweder dem Kaiser oder Gott», was auch aus einer Markus-Sentenz klar hervorgeht:

«Darum rief Jesus sie (die Jünger) zu sich und sagte: Wie ihr wisst, tyrannisieren die Herrscher ihre Völker, und wer Macht hat, lässt es die

andern spüren. Aber so soll es bei euch nicht sein, sondern wer unter euch der Größte sein will, soll euer Diener sein.» (Mk 10,42–43)

Wer würde es schon für möglich halten, dass Jesus einmal geflucht und nach der Art eines furchteinflößenden Rausschmeißers rund um den Jerusalemer Tempel für Ruhe und Ordnung gesorgt hätte. Eine Erzählung beweist, dass dem wirklich so war:

«Und als sie tags darauf von Bethanien weggegangen waren, hungerte ihn. Da sah er von weitem einen Feigenbaum mit Blättern und ging hin, ob er vielleicht etwas fände an ihm. Als er aber zu ihm hinkam, fand er nichts als Blätter, denn es war nicht die Zeit der Feigen. Da redete er ihn an und sprach: <In Ewigkeit soll niemand mehr von dir eine Frucht essen.> Und seine Jünger hörten es.

Und sie kamen nach Jerusalem. Und als er in den Tempel eingetreten war, fing er an, die Verkäufer und Käufer im Tempel hinauszutreiben und stieß die Tische der Geldwechsler und die Sitze der Taubenhändler um und duldete nicht, dass jemand ein Gerät durch den Tempel trug. Und er lehrte und sprach zu ihnen: <Steht nicht geschrieben: Mein Haus soll ein Haus des Gebets genannt werden für alle Völker? Ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.> (...)

Und als sie am (andern) Morgen wieder vorbeikamen, sahen sie den Feigenbaum von den Wurzeln her verdorrt. Da erinnerte sich Petrus und sagte zu ihm: <Meister, siehe, der Feigenbaum, den du **verflucht** hast, ist verdorrt!>» (Mk 11,12–21)

Voller Zorn greift Jesus jene Leute an, die in seinen Augen für die katastrophalen Machenschaften am Tempel verantwortlich sind. Jesus will es nicht weiter dulden, dass der Tempel dazu missbraucht wird, Geschäfte zu machen und Profit daraus zu schlagen. Fromme Juden waren nach mosaischem Gesetz verpflichtet, im Tempel zu opfern, um sich von allerlei Unreinem kultisch zu läutern. Das nützte eine clevere Clique schamlos aus. Im Tempelvorhof blühte ein entsprechender Handel mit Opfertieren. Weil im heiligen Bereich nicht mit römischer Währung bezahlt werden konnte, waren Geldwechsler nötig, die sich ihrerseits bereicherten. Es wird erzählt, Jesus habe Hunger, ein Hinweis darauf, dass er im Lager der Armen Palästinas zu Hause ist und gleich empfindet wie sie. Die Tempelgesellschaft tut nicht nur nichts, den Armen eine Chance zu geben, ihre missliche Lage zu verbessern, sie stiehlt ihnen auch noch das letzte Geldstück aus der Tasche. Eine solch gottlose Bande stürzt Jesus wutentbrannt um. Mit der Verfluchung des Feigenbaums spricht Jesus der Tempelgesellschaft jegliches Recht ab, im Namen Gottes aufzutreten. Er heißt sie eine Ausbeutergesellschaft, verflucht ihr

Treiben und entlarvt es als a-religiöse Praxis. Jesu im Zorn vorgetragener, revolutionärer Appell lautet:

- Verweigert den Herrschenden am Tempel euren Respekt!
- Beteiligt euch nicht mehr an der ökonomischen Ideologie der römischen Besatzungsmacht, die ungerechte Verhältnisse schafft!
- Seid letztlich weder *gegen* die Juden noch *gegen* die Römer, sondern *für* eine allumfassende Gerechtigkeit im Lande!
- Die Geschäftemacherei am Tempel muss (von der Wurzel her!) «verdornen»!¹

Hinter Jesu Zorn steht die Überzeugung, der Mensch bekomme seine Rechtfertigung und Würde nicht vom Tempel, sondern aufgrund einer gerechten Lebenspraxis. Mit seiner radikalen Kritik am Tempel bewirkt Jesus eine Klärung unter den antirömischen Figuren in seinem Umfeld. Petrus, ein Zelot, «steckt sein Schwert in die Scheide» (Joh 18,11), er sieht ein, dass sich ein bewaffneter Aufstand gegen die Mächtigen nicht lohnt. Judas, der zweite Zelot im Gefolge Jesu, wird Guerillakämpfer und provoziert den Untergang Israels in der Zerstörung der Festung Masada (73 n.Chr.).

Der Zorn der Befreiungstheologie

Das Phänomen Zorn zeigt sich auch in einem theologischen Denkansatz, der in den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts von sich reden machte, der Theologie der Befreiung. Sie übernimmt das marxistische Instrumentarium, Machtmechanismen in der Gesellschaft aufzudecken, die zu Ungerechtigkeiten führen. Die Befreiungstheologie ist auf der Grundlage ihrer Vorstellung von Gott als eines Gottes, der befreit, in der Nachfolge der Propheten und in Erinnerung an die befreiende Praxis Jesu eine klare Option für die Armen. Ihr gesellschaftlicher Standort ist bei jenen Menschen, die von Ohnmacht bedroht unter der Herrschaftsausübung der Mächtigen leiden. Die Position der hier angesprochenen theologischen Ausrichtung ist nicht einer Leidensmystik verpflichtet. Sie gibt sich eindeutig aggressiv, d.h. ihr Beweggrund ist gewissermaßen der Zorn über ungerechte gesellschaftliche Verhältnisse, die nicht vom Himmel fallen, sondern eindeutig von Menschenhand gemacht und beabsichtigt sind.

1 Siehe den tatsächlichen Untergang des Tempels im Jahre 70 n.Chr.

Zorn als Waffe der Armen

Das palästinensische Judentum zu Zeiten Jesu war sozial gespalten in Aristokratie und Bürgertum einerseits und in ein besitzloses Proletariat andererseits. Gerade in diesen verarmten Menschen sammelte sich ein enormes Potential an Zorn. Es entwickelten sich daraus zwei revolutionäre Befreiungsbewegungen mit unterschiedlichen Interessen. Politisch motivierte Kreise nahmen die jüdische Aristokratie und die mit ihr fraternisierenden Römer ins Visier, wobei die Zielrichtung in Sachen Besatzungsmacht klar war: Man wollte die verhassten Römer aus dem Land werfen. Menschen mit religiös-messianischem Hintergrund legten sich primär mit den Mächtigen am Tempel zu Jerusalem an, ohne die Römer aus den Augen zu verlieren, deren Abzug sich auch diese Juden sehnlich wünschten.

Der größte Teil der Träger des Urchristentums bestand aus ungebildeten, mittellosen Menschen mit einer tiefen Sehnsucht nach dem baldigen Anbruch eines messianischen Zeitalters und einem gleichzeitigen Zorn gegen die Herrschenden der eigenen Glaubensgemeinschaft und gegen die fremde politische und militärische Führung in der eigenen Heimat. Ein weiteres Kennzeichen der Urchristen war ihr ambivalentes Vaterbild. Zum einen pflegten sie das Bild eines guten Vatergottes, der ihnen helfen sollte; auf der anderen Seite hassten sie die bösen Vaterfiguren (Römer und Teile des jüdischen Adels), die sie quälten und unterdrückten. Mit dem Zorn gegen die geistlichen und politischen Autoritäten ging die demokratisch-brüderlich-kommunistische Lebensform einher. Es sind zwei Emotionen auszumachen, die den Zusammenhalt der frühen Christengemeinden gespeist haben: die Liebe untereinander und Zorn und Hass nach aussen, gegen die Unterdrücker. In einem dramatischen Prozess, begleitet von heftigen dogmatischen Kämpfen, wird innerhalb von dreihundert Jahren aus der veränderungswilligen, revolutionären Religion der frühen Christenheit eine reaktionäre, die Herrschaftsverhältnisse bewahrende kirchliche Institution, ein getreues Spiegelbild des römischen Imperiums. Mit der Praxis der Dienstverweigerung in den römischen Armeen durch mutige Christen rang auf der ideologischen Ebene etwa der Völkerapostel Paulus mit seinem unmissverständlichen Aufruf, jeglicher Obrigkeit den Gehorsam zu leisten:

«Jedermann ordne sich der obrigkeitlichen Gewalt unter; denn es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott ist. Die bestehenden Gewalten sind von Gott angeordnet. Wer sich daher der Gewalt widersetzt, widersetzt sich der Anordnung Gottes; die sich aber widersetzen, ziehen sich selbst das Gericht zu.» (Röm 13,1–2)

Dem Zorn die Spitze brechen

Waren die ersten Christen noch erfüllt von Zorn und Verachtung für die gebildeten Reichen und für alle Autoritäten, sahen sich ihre Nachfahren im Glauben genötigt, die neuen Autoritäten zu verehren und ihnen zu gehorchen, den Priestern, der immer mächtiger werdenden Hierarchie. Der revolutionäre Jesus von Nazareth wurde anlässlich des Konzils von Nizäa (325 n. Chr.) offiziell vom dogmatischen «Christus» der herrschenden Theologie besiegt. Die ursprünglichen, urchristlichen Aggressionen gegen den autoritären Vater-Gott (und entsprechend gegen dessen Repräsentanten auf Erden) erfuhren eine Umformung in die Identifizierung mit dem leidenden Jesus am Kreuz, was jegliche revolutionäre Regung im Keim erstickte und devote Untertanen züchtete. Der autoritäre Vater mutierte zur beschützenden Mutter, zur Mutter Kirche, und der einst revolutionäre Sohn (der von allem Anfang an als Karfreitags- und Osterheld gefeiert und nachgeahmt wurde) verkam zum kleinen, lieblichen Kind in der Krippe (dessen Geburtstag nicht von ungefähr erst ab Mitte des zweiten Jahrhunderts im bekannten Weihnachtsfest begangen wurde). Parallel zu diesen Entwicklungen kristallisierte sich innerhalb der jungen katholischen Kirche eine folgenreiche Zweiklassengesellschaft heraus. Der Klerus stand als herrschende Klasse mit Definitionsmacht gegen die Laien, welche die sorgende Obhut der Hierarchen gefälligst dankbar anzunehmen hatten. Die ersten Anhänger Jesu, die sich als Subjekte all ihrer Handlungen verstanden, verkamen im dritten nachchristlichen Jahrhundert zu handlungsunfähigen Objekten einer erstarkenden Priesterkaste.

Autor

Josef Hochstrasser

E-Mail: josef-hochstrasser@bluewin.ch

Das Phänomen Zorn aus Sicht der Jung'schen Psychologie

Renate Daniel

Von Erich Fried stammt ein Gedichtband mit dem Titel «Es ist was es ist. Liebesgedichte – Angstgedichte – Zorngedichte». Essentielle, ja wahrscheinlich die bedeutendsten Erfahrungen unseres Daseins werden in dieser Überschrift in einen Kontext gestellt. Davon angeregt möchte ich untersuchen wo und wie Liebe, Angst und Zorn sich berühren, beeinflussen oder bedingen können.

Wesen und Bedeutung von Phänomenen können in den jeweils zugehörigen Farben aufleuchten. Und so frage ich: Welche Farben gehören zu Liebe, Zorn oder Angst?

Das natürlichste Bild des Zorns ist das Feuer, was sich in der Sprache¹ niedergeschlagen hat: Wir sagen, dass Zorn verraucht, entbrennt oder sich entzündet. Sowohl dem Feuer² als auch dem Zorn können wir die Farbe Rot³ zurechnen. Der Ausdruck «Ein Mann sieht rot» erinnert daran, dass Zorn und Erregung zusammengehören, und zu beiden passt die Farbe Rot. Aus dem provozierenden Gebrauch des roten Tuches im Stierkampf stammt die Redewendung «für jemanden ein rotes Tuch sein» und wir wissen, dass ein roter Reiz Zorn entfachen kann. Aber nicht nur im Zorn, auch in der Liebe kann man brennen, sei es als «feuriger Liebhaber» oder als neue «Flamme», sodass Rot eine Farbe ist, die auch zur Liebe gehört. Rot als Farbe des Blutes und Herzens, als weibliche Farbe – im Gegensatz zum männlichen Blau – gehört

1 Worte und Wortwendungen erweitern und vertiefen unser psychologisches Wissen, lagert sich doch in der Sprache der Geist von Jahrhunderten ab. Siehe dazu M. Wandruszka, Angst und Mut, Klett-Cotta, 1981, S. 12.

2 In der griechischen Mythologie werden die erzürnten Rachegöttinnen – die Furien bzw. Erinnyen – mit Peitschen, Schlangen und brennenden Fackeln dargestellt.

3 Liebe, Angst und Zorn haben viele Facetten, sind sicher nicht nur an eine einzige Farbe geknüpft, aber es gibt eine Farbe, die vorrangig «stimmt». Zu differenzieren wäre zudem, welcher Farbton am besten das Wesen des jeweiligen Affektes verkörpert und symbolisiert.

zu Zorn und Liebe. Bleibt noch die Angst. Welche Farbe würden wir der Angst zuordnen? Das ist nicht so einfach zu beantworten.

Im Jugendkrimi mit dem Titel «Die Farbe der Angst» schildert der Autor Christoph Wortberg¹ die Geschichte des Jugendlichen Marc, der mit seinen Eltern in eine andere Stadt zieht. Als er sich immer einsamer fühlt, beginnt er eine Clique aus drei Jungs in seiner Klasse zu beobachten. Und er will einen Platz in dieser Clique, koste es, was es wolle. Um dazuzugehören, lässt sich Marc mehr und mehr körperlich und seelisch quälen. Den drei Jungs bleibt schließlich nicht verborgen, dass sich Marc in das Mädchen Melina verliebt und glücklich ist. Bei einem gemeinsamen Treffen muss Marc zusehen, wie Felix, der Anführer der Jungs, sehr langsam die erstarrt wirkende Melina auszieht und berührt. Marcs heisere Worte «Lass das, hör auf» bleiben wirkungslos. Als Felix Melina schließlich zwischen die nackten Beine greift, mitten hinein in ihre schwarze Scham, und einer der drei lustvoll stöhnt, ist das für Marc zu viel. Er schnellst jähzornig hoch, stürzt sich auf Felix, packt ihn, würgt ihn, stößt ihn zu Boden, erfasst von dem Wunsch, ihn zu zerfetzen, ihn auszulöschen. Felix bricht sich das Genick und stirbt.

Ein Liebender wird zornig. Im Zorn und aus Liebe hat Marc getötet. Im Zorn wurde das Opfer – der sadistisch gequälte Marc – zum Täter, als dem Wertvollsten in seinem Leben die Ehre genommen wurde. Als Felix Melina in die Schamhaare greift und einer der Jungs sexuell erregt zu stöhnen beginnt, ist der Umschlagpunkt, der Ort der Enantiodromie erreicht, wo Marc seine Unterwerfung beendet. Die Autorität, die Macht der anderen über ihn ist gebrochen. Ohne den einschließenden Zorn wäre das nicht möglich geworden. Das verdeutlicht die Sprachwurzel des Begriffs Zorn², mit dem ursprünglich nicht vorrangig die uns bekannte Gemütsbewegung, sondern der wilde Kampf und das rasche Losstürmen mit Waffen bezeichnet wurde. Zorn mobilisiert Kraft, Zorn ist Kraft. Zorn ist Libido³. Die intensive Energie des Zorns stellt die Mittel bereit für aggressives Handeln. Dem Zorn ist besonnenes, ruhig abwägendes und überlegtes Tun fremd, mit hoher Geschwindigkeit und Wucht reißt er die Kontrollinstanzen der Gefasstheit in uns nieder.⁴

Mit seinem zornigen Angriff rächt Marc, was ihm und Melina an Verachtung entgegenkam. Er verteidigt seine geliebte Melina, sich und ihre Bezie-

1 C. Wortberg, Die Farbe der Angst, Thienemann, 2006.

2 J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Nachdruck, dtv, 1984, Band 32, S. 90 ff.

3 C.G. Jung, Gesammelte Werke, Walter Verlag, GW 8 § 32. Jung nennt die Lebensenergie Libido.

4 Etymologisch ist für Zorn auch die Ableitung «zerreißen», «Riss», «Spaltung» bekannt. Siehe J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Nachdruck, dtv, 1984, Band 32, S. 91.

hung. Im Zorn bekennt Marc Farbe, kann er sich weder verstecken noch gleichgültig, unentschieden oder gelassen sein. Zorn gibt seinem Leben ein Schicksal.¹ Und durch den Zorn hat er eine Grenze gesetzt, eine brutale, nämlich tödliche Grenze.

Wer ist der wahre Täter? Marc handelt, aber im Moment der Enantiodromie wird sein Ich überwältigt, der Zorn als seelische Kraft führt Regie und das Ich hat keine Wahl oder kaum Spielraum, sondern wird überflutet und in den Dienst des Zorns gestellt. Nicht nur der Getötete, sondern auch das Ich von Marc wurde Opfer des Zorns. Der Zornige hat sich, sein «Ich»² nicht im Griff, sondern ist der machtvollen Wirkung eines Komplexes³ ausgeliefert. Allgemein gesprochen sind in einem Komplex konflikthafte Erfahrungen, die wir immer wieder ähnlich gemacht haben, unbewusst gespeichert, und zwar gruppenförmig um ein Kernthema. Dabei sind die in einem Komplex verdrängten, mit dem Bewusstsein inkompatiblen Einstellungen mit lebhaften und schwierigen Emotionen verknüpft. Sobald nun das Thema oder die Emotion eines Komplexes angesprochen wird, reagieren wir stereotyp, sind nicht mehr frei, sondern einem autonomen Geschehen ausgeliefert. Bereits eine kleine, harmlos wirkende Bemerkung oder Handlung kann den Komplex berühren und einen Zorn oder Schmerz erregen, der unverhältnismäßige Dimensionen annehmen kann, weil die Summe aller verdrängten Erfahrungen angesprochen wird.

Die im Krimi ermittelnde Kommissarin weiß um das, wenn sie mutmaßt, dass der Richter die Tötung von Felix als Notwehr oder einen Unfall bewerten könnte. In Strafprozessen hat dieses Wissen um die erheblich einschränkende oder sogar aufhebende Wirkung des Zorns auf den freien Willen bis heute Relevanz. Wenn Straftaten sich im Affekt ereignen, wird geprüft, ob die Schuldfähigkeit des Täters eingeschränkt oder aufgehoben ist.

Marc's Liebe hat seinen Zorn ausgelöst. Zorn bezweckt den Ausgleich für das erlittene Unrecht. Was Recht und Unrecht ist, sagt uns das Gewissen. Mit seinen Vorstellungen von Richtig und Falsch repräsentiert es die gültigen moralischen Maßstäbe und Gesetze. Werden die Gesetze nicht befolgt, führt das zu Schuld, und es droht eine Strafe, die verbüßt werden muss.

1 P. Sloterdijk, *Zeit und Zorn*, Suhrkamp, 2006: «Wer hingegen den Zorn hat, für den ist die blasse Zeit vorbei.» S. 22

2 Das Ich bildet das Zentrum des Bewusstseinsfeldes und ist jener Faktor, auf den sich alle Bewusstseinsinhalte beziehen. C.G. Jung, *GW 9/II* § 1.

3 Jung ist im Rahmen seiner Assoziationsexperimente auf die gefühlsbetonten Komplexe aufmerksam geworden.

Auch Scham richtet, und zwar darüber, wie wir sein müssen. Der Vergleich mit einem gültigen Ideal – bezogen auf den Körper oder das ganze Dasein – ist das Maßgebende, und nicht das Brav- oder Artig-Sein, nicht die Einhaltung von Regeln und Gesetzen. Wenn es um Scham geht, sind Ansehen, Ruhm und der gute Ruf unter den Menschen die höchsten Werte, aber nicht die Schuldlosigkeit. Entsprechen wir dem gültigen Ideal, empfinden wir Stolz, entsprechen wir ihm nicht, empfinden wir Scham. Scham ist vernichtend. Bildlich gesprochen tut sich die Erde unter unseren Füßen auf, wir versinken tief im Boden, werden verschlungen und ausgelöscht. Das unterscheidet Schuld und Scham: Während der Schuldige einen Platz in der Gesellschaft behält – beispielsweise im Gefängnis oder durch das Sühnen seiner Schuld –, führt Scham zu totaler Verlassenheit und Ausstoßung aus der Gemeinschaft.

Scham hat verschiedene Gesichter: Eine Form der Scham dient der sozialen Anpassung, sie sichert die Zugehörigkeit zur Gruppe durch Konformität, also Identifikation mit dem Gruppenideal. Die andere Form der Scham wahrt die persönliche Intimität und Integrität und achtet darauf, dass niemand zu stark eindringt. Um persönlich nicht beschämt zu werden, braucht es die Möglichkeit eines eigenen Raumes mit einer Grenze, über deren Öffnung bzw. Übertritt man frei bestimmen kann. Scham fordert Respekt, fordert Achtung ein. Es geht um die unantastbare und unverkäufliche Würde. Wenn sie verletzt wird oder verloren geht, entsteht Scham mit einem Gefühl von äußerster Wertlosigkeit.

Scham rührt an sehr tiefe Schichten, an den innersten Kern unseres Seins, und ist direkt mit dem vegetativen Nervensystem verbunden, was sich beispielsweise im Rotwerden des Gesichts zeigt. Nicht nur bei Zorn, Aggression und Liebe, sondern auch bei der Scham stoßen wir auf die Farbe Rot, was für eine enge Beziehung spricht.

Wenn ich gesagt habe, dass Marcs Liebe den Zorn ausgelöst hat, so kann nun präziser gesagt werden: Es waren unerträgliche Schamgefühle des liebenden Marc, die seinen Zorn ausgelöst haben. Seine durchbrochene Schamgrenze war der zündende Funke. Die Geschichte von Marc zeigt, dass verletzte Scham durch schuldhaftes Tun verteidigt werden kann. Auch wenn Juristen seine Tat als Unfall oder Notwehr einstufen sollten, so betont Marc, dass er Felix töten wollte. Er erlebt Ziel und Zweck seines Zornes als stimmiges,

psychologisch gesprochen als ich-syntones Geschehen. Schuldig werden ist erträglicher als beschämt zu werden. Schuld kann Scham abwehren.¹

Aufgrund einer zunehmenden Relativierung der Vorstellungen von Gut und Böse scheint sich – so Peer Hultberg² – Westeuropa von einer Schuld- zu einer Schamkultur zu entwickeln. Wenn die höchsten Einschaltquoten im Fernsehen bei Sendungen wie «Deutschland sucht den Superstar» oder «Germany's Next Top-Model» erreicht werden, dann ist bei den überwiegend jugendlichen Zuschauern das Thema Beschämung in den Mittelpunkt des medialen, somit gesellschaftlichen Interesses gerückt. Für den Körper, für den Beruf und die Leistungsfähigkeit, in Beziehungen und anderen Lebensbereichen wird eine zunehmend höhere Perfektion zum Ideal und damit das Thema Scham vermehrt relevant. Je höher die Ideale, umso unerreichbarer werden sie für viele und umso mehr Beschämung ist möglich. Vor diesem Hintergrund könnte es sich lohnen, zu untersuchen, ob bei jugendlichen Amokläufern ein massives Schamproblem den Zorn geweckt hat, der in wildes Töten mündete.

Was für den Einzelnen gilt, hat auch Bedeutung für die Gesellschaft: Wenn Gruppen oder Kulturen sich in ihrem Ehrbegriff stark unterscheiden, drohen Schamkonflikte, die sich im Zorn aggressiv entladen können. Und wenn wir nicht unterscheiden, ob zorniges Handeln durch Beschämung oder durch Regelübertretungen bzw. Ungerechtigkeit ausgelöst wird, dann drohen Konfliktlösungen zu scheitern, weil auf verschiedenen Ebenen gesprochen und argumentiert wird.

Jung forderte für das Psychologische eine doppelte, nämlich eine kausale und eine finale Betrachtungsweise.³ Das bedeutet, bei psychologischen Phänomenen kann nach der Ursache gefragt werden, aber auch danach, wohin sie führen, was sie bezwecken und beabsichtigen. Zorn zielt auf Rache. Und von Liebe, Zorn und Rache erzählen Ovids⁴ Metamorphosen im Mythos von

1 P. Hultberg, Scham – eine überschattete Emotion. In: *Analyt. Psychol.* 18: 84–104 (1987) S. 93 «Schuld und Scham (...) existieren oft Seite an Seite im Individuum und sind eng miteinander verknüpft. Grob gesprochen kann Schuld als eine Reaktion auf eine Handlung, Scham als Reaktion auf eine Daseinsweise aufgefasst werden, aber eine Handlung kann natürlich auch Ausdruck einer Daseinsweise sein und eine Daseinsweise als Produkt eines Handlungsablaufs betrachtet werden.»

2 P. Hultberg, S. 89. Typische Schamkulturen wären die japanische Gesellschaft vor dem Zweiten Weltkrieg, die griechische Kultur, wie sie sich in der Ilias spiegelt, gewisse Eskimogesellschaften und nordamerikanische Indianerkulturen.

3 C.G. Jung, *GW* 8 § 456.

4 Ovid, *Metamorphosen*, übersetzt von G. Fink, Artemis u. Winkler, 1994, S. 72ff., auch übersetzt von H. Breitenbach, Reclam, S. 102 ff.

Narziss. Dieser zweitausend Jahre alte Mythos setzt ein mit der Nachricht über die Vergewaltigung der wunderschönen Nymphe Liriope durch den Flussgott Kephisos. Mit knappen Worten wird auf die daraus folgende Schwangerschaft und die Geburt des Sohnes Narziss hingewiesen. Über das Verhältnis der Eltern zu Narziss und von seiner Kindheit erfahren wir nichts.¹ Die Geschichte fährt fort, als Narziss sechzehn Jahre alt geworden ist und ein abweisendes, sprödes Verhalten gegenüber seinen zahlreichen Verehrern und Verehrerinnen an den Tag legt. Auch die Nymphe Echo, die sich Narziss zu nähern wagt und ihn umarmen will, muss eine schmerzhaft zurückgewiesen werden. Narziss reagiert panisch, rennt von ihr weg und ruft, dass Sterben allemal besser sei, als ihr zu verfallen. Echo, jenes mythische Wesen, das keine eigenen, sondern nur die Worte eines anderen nachsprechen kann, zieht sich angesichts dieser unerwiderten Liebe beschämt in die Wälder zurück. Der langanhaltende, tiefe Liebeskummer zehrt ihren Körper vollständig aus, und während ihre Knochen versteinern, bleibt nur ihre Stimme bestehen. Die Rachegöttin Nemesis erhört die Bitte eines abgewiesenen Liebhabers, und Narziss erlebt eine Liebe ohne Möglichkeit zur Erfüllung, also genau jenes Schicksal, das andere durch ihn zuvor erleiden mussten. Narziss verliebt sich beim Trinken von Quellwasser heftig in das eigene Spiegelbild. Fasziniert bemerkt er, wie jede seiner Regungen, sei es Lachen oder Weinen, von der Wasseroberfläche unverändert zurückgeworfen wird. Verzweifelt, aber vergeblich versucht Narziss dieses Bild mit Händen körperlich zu greifen und zu berühren, was ihn schließlich zur erschütternden Erkenntnis führt, dass er mit dem geschauten Bild niemand anderen als sich selbst begehrt. Narziss fleht angesichts dieser Einsicht um die Möglichkeit, seinen Körper verlassen zu können, denn so könnte der Geliebte ein von ihm getrenntes Wesen werden. Zunehmend verzweifelt und immer schwächer werdend, ist er sich der Utopie seines Wunsches bewusst, und es fällt ihm nicht schwer, seinen frühen Tod zu akzeptieren, da mit ihm gleichzeitig sein Spiegelbild sterben wird. Am Ende findet sich anstelle seines Leichnams eine Blume, die Narzisse, die zu Beginn des Frühlings ihre Blüten öffnet.

Das Schicksal der mythischen Figur Narziss ist eng an seine Schönheit geknüpft, und Schönheit hat in den zweitausend Jahren seit Entstehung des Mythos nichts an Wert eingebüßt. Viele Menschen scheuen heutzutage weder Zeit noch Kosten oder Mühe beim Versuch, ihre natürliche Schönheit zu optimieren. Fitnesssport, Kosmetik oder Operationen sind im Konkurrenz-

1 Insbesondere bleibt die Frage offen, ob ein Kind geliebt werden kann, das durch eine Vergewaltigung gezeugt wurde.

kampf um eine verbesserte Schönheit dienliche Methoden. Unabhängig davon, ob Schönheit bereits in die Wiege gelegt wird oder ob sie durch harte Arbeit errungen werden muss, ist sie bis heute Garant für Attraktivität. Dafür lohnt all die Mühe um die Schönheit. Attraktivität ist das erträumte Ziel, verheißt sie doch Bewunderung, Zuneigung oder Liebe. Daher kann es verwundern, vielleicht sogar irritieren, wie Narziss angesichts seiner Schönheit reagiert. Weder verliebt er sich in irgendeinen der zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen, noch genießt er wie ein Don Juan wechselnde sexuelle Abenteuer. Spröde weist er jede Liebe ab. Was könnten die Gründe sein? Narziss ist sechzehn Jahre alt, als ihn andere umwerben. Dieses Alter ist auch heute für Teenager eine Zeit, in der erotische Gefühle, Phantasien und Sehnsüchte in der Seele erwachen. Der erstarkende sexuelle Trieb wirkt mächtig und drängt ohne Rücksicht auf Vernunft zu Annäherung und Beziehung. Menschen sind im Hinblick auf Erotik keine freien Wesen, also nicht primär durch Willenskräfte geleitet, sondern einem naturgemäßen Reifungsprozess im Dienst der biologischen Fruchtbarkeit, Arterhaltung und seelischen Entwicklung ausgeliefert. Erotik und Begierde sind keineswegs unkomplizierte Kräfte, sondern können unbewusst verstörend, befremdlich oder erschreckend wahrgenommen werden und Abwehrmechanismen in Gang setzen. Die Hintergründe daraus entstehender narzisstischer Verhaltensmuster lehrt der Mythos, wenn wir ihn als unbewusste innerseelische Wirklichkeit begreifen, als archetypisches¹ Muster. Am spröden Narziss kann eine tief verwurzelte Angst vor Beziehung zum Du und eine daraus resultierende Bindungsunfähigkeit studiert werden. Letztlich ist für Narziss die Liebe eine Frage von Leben und Tod, wenn er erklärt, dass sterben allemal besser sei, als der Nymphe Echo zu verfallen. Bereits ihre vorsichtige Annäherung mit dem Versuch einer liebevollen Umarmung provoziert seine Flucht. Körperliche oder emotionale Nähe weckt in Narziss die Vorstellung von Hörigkeit.² Ausschließlich

1 Mit dem Begriff Archetyp beschreibt C.G. Jung – sehr vereinfachend formuliert – die immer dagewesenen, ewigen Bilder der Menschheit, die uns bis heute faszinieren und in Märchen, Mythen und Religionen tradiert werden.

2 Die Szene mit der Nymphe Echo verdeutlicht die unbewusste innerseelische Realität schwer narzisstisch gestörter Menschen. Solange ein Mensch dieselben Gedanken, Überzeugungen und Gefühle besitzt und das ausspricht was der Narzisst selbst sagen würde, so lange ist diese andere Person attraktiv. In einer solchen Situation der umfassenden Übereinstimmung besteht eine starke Anziehungskraft. Es herrscht vollkommene Harmonie, weil entweder keine Unterschiede spürbar oder für eine gewisse Zeit nicht vorhanden sind. Der Narzisst kann den anderen annehmen, solange er bereitwillig als Sprachrohr zur Verfügung steht. Der andere wird nicht als eigenständige Persönlichkeit wahrgenommen, sondern stellt unbewusst die äußere Verkörperung eigener Anteile dar.

gefährliche Beziehungsaspekte wie Unfreiheit oder ungute Abhängigkeit tauchen in seiner Phantasie auf. Sie machen sein abweisendes Verhalten plausibel, lassen aber noch die Frage offen, wieso er nur destruktive Kräfte in einer Liebesbeziehung erwartet. Wenden wir uns zur Klärung dieser Frage dem Anfang des Mythos zu. Die Zeugung von Narziss geschieht als Vergewaltigung, somit innerhalb einer Täter-Opfer-Beziehung. Das impliziert eine Missachtung der Frau. Ihre Grenzen – ihre Schamgrenzen – werden nicht respektiert, ungefragt wird über sie als Objekt verfügt. Das männliche Verhalten ist rücksichtslos. Die Frau wird gedemütigt und beschämt. Die pränatale Vergewaltigung ist für Narziss das Ur-Muster einer erotischen Beziehung und sein abweisendes Verhalten – so die These – dient dem Schutz vor einem solchen Erlebnis. Die Gewalterfahrung soll sich nicht wiederholen, Narziss will um jeden Preis Ohnmacht vermeiden und nicht in die Opferrolle gelangen. Dieses mythische Ereignis ist anschauliches, archetypisches Vorbild der innerseelischen narzisstischen Gewissheit und Weltsicht über Beziehungen. Narzissten können anderen nicht wirklich vertrauen, weil sie erwarten, irgendwann beschädigt, missbraucht, verachtet oder verlassen zu werden. Sie sind unbewusst zutiefst überzeugt, dass Beziehungen nicht auf Liebe, sondern auf Macht gegründet sind. Achtung, Rücksichtnahme oder Respekt werden als gefährliche Schwäche vermieden, während das Beherrschen oder Kontrollieren anderer Menschen Befriedigung und Sicherheit verschafft. Narzissten sind im Grunde außerstande, sich an einen anderen Menschen liebend zu binden. Hingabe an ein liebendes Du kann der Narzisst nicht ertragen, er braucht Autonomie. Und Autonomie bedeutet Macht.

Doch diese Autonomie wird Narziss genommen und zwar durch den Zorn. Ein Abgewiesener, ein Ungeliebter wird zornig und will Rache. Was bezweckt die Rache? Was ist ihr Ziel? Sie will auch hier ausgleichende Gerechtigkeit. Narziss soll dasselbe erleiden, er soll lieben und das Geliebte nicht besitzen, nach dem Motto: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Und das geschieht ihm mit der Faszination für sein Spiegelbild. In der Schlusszene des Mythos hören wir, wie der heftig verliebte Narziss seinem Spiegelbild einen Körper wünscht. Dank der modernen Technik bekommt diese Sehnsucht einen Namen: Narziss begehrt seinen leibhaftigen Klon. Seinen identischen Doppelgänger könnte er lieben, er und sein Klon wären wahrhaftig ein Herz und eine Seele. Keine Dissonanz, kein Konflikt würde die Harmonie stören. Unter diesen Umständen könnte Narziss liebend vertrauen, obwohl gerade dann beides nicht gebraucht würde. Bis zum Ende des Mythos ist Narziss nicht in der Lage, zu einem Anderen, zu einem Fremden, somit einem echten Du und Gegenüber eine Beziehung aufzunehmen. Und so

stirbt nicht nur die zurückgewiesene Echo an ihrem Liebeskummer, sondern auch Narziss. Beide haben die brutale Macht des Eros erfahren. Beide wurden Opfer. Zorn hinterlässt Opfer.

Viele Menschen, sagt Jung¹, setzen bis heute oft unbewusst voraus, dass ihre eigene seelische Beschaffenheit zugleich eine allgemeingültige sei. Man ist regelmäßig aufs tiefste erstaunt, betrübt oder gar entsetzt, wenn diese Regel einmal offensichtlich nicht stimmt, das heißt, wenn man Unterschiede entdeckt. Unbewusst setzen wir voraus, dass, was mir gefällt, auch dem anderen gefalle. Diese Haltung ist laut Jung Überrest primitiver Zeiten, wo zwischen Ich und Du überhaupt kein wahrnehmbarer Unterschied bestand und wo alle das Gleiche dachten, fühlten und wollten. Im Anderen – und das Andere ist auch das Außergewöhnliche – wurde früher und wird bis heute häufig das Gefährliche und Feindselige vermutet. Auch diese Urreaktion überlebt in uns: wie leicht ist man beleidigt, wenn jemand nicht schön findet, was wir als schön preisen. Noch immer werden Andersdenkende verfolgt, noch immer will man anderen seine Meinung aufnötigen. Man hat häufig bodenlose Angst, mit seiner Überzeugung alleine zu stehen. Unterschiedliches Sein – also individuelles Bewusstsein – bedeutet grundsätzlich Trennung und birgt die Gefahr einer Feindschaft. Menschheitsgeschichtlich betrachtet ist die Entwicklung von Individualität und individuellem Bewusstsein eine Voraussetzung für die Beziehung zu einem Du und für Beziehungsprobleme, wie sie im Mythos von Narziss erfahrbar werden.

Liebe ist weder kausal begründbar noch gerecht² oder beweisbar. Sie kann nicht gefordert, sondern nur erhofft und ersehnt werden. Sie kann verloren gehen oder unerfüllt bleiben. Sie ist bedroht und bedrohlich. Auslöser für Zorn kann Liebe sein. Menschen, die zum Zorn nicht fähig sind – so Jürgen Werner³ –, können auch nicht lieben. Im Zorn lassen wir uns gehen, lassen wir das «Ich» gehen, erleben Leidenschaft und Erregung, genau wie in der Liebe. Mit anderen Worten: Wer lieben kann, kann auch zornig werden. Wer zornig werden kann, kann auch lieben. Diese provokante These wirft die Frage auf: Was bedeutet es, wenn man nicht zornig werden kann? Dazu zwei Beispiele:

1 C.G. Jung GW 10, § 277 ff.

2 Die biblischen Texte zu Kain und Abel und dem Verlorenen Sohn erzählen vom Zorn auf den von Gott bzw. dem Vater geliebten Bruder. Der Zorn auf die geliebten Brüder wird ausgelöst, weil die ihnen geschenkte Liebe als Ungerechtigkeit erlebt wird. Dahinter steckt die Idee, dass Liebe verdient werden muss und eine Art Lohn für Leistung, Fleiß oder Bravsein ist.

3 J. Werner, Die sieben Todsünden, DVA, 2000, S. 61.

Per Mail erfährt Anna völlig überraschend von ihrem langjährigen Lebensgefährten, dass er sich von ihr getrennt hat. Bereits beim Lesen der ersten Zeilen beginnt Anna zu frieren und innerlich zu erstarren. In der folgenden Nacht träumt sie:

Mit fünf bis sieben Leuten bin ich in einer Gruppe, wir besichtigen unterirdische Tunnel, Gänge. Es sind Fluchtwege. Es geht um Berlin, den Mauerbau. Es ist düster. Eine steile Treppe führt nach unten, es wird immer enger, nur noch ein Lichtstrahl ist da. Eine Betroffene macht die Führung, sie dreht sich um und schlägt auf mich ein, voller Zorn und Hass.

Anna wacht erschüttert auf und erinnert sich an ihre Kindheit: Als Zehnjährige wurde sie häufig in den Keller gesperrt, weil sie ihren Teller nicht leergegessen oder nicht alles erledigt hatte, was ihr aufgetragen worden war. Im Keller war es dunkel, einsam und beängstigend. Ohnmächtig erstarrt wartete Anna, bis die Mutter irgendwann den Riegel der Kellertür wieder öffnete und sie hochkommen durfte. Obwohl es ein leichtes gewesen wäre, durch das offene Kellerfenster zu entweichen, hatte Anna nicht den Mut, das umzusetzen. Mutiges Handeln wäre nur möglich gewesen, wenn Anna Wut oder Zorn erlebt hätte, aber das war niemals der Fall. Stattdessen spürte sie stille Verzweiflung und Scham: wenn man so ist, wie ich bin, kann man nicht geliebt werden. Da man nicht sein darf, wie man ist,¹ muss man gehorchen, sich unterwerfen und sein wahres Wesen verstecken. Liebe ist dann Belohnung für den Verzicht auf das eigene Wesen. Zorn muss verdrängt werden, da er für die eigenen Belange kämpfen würde, und das gilt als böse und schuldhaft.

Die Traumbilder versetzen die persönlichen Erlebnisse in einen kollektiven Raum, in dunkle unterirdische Fluchtwege aus dem einstigen totalitären System der DDR. Innerhalb der Mauer mussten Menschen auf Freiheit verzichten, sich unterwerfen und durften nicht ausreisen. Wem Gehorsam und Anpassung unerträglich waren, dem drohte eine harte Bestrafung; aber auch die Flucht aus der DDR war mit dem Tod bedroht. Anna wagte als Kind nicht aus ihrem unterirdischen Gefängnis, dem Keller zu fliehen, weil sie Schlimmes befürchtete: ein vollständiges Verdammtsein, was einem seelischen Tod gleichgekommen wäre. Die fremde Frau im Traum, Betroffene und gleichzei-

1 «Dass ich sein kann, wie ich bin», lautet der Titel der Biographie von Hilde Domin, Autorin ist Marion Tauschwitz.

tig Führerin, personifiziert einen Zorn ihres Selbst,¹ der seit Jahrzehnten verdrängt, nun lebhaftig gespürt, gesehen und gelebt werden will. Dieser Zorn ist voller Energie, also heiß, und kompensiert die Erstarrung von Anna. Ihre Erstarrung ist Ausdruck einer «kalten» Angst, einhergehend mit Frieren, Zittern und Blut, das zu Eis gefriert, wodurch alles Leben erstarrt. In dieser Situation geht der Mut verloren, denn zum mutigen Handeln braucht es Wärme: einen mutigen, frechen Menschen nennen wir unverfroren. Unsere Sprache² erinnert an eine andere, gegensätzliche Form der Angst: Begriffe wie Lampenfieber, Prüfungsfieber und Kanonenfieber zeigen, dass Angst eine hitzige, feurige Erregung sein kann. Die kalte und die heiße Angst können uns abwechselnd beherrschen, so dass man «rot und blass» wird und es einem «heiß und kalt» vor Angst den Rücken hinunterläuft. Aber es braucht die heiße Angst, um zornig zu werden. Zorn und Angst haben dann den gleichen Ursprung, auch davon weiß die Sprache: Das Wort Angst geht auf lateinisch *angustus* für «eng, beengt, bedrängt» zurück. Innere oder äußere Enge erzeugen Angst. Aus demselben Begriff gehen nicht nur Angst und Drang, sondern auch englisch *anger* hervor, was mit Ärger, Wut oder Zorn übersetzt werden kann. Enge ist somit die Wurzel von Angst und Zorn.

Anna hat durch den Traum verstanden, dass sie bisher im Leben aus Angst, nicht geliebt zu werden, etwas Wesentliches von sich selbst und gleichzeitig ihren Zorn verdrängt hatte. Ohne Zorn blieb sie in beruflichen oder privaten Konflikten meistens gehemmt und in ihrem Minderwertigkeitskomplex gefangen.

Der Traum gab Anna ihren Zorn zurück. Im Zorn steckt die Libido, die der Mut braucht, um etwas zu realisieren. Gemeint ist der Mut, seine wahre Identität zu zeigen und diese den anderen zuzumuten. Es geht um den Mut³, sich «schuldig» zu machen. Ohne Schuld gibt es aber keine Individuation⁴. Dieser Zorn ist eng verknüpft mit der Fähigkeit, sich selbst zu achten und lieben, anstatt darauf zu warten, von anderen geliebt zu werden. Mit diesem Zorn stoße

1 Für Jung ist das Selbst die nicht vollständig erfassbare Gesamtpersönlichkeit eines Menschen. Das Selbst ist nicht mit dem Ich identisch, sondern umfasst Bewusstes und Unbewusstes, bedeutet somit Ganzheit und Einheit jedes Menschen, gleichzeitig auch das Zentrum der Ganzheit. Das Selbst wird häufig in Quaternitäts- und Mandalasymbolen dargestellt, es umfasst Höchstes und Niedrigstes und lässt sich vom Gottesbild nicht unterscheiden. GW 9/II § 8 ff, § 57 ff.

2 M. Wandruszka, *Angst und Mut*, Klett-Cotta, 1981, insbesondere S. 30f. und S. 56f.

3 M. Wandruszka S. 106. Für die frühgermanischen sprachlichen Vorfahren von Mut ist wiederholt die Bedeutung von Zorn erwiesen.

4 C.G. Jung bezeichnet Verwirklichung der je eigenen Bestimmtheit und Bestimmung als Individuationsprozess, GW 9/I ab § 489.

ich auf die Aufgabe, zu ertragen, dass mich andere nicht mehr lieben, schätzen oder anerkennen, weil die Selbstliebe Vorrang hat. Dieser Zorn ist der Zorn des Selbst. Er verschafft sich Achtung und Respekt für das Selbst.

Affekte können als störend oder peinlich empfunden werden, so auch von Maria, die sich als «verkopfte» Frau erlebt. Sie liebt es, im Voraus alles minutiös zu planen. Wenn sie die Kontrolle behält, fühlt sie sich sicher. Gleichzeitig erlebt sie sich in einem Korsett gefangen. Ihr fehlt etwas. Sie sehnt sich nach Spontaneität und Leidenschaft und wünscht sich den Mut, das endlich zu wagen. Sie arbeitet als Lehrerin, und eines Tages korrigiert sie einen Schüler, der im mündlichen Vortrag Zusammenhänge falsch darstellt. Als der Schüler beharrlich seinen Fehler leugnet, kommt es zu einem heftigen Disput zwischen den beiden und die Lehrerin verweist ihn jähzornig des Klassenzimmers. Anschließend bereut sie ihr Handeln. Aufgewühlt und in einem Gefühlschaos gelingt es ihr nur unter größter Anstrengung, ihren Unterricht weiterzuführen. Sie schämt sich, die Kontrolle verloren zu haben, und befürchtet, von den Schülern nicht mehr respektiert zu werden. Maria ist schockiert über ihr spontanes Verhalten und erkennt ihren Konflikt: was sie ersehnt, macht ihr Angst. Sie weiß, wer seine Affekte kontrollieren kann, beweist Überlegenheit und Beherrschung. Wer dagegen seinen Zorn vor anderen zeigen kann, gibt eine Schwäche preis. In einer solchen Situation wird die schützende Maske der Persona¹ heruntergerissen und etwas Unschönes, bislang Verborgenes sichtbar. Nicht das Ideal, nicht Perfektion, sondern ein Makel wird offensichtlich. Aber nicht Vollkommenheit, sondern Vollständigkeit ist laut Jung das Ziel des Menschen: Dazu gehört der «Pfahl im Fleisch», das Erleiden der Mangelhaftigkeit, ohne welche es kein Vorwärts, kein Aufwärts und keine Entwicklung gibt². Besonders Menschen, die viel Wert auf ihre Autonomie und Unabhängigkeit legen, die Ämter mit Macht und Autorität bekleiden, die gewohnt sind zu herrschen, brauchen die bittere Erfahrung von Unzulänglichkeit, Schwäche oder Hilflosigkeit, um menschlich sein zu können. Und so kann es für uns sehr kränkend sein, wenn ein Mensch sich nicht dazu herablässt, seine Affekte, also seinen Zorn zu zeigen. Offensichtlich können uns Menschen nicht nur Liebe, sondern auch Zorn vorenthalten. Die Situation ist allerdings paradox: das Zulassen von Zorn kann Ausdruck von höchster Macht bzw. Souveränität aber auch Ausdruck von Unterlegenheit sein.

1 Mit Persona bezeichnet C.G. Jung den Teil unserer Persönlichkeit, den wir anderen zeigen, es ist eine «Maske», hinter der wir Wesentliches verbergen können.

2 C.G. Jung, GW 12 § 208.

Nach dem Zornausbruch in der Schule träumt Maria: *Ich fahre mit dem Auto auf der Autobahn und habe das dringende Bedürfnis ganz schnell zu fahren. Ich durchbreche das Gitter und mein Kopf dreht sich wie ein Tornado. Der Kopf verselbständigt sich und löst sich in einem Feuerball auf. Alles hört auf, kommt zur Ruhe, als ich mit dem Auto über eine Böschung hinuntergefahren bin. Es war kein Alptraum.*

Der Traum zeigt ein rasendes Ich, das in einer feurigen Explosion landet, einhergehend mit dem Verbrennen des Kopfes, der als Sitz des Verstandes gilt. Hier wird wieder die Gefahr deutlich, denn im Zorn kann man «den Kopf verlieren», wie das Sprichwort sagt. Aber nicht nur der Verstand, sondern auch der Zorn sitzt im Kopf: die vertikale Falte zwischen den Augenbrauen wird von uns als Zornesfalte wahrgenommen, an der Schläfe sitzt die Zornesader, und das Schnauben der Nasenflügel ist Ausdrucks des feurigen Zorns¹. Der Kopf symbolisiert Macht, Beherrschung und Herrschaft. Auf ihn richten sich Ehre und Unehre, was die Krone, der Siegerkranz, die Asche der Buße oder das Scheren der Haare bezeugen. Der Zorn entsteht in einer Autoritätssituation, und im Zorn will sich eine Idee, manchmal auch eine Ideologie durchsetzen, im wörtlichen Sinn behaupten.

Und wie kann sich das Ich gegenüber dem Zorn behaupten? Dazu eine Sequenz aus dem Märchen «Die Rabe»², das von einer verwünschten Prinzessin erzählt. Sie lebt an einem unbekanntem Ort auf einem Glasberg in einem goldenen Schloss. Der Held des Märchens sucht sie und will sie erlösen. Auf seiner Reise kommt er in einen Wald und sieht einen großen Riesen. Obwohl er weiß, dass eine Begegnung mit dem Riesen lebensgefährlich ist, wagt er es, Kontakt aufzunehmen. Wie erwartet will ihn der hungrige Riese gleich fressen, lässt aber sofort von diesem Vorhaben ab, als der Held mit ihm gemeinsam an den Tisch sitzt und seine Vorräte anbietet, sodass der Riese sich sattessen kann. Als Dank hilft ihm der Riese. Unter den vielen alten Landkarten im Haus des Riesen findet sich eine, auf der das Ziel der Suche – das goldene Schloss auf dem Glasberg – eingezeichnet ist. Nachdem der Held nun endlich weiß, wo er suchen muss, trägt ihn der Riese mit Riesenschritten viele Meilen weit, nicht ganz, aber ziemlich nah ans Ziel.

1 Buch Hiob 32,2f. In den deutschen Übersetzungen steht anstatt Nase nur noch Zorn.

2 Das Grimm'sche Märchen «Die Rabe» erzählt von einer Königin und ihrer Tochter. Das Mädchen ist noch ein Säugling, und weil es keine Ruhe geben will, somit unartig ist, verwünscht die Mutter es in eine Rabe. Die Königstochter fliegt fort und bleibt ohne Eltern ganz alleine in einem dunklen Wald. Erlöst wird sie von einem Mann, der auf einem langen Weg viele Aufgaben bewältigen muss. Am Ende wird die Hochzeit gefeiert. Das Mädchen ist beziehungs-fähig geworden. Das Märchen erzählt von der Heilung einer frühen Störung.

Riesen symbolisieren emotionale Faktoren von roher Kraft, gewaltige, ungezähmte Affekte wie Zorn und Wut. Wenn das Ich solchen übermenschlichen Affekten begegnet, kann es überwältigt – in der Märchensprache heißt das «gefressen» – werden. Das Ich wird dann dumm, fällt den mächtigen Impulsen zum Opfer und schlägt wild um sich. Der Held weiß um das und zeigt, wie man mit Affekten umgehen kann, ohne verschlungen zu werden. Er tötet die Emotionen nicht, verdrängt sie nicht, flieht nicht, sondern nimmt Beziehung zu ihnen auf, als er sich mit dem Riesen an einen Tisch setzt. Wie man am «runden Tisch» miteinander verhandelt, so kann man seinen Affekt als Gegenüber wahrnehmen, als Naturkraft respektieren, ansprechen und ihm geben, was er zum Leben braucht. Und wenn wir im Märchen erfahren, dass der Riese weiß, wo der Glasberg ist und den Helden fast bis zum Glasberg trägt, dann hören wir, dass unsere schlimmsten Affekte und große Leidenschaften nicht nur ein überragendes Wissen besitzen, sondern uns mit ihrer Libido fast bis zum Ort des Problems führen können. Der Märchenheld ist Vorbild für unser Ich. Von diesem Helden lernen wir, dass ein Affekt, ein Zorn, dem Ich hilfreich sein kann, und zwar in Situationen, wo das Ich überfordert ist. Der Affekt hilft, wenn das Ich nicht mehr weiterweiß und nicht mehr weiterkann, vorausgesetzt das Ich wagt eine respektvolle Begegnung.

Es mag erstaunen, dass Affekte wie Zorn und Wut über Weisheit verfügen. Aber wenn der Zorn im Kopf lokalisiert ist, wie wir gehört haben, kann er den Verstand rauben – aber auch das geistige Problem sehen, um das es geht. Der Zorn weiß um das Thema des verdrängten Komplexes, könnte man sagen. Interessanterweise wird auch das durch die Etymologie¹ bestätigt, denn der Begriff Wut gehört zu den Termini Seher, Geist, Inspiration, Dichtkunst und Gesang. Der germanische Gott Wotan, in dessen Namen das Wort Wut steckt, war nicht nur Befehlshaber eines wütend-rasenden Heeres, sondern auch Gott der Weisheit und Erfinder der Runen.²

Affekte wirken zerstörerisch und hilfreich, tödlich und schöpferisch. Manchen erscheint angesichts ihrer zweifelsohne bedrohlichen Seite der Intellekt

1 Deutsches Wörterbuch von J. und W. Grimm, Stichwort Wut ab S. 2474.

2 Manchmal taucht die Frage nach dem Unterschied zwischen Zorn und Wut auf. Die Redensart «Eine Wut im Bauch haben» zeigt uns, dass sie unterhalb des Zwerchfells wohnt, manchmal wird sie in der Galle verortet, deren Überlaufen es zu vermeiden gilt. Der Begriff Wut war ursprünglich vielfältig, umschrieb ein krankhaftes Außersichsein wie Raselei oder Wahnsinn, dann auch leidenschaftliche Erregtheit, wie sie als Arbeitswut oder Sammelwut in Erscheinung treten kann, zudem die schöpferische Begeisterung des Dichters, aber auch heftigsten Zorn, der in Tyrannei und Rebellion münden kann.

als rettender Ausweg. «Psychologisch aber besitzt man nichts – so Jung¹ –, was man nicht wirklich erfahren hat. Durch den Affekt wird das Subjekt einbezogen und bekommt damit das ganze Gewicht der Wirklichkeit zu fühlen. Eine nur intellektuelle Einsicht bedeutet zu wenig, man weiß nur Wörter darüber, kennt aber nicht die Substanz von innen.» Mit anderen Worten: Ohne Affekte ist das Leben nicht vollständig.

Offen geblieben ist die Frage nach der Farbe der Angst. Marc meint, Angst hat keine Farbe.²

Autorin

Frau Dr. med. Renate Daniel

E-Mail: rena.te.daniel@t-online.de

1 C.G. Jung GW 9/II § 61.

2 C. Wortberg, Die Farbe der Angst, S. 139. Persönlich kann ich der Angst nicht eine Farbe allein zuordnen, sondern am ehesten Rot, Schwarz und das Weiß von Eis.

Fanatismus und Idealismus

Ein schicksalspsychologischer Unterscheidungsversuch

Ines Grämiger

Die folgende Zusammenfassung basiert auf dem Artikel von Günter Hole (1995), umfasst die klassischen Definitionen der Begriffe Fanatismus und Idealismus und wird durch schicksalspsychologische Termini und Formulierungen ergänzt.

Der Text ist auch für schicksalspsychologische Laien lesbar, denn die spezifisch schicksalspsychologischen Signierungen befinden sich jeweils in Klammern und können von den Nicht-Schicksalsanalytikern überlesen werden.

Bei den bearbeiteten Texten zeigte es sich, dass Fanatismus und Idealismus eine einzige gemeinsame Wurzel aufweisen: das (Trieb-)Bedürfnis nach der ich-ausweitenden Funktion der Begeisterungsfähigkeit, der lebhaften Vorstellungskraft, der Seinskraft und der Idealbildung oder Vorstellung der Vollkommenheit, der Ich-Inflation (dem szondianischen p+-Bedürfnis).

Der Idealismus bezieht seine Kraft allein aus diesem inflativen Bedürfnis (p+), während beim Fanatismus noch weitere Bedürfnisse als Motivatoren hinzukommen müssen:

- der Hass auf Andere (e-)
- die Ausgrenzung (k-)
- die Abwehr alles Andersartigen in Projektion (p-)
- ein schlechtes Selbstgefühl (p-)
- die tiefgründige Isolierung in Beziehungen (m-)

Es wird ersichtlich, dass Idealismus ein monofaktoriell bedingtes Phänomen ist, d.h. bestimmt wird durch nur *ein* Triebbedürfnis (aus dem Ich), während der Fanatismus *multifaktoriell* begründet ist durch ein komplexes Zusammenspiel der verschiedensten Triebbedürfnisse (beispielsweise aus dem Affekt- und Kontaktbereich).

Definition von Fanatismus (in Abgrenzung vom Idealismus):

- Fanatismus ist der leidenschaftlich-blinde Eifer für eine Sache oder Idee, bezeichnete ursprünglich die Schwärmerei, welche auch zu unbesonnenen, rücksichtslosen Handlungen führen kann (p+).
- Im Gegensatz zum Idealismus kommt aber nun beim Fanatismus noch ein ausgesprochener **Hass** (e-) gegenüber anderen Überzeugungen und deren Vertretern hinzu. Es geschieht zudem eine **paranoide** Ausgrenzung des Andersdenkenden (gemäß der «paranoiden Festung» und der Abspaltung des Schattens [p-]).
- Kennzeichnend ist auch die Ausschließlichkeit der Fixierung auf eine Idee, die **Einengung** des Horizontes und die Ausblendung sämtlicher anderer Ideen und Werte (k-).
- Das Einswerden mit einer einzigen Sache erinnert an «eine symbiotische Besessenheit»¹ (p-), begleitet von Lust und Qual.
- Dadurch entsteht eine innere Selbstgewissheit/-sicherheit, sowie Überwertigkeit und Grandiosität, ein Überlegenheitsgefühl gegenüber Anderen (p+-Anteil).
- Gleichzeitig gibt es einen großen narzisstischen Gewinn in beiden Ich-Funktionen: das Gefühl von **Macht und Wirksamkeit** (k+) sowie der Lebendigkeit/**Gefühlsintensität** (p).
- Bei Idealismus und Fanatismus besteht eine starke Identifikation mit einer Idee. Beim Idealismus ist diese Identifikation kreativ in ihrer Wirksamkeit. Beim Fanatismus ist die Identifikation hingegen **destruktiv** und einengend (e- mit k-!).
- Es besteht keine «Differenzverträglichkeit» (Verena Kast, 2003), d.h. keine Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Gemeinsam sind dem Idealismus und dem Fanatismus der Eifer, die Ergriffenheit der Gesamtperson, die Identifikation und Partizipation mit etwas, das größer ist als man selber. Gemeinsam ist auch die innere Gewissheit über den sinnvollen Weg, das Erleben der Lebendigkeit und Begeisterung, die innere Sicherheit durch die Idee und die Selbstüberwertung (p+).
- Beim Idealismus ist der Eifer konstruktiv und kreativ in der Verwirklichung, ist die Beweglichkeit und Weite gewährleistet, ganz wie ein warmes Feuer.

Demgegenüber zeigt der Fanatismus einen blinden und destruktiven Eifer, endet in Hass und Zerstörung des Andersartigen, ist gezeichnet durch **Starr-**

¹ Begriff I. Grämiger

heit, Rigidität und Enge ($k-$) sowie ein kaltes Feuer. Dieses kalte Feuer sieht man oft in den Augen von Fanatikern (Erich Fromm, 1961). Dem Fanatiker bedeutet nichts etwas, er scheint die ganze Welt zu **entwerten** ($k-!$), ist nicht beziehungs- und dialogfähig, hat keine echten Gefühle, nur eine Illusion darüber. Fanatismus ist eine **narzisstische Erregung, welche das Gefühl von Isolierung in der Beziehung** ($m-$) **kompensiert**, aber auch die Hoffnungslosigkeit und **das Urmisstrauen** ($p-, m-$). Die Verschmelzung mit der Idee oder dem Idol kompensiert die eigene innere Leere, die **gestörte Beziehung zum eigenen Körper und den eigenen Gefühlen, sowie die Beziehungsstörung**.

Anstelle einer Verschmelzung mit einem Menschen tritt die Verschmelzung mit einer Idee. Die Idee mit Sendungsbewusstsein wird aggressiv umgesetzt; im Gegensatz zum Fundamentalismus, der nur die Werte setzt, diese Werte als öffentlich und gesellschaftlich für alle gültig erklärt, sie aber nicht umsetzt.

- Jeder **Zweifel** ($k\pm$) wird abgewehrt, in den Schatten abgespalten und auf andere projiziert und dort abgewehrt. Der Schattenträger soll eliminiert/getötet werden ($e-, p-$).

⇒ Keine Akzeptanz und Integration des Schattens

⇒ Künstliches Großhalten des Selbstgefühls ohne Zweifel.

Aufrechterhaltung des idealen Selbstkonzepts ohne Ambivalenz. Diesem großen grandiosen Selbst kann auch der Tod nichts anhaben.

Daher wird weder das Konzept noch das Ich-Ideal je wieder in Frage gestellt, modifiziert oder verändert, sondern bleibt rigid bestehen. Gewinn ist ein dauerhaftes narzisstisches Größenselbst ($p+\uparrow$).

- Durch die Partizipation an einem Ideal oder auch an einem ideellen Führer, durch Unterwerfung unter diesen ($s-!$) nimmt der Fanatische Anteil an der Gottähnlichkeit des Ideals.

Die Liebe zu den Ideen ist größer als die zu den Menschen.

Kern ist die fehlende Bezogenheit ($m\downarrow, p\downarrow$). Die meisten Fanatiker haben keinen Bezug zum blühenden, lebendigen Leben, zur spielerischen Leidenschaft, zu echten begeisternden und berührenden Gefühlen. (Hole, 1995)

- (Erich Fromm, 1961) Fanatismus basiert auf einer **Verobjektivierung**, Verstofflichung des Menschseins, einer **nekrophilen Orientierung** (Faszination durch Tod, Haben, Erinnern mehr als durch Leben, Erleben, Sein). ($k\uparrow, p\downarrow$)

Es besteht eine Angst vor dem Lebendigen, da dieses unkontrollierbar ist (Fanatiker sind «Kontrollfreaks»¹).

- Die eigene Angst vor dem Tod wird durch die aktive Bedrohung anderer mit dem Tod abgewehrt = unbewusste Identifikation mit dem Tod als Tod-bringer.
- Fanatismus basiert auch auf dem Mythos des Drachentöters mit der Illusion der Erlösung durch die Tötung des Drachens und entsprechenden Ritterphantasien.
- Außer bei den aktiven, kämpferischen, ideologischen Führerfiguren besteht bei den sich unterwerfenden fanatischen Mitläufern oft die Form von **«geliehener» Begeisterung**.

Das heißt, allein wären sie nie fähig, diese Gefühlsintensität und Begeisterung aufzubringen.

Oft ist dies der einzige Ausweg aus einer schweren Depression, Ohnmacht, Demütigung (= Form des Aktivismus als Abwehr von Depression, $s+ \rightarrow d+, s-$).

- Fanatiker sind meist zutiefst **selbstwertgestörte**, misstrauische, nicht vertrauende, mithin **paranoide** Menschen ($p-\uparrow$).
- Transformationsmöglichkeiten: Da hinter dem Fanatismus verquer gelebte, normale Bedürfnisse stehen, können diese eventuell transformiert werden. Es handelt sich dabei vor allem um das Bedürfnis nach Leidenschaftlichkeit/Begeisterungsfähigkeit sowie Sinnhaftigkeit ($p+$) und Sicherheit.

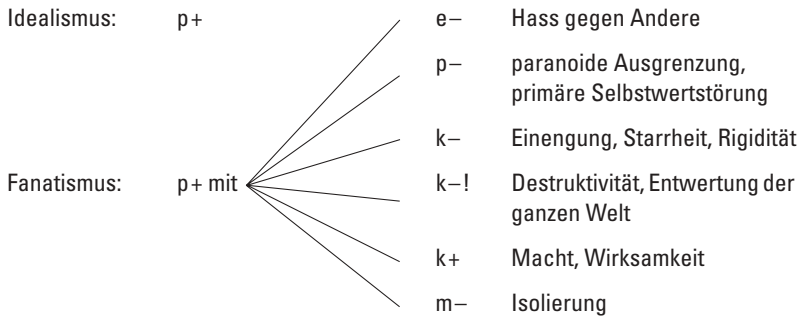
Die Leidenschaftlichkeit könnte eventuell via Beziehungsfähigkeit, Partizipation mit dem Du in Leidenschaftlichkeit und Differenzverträglichkeit verwandelt werden.

Damit die Unsicherheit des Lebens besser ausgehalten werden könnte, bräuchte es eine Stärkung des Selbstwertgefühles und des Gefühlszuganges zu sich und seinem Körper.

1 Begriff I. Grämiger

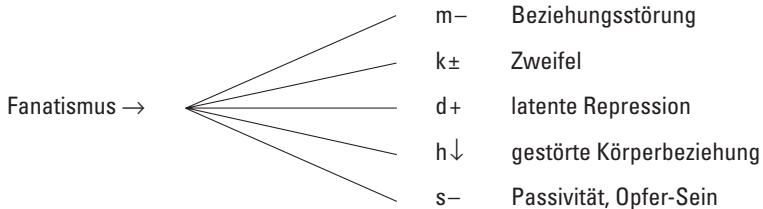
Schicksalspsychologischer Schlusskommentar

Die Signierung der Definition des Fanatismus zeigt, wie komplex dieses Phänomen ist, im Gegensatz zum einfach strukturierten Idealismus (mit fast nur reinem p+). Im Fanatismus verbinden sich verschiedenste Faktoren als Bedingung miteinander:



Es gilt: $k > p$ (ähnlich wie bei den Perversionen)

Zudem sind folgende Abwehrdynamiken zu postulieren:



Abkürzungen/Zeichen

| | | | | |
|---|-----------------|--|---|------------|
| → | gegen | | > | größer als |
| ⇒ | daraus folgt | | ↑ | erhöht |
| ≠ | verschieden von | | ↓ | erniedrigt |

Literaturangaben

Fromm Erich: «Es geht um den Menschen! Eine Untersuchung der Tatsachen und Fiktionen in der Außenpolitik», in: «GW Band V, Politik und sozialistische Gesellschaftskritik», § 3 24. DTV, München, 1961

Fromm Erich: «Die Seele des Menschen. Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen.» Gesamtausgabe Band II, § 40, DTV, München, 1964

Hole Günter: «Fanatismus. Der Drang zum Extremen und seine psychologischen Wurzeln», Herder-Spektrum, Freiburg, 1995 (neue, nicht vergriffene Auflage: Hole Günter: «Fanatismus. Der Drang zum Extrem und seine psychischen Wurzeln», Psychosozial Verlag, Gießen, 2004)

Kast Verena: «Im Fanatismus verborgene Lebensthemen», in: «Psychotherapie-Forum», Nr. 4, Vol. 11, Springer Verlag, Wien, 2003

Autorin

Ines Grämiger

E-Mail: ines.g@sebil.ch

L'apport du concept de « paroxysmalité » pour la psychopathologie et la clinique¹

Philippe Lekeuche

Préambule

La « paroxysmalité » est un concept théorico-clinique d'une extrême importance pour la compréhension de l'humain et pour la pratique clinique. Ce concept nous vient de Léopold Szondi². Qu'est-ce qu'un concept ? À l'origine, c'est une « idée » qui, lorsqu'on en dispose, permet de *voir* ce qu'on ne verrait pas ou qu'on percevrait de façon tronquée si cette « idée » n'existait pas. L'étymologie³ nous apprend que le mot français « idée » vient du latin philosophique « idea » (« type de chose »), en latin tardif « forme visible », emprunté au grec « idéa » (« forme visible », « image », « espèce »). Sans le concept de « paroxysmalité » en psychopathologie, un certain nombre de phénomènes ne sont pas *perçus* ou, s'ils le sont, c'est d'une manière qui les déforme. Quant au mot « paroxysmal », il a pour racine le verbe grec « paroxunô » qui signifie « exciter, irriter ».

Dans le « schéma pulsionnel » de Szondi, qui constitue à première vue une nosographie psychiatrique, nous allons trouver quatre registres : celui des troubles cycliques de l'humeur avec la manie et la dépression, celui des troubles sexuels avec l'hermaphroditisme et le sadisme, celui des troubles paroxysmaux, des « maladies à crise », avec l'épilepsie et l'hystérie et celui des troubles schizophréniques avec la catatonie et la paranoïdie. Si l'on y regarde

-
- 1 Communication effectuée dans le cadre du Séminaire sur les troubles de l'humeur (Professeur Arlette Seghers), Faculté de Médecine, Université Catholique de Louvain, le 28 janvier 2010, à Bruxelles.
 - 2 Psychiatre et psychanalyste hongrois (1893–1986), fondateur de la « Schicksalsanalyse » (« Analyse du Destin ») et créateur du « Test de Szondi » (le « Diagnostic expérimental des pulsions » [1938]).
 - 3 *Dictionnaire historique de la langue française*, « Le Robert », en deux volumes, sous la direction d'Alain Rey, Paris, 2000.

bien, l'ensemble du schéma recouvre les quatre grandes sphères nosographiques : troubles de l'humeur et psychopathie, perversions sexuelles, névroses et, enfin, psychoses. Ces quatre registres sont articulés les uns aux autres, ce ne sont pas des classes mais il s'agit d'un système de catégories psychiatriques (Jacques Schotte). Cette nosographie est donc structurale.

Chacun de ces registres est sous-tendu par une force, une énergie d'investissement spécifique, à savoir une pulsion. À chacun de ces registres correspond, dans l'ordre cité : la pulsion ou vecteur du Contact, la pulsion ou vecteur Sexuel, la pulsion ou vecteur Paroxysmal, enfin la pulsion ou vecteur Schizophrénique (vecteur du «Moi»).

Enfin, chacune de ces pulsions va investir, contre-investir ou désinvestir, et ce à des degrés variables, un problème humain universel, un champ sémantique précis, une question anthropologique définitoire de la condition humaine. Ainsi les troubles de l'humeur et leur pulsion du Contact concernent la question de la séparation impossible avec une figure archaïque du maternel qui demeure vivante en nous ; les troubles sexuels et leur pulsion Sexuelle concernent la question du nouage et de la désintrinsication d'Éros et de Thanatos autour du corps de l'objet sexuel ; les troubles paroxysmaux et leur pulsion Paroxysmale concernent la question du rapport à la Loi (interdit du meurtre et prohibition de l'inceste) ; les troubles schizophréniques et leur pulsion du Moi concernent la question du rapport à soi-même : comment un «Soi» peut-il émerger et se conjuguer en première personne («Je») tout en articulant en lui le singulier et l'universel ? Ces quatre registres de l'humain, suscitant des «thèmes» à chaque fois dramatiques, constituent en fait des *existentiels*.

En résumé, nous voyons que le plan *nosographique* est sous-tendu par un plan *anthropologique*, lui-même sous-tendu par un plan *pulsionnel* (cf. *schéma ci-dessous*).

| Plan d'une anthropologie clinique <i>Le schéma pulsionnel de Szondi</i> | | | |
|--|--|--|---|
| Vecteur ou pulsion Sexuelle (S) Hermaphrodisme (h) et Sadisme (s) | Vecteur ou pulsion Paroxysmale (P) Épilepsie (e) et Hystérie (hy) | Vecteur ou pulsion du Moi (Sch) Schizophrénies catatonique (k) et paranoïde (p) | Vecteur ou pulsion du Contact (C) Dépression (d) et Manie (m) |
| <i>Perversions</i> Trouble du rapport à l' <u>objet</u> | <i>Psychonévroses</i> Troubles du rapport à la <u>Loi</u> | <i>Psychoses</i> Troubles du rapport à <u>soi-même</u> | <i>Troubles de l'humeur et psychopathie</i> Troubles du rapport au <u>maternel archaïque</u> |
| Nouage ou dénouage d'Eros et Thanatos autour de l'objet | Réglage des affects par rapport à la Loi (prohibition de l'inceste et interdit du meurtre) | Problème de l'émergence d'un Soi en première personne, en tant qu'unique (unicité et unité) | Problème de la séparation avec l'imago de la mère archaïque |
| Séduction <u>Qui cause mon désir?</u> Les rapports à l'objet et à la (bi)sexualité potentiellement traumatiques | Scène primitive <u>Qui m'interpelle?</u> Le rapport aux parents en tant que garants de la Loi | Castration <u>Qui suis-je?</u> Étant donné que je ne puis tout être ni tout avoir ... | Retour au sein <u>Qui me prend, m'absorbe?</u> Le rapport à la mère archaïque, au maternel englobant, à la nostalgie |

Ce schéma théorique se trouve empiriquement validé par le «Test de Szondi», test dit «projectif» (Budapest, 1938), utilisé dans le travail clinique et dont la structure est isomorphe au schéma pulsionnel. Car en effet le Test s'avère cliniquement pertinent, non seulement pour le psycho-diagnostic clinique mais aussi pour l'analyse de la structure pulsionnelle des sujets qui l'ont passé.

Le registre paroxysmal

Ce qui nous intéresse ici, c'est le registre paroxysmal. Dans le schéma pulsionnel, au niveau du vecteur Paroxysmal, nous trouvons le binôme «Épilepsie-Hystérie», ce couplage appartenant à la grande tradition psychiatrique; on va le retrouver chez Bleuler, Kraepelin, Jaspers et Charcot chez lequel l'hystéro-épilepsie est considérée comme une entité à part entière. Szondi ne fait donc que s'inscrire dans cette tradition en rangeant l'épilepsie au sein du champ de la psychiatrie. Ce qui justifie ce couplage, c'est que l'hystérie et l'épilepsie constituent des maladies à crise amenant à une décharge paroxystique des affects; c'est aussi le fait que la clinique montre parfois la coexistence de ces deux formes chez un même sujet (hystéro-épilepsie).

L'épilepsie

Bien sûr, et nous n'insisterons pas là-dessus, Szondi ne nie absolument pas la composante neurologique, cérébrale, de l'épilepsie. Lorsque nous l'avions rencontré à Zürich en 1980, nous lui avons demandé pourquoi il s'occupait si peu de la différence entre l'épilepsie essentielle et les épilepsies organiques. Il nous avait répondu qu'il se situait davantage sur le plan du sens (humain) que sur celui des causes (organiques, lésionnelles). Ce qui l'intéresse, c'est bien la valeur anthropologique de l'épilepsie: à quel problème humain renvoie-t-elle, qu'incarne donc l'épileptique? L'on peut résumer les choses ainsi: Szondi fait sienne l'interprétation freudienne de la crise d'épilepsie qui symbolise à la fois le meurtre du père de l'Oedipe et le châtiment pour ce crime. Mais Szondi ajoute une composante qui lui est propre: le meurtre peut également être celui du frère ou du prochain; la tendance homicide (qui agit en tout homme quoiqu'à des degrés divers) est celle du «Caïn» en nous.¹

Cela étant dit, l'épilepsie est d'abord pour Szondi une «forme d'existence» dynamisée par la tendance pulsionnelle caïnesque, ce mode

1 Cette tendance pulsionnelle, qui dans les protocoles du «Test de Szondi» apparaît signifiée par la réaction testologique $e \rightarrow$, se trouve particulièrement exacerbée, tendue, chez les personnes ayant réellement commis un meurtre, ainsi que l'a démontré Almut Schweikert dans sa thèse de Doctorat en psychologie (Almut Schweikert, *Tötungsstile: ein triebpsychologischer und pathoanalytischer Beitrag zum Verständnis psychischer Begleitprozesse bei Tötungsdelikten*, thèse de doctorat en psychologie [Promoteur: Prof. Nicolas Duruz], Faculté des Sciences sociales et politiques, Université de Lausanne, novembre 2007.)

d'être pulsionnel-là étant susceptible de s'exprimer autrement que par la crise d'épilepsie (partielle ou généralisée). Elle peut se traduire par un certain style d'être au monde, un mode d'être, un caractère, un type, et par certains symptômes qu'il considère comme relevant de la sphère paroxysmale épileptique: le bégaiement (*une succession en rafale de micro-crisis paroxystiques bâillonnées*), la migraine, l'asthme, l'eczéma, l'énurésie – et l'on pourrait y ajouter la poriomanie, la dipsomanie, et d'autres syndromes encore. À chaque fois, il y a crise, poussée, décharge, paroxysme dans l'expression d'un affect chargé de violence, plus précisément d'une rage meurtrière, «caïnesque». On le voit, le concept d'épilepsie subit une extension anthropologique et clinique et, de plus, il se trouve dissocié de celui de la crise d'épilepsie au sens classique du terme.

L'affect est ce qui exerce une pression, ce qui s'imprime sur ou dans le corps. L'affect typiquement paroxysmal, c'est la rage meurtrière. La haine relève plutôt du registre paranoïde-narcissique. Elle peut être froide, chronique, et se dissimuler indéfiniment sous la bonté alors que la rage bouillonne et finit par exploser ou se décharger (fût-ce via une somatisation). Si la rage peut conduire à l'élimination physique de l'autre, la haine n'a pas d'abord pour visée de le tuer mais plutôt de le «déssubjectiver», de le vider de son humanité.

Nous allons le voir en détail, tout ceci va avoir trois conséquences majeures: (1) la construction d'un certain type humain, celui de l'«l'homme paroxysmal»; (2) la mise en évidence d'un champ sémantique rassemblant des propriétés qui vont être spécifiées comme proprement paroxysmales. Enfin, fait extrêmement important, (3) des traits typiquement paroxysmaux pourront se voir inscrits dans d'autres pathologies. Une dimension paroxysmale pourra ainsi se retrouver dans la mélancolie, la névrose obsessionnelle, la maniaco-dépression, etc. ...

Genèse de l'idée szondienne

Mais comment Szondi fût-il amené progressivement à une telle conception de l'épilepsie et de la paroxysmalité (nous laisserons volontairement de côté la question de l'hystérie)?

Dès ses études secondaires, il est passionné par la lecture des romans de Dostoïevski. Non seulement l'écrivain russe était lui-même un grand épileptique (des épiléptologues comme Gastaut et Alajouanine n'en doutaient pas) mais on retrouve dans ses romans bon nombre de personnages épileptiques (le plus célèbre étant Smerdiakov, le meurtrier du père Karamazov). Or, un des thèmes majeurs de l'œuvre dostoïevskienne est celui du meurtre, du

meurtre du père ou du prochain ou encore de Dieu. La question du meurtre du prochain ou du « frère humain » apparaît comme un problème humain fondamental, véhiculant la question de savoir ce que serait une éthique authentique, distincte de la morale ; ce que signifierait accepter l'autre dans son altérité, sa différence singulière.

L'univers de Dostoïevski provoque chez Szondi des résonances profondes et viennent le toucher jusque dans les racines de sa judéité. Le caractère sacré de la Loi, les figures de Moïse, d'Abel et de Caïn, ne cessent de le concerner au plus profond. Et il consacra d'ailleurs deux livres importants à ces figures, à celle de Moïse (« Moses, Antwort auf Kain ») et à celle de Caïn (« Kain, Gestalten des Bösen »¹). Les figures de Moïse, d'Abel, et de Caïn vont se retrouver dans la théorisation de son vecteur Paroxysmal. Ces trois figures demeurent en effet vivantes et actives en chaque humain.

Les rédacteurs du *Livre de la Genèse* n'avaient pas la prétention de faire œuvre d'historiens mais ils ont cherché à saisir la teneur d'un drame proprement humain ainsi que les prototypes fictionnels représentant la présence dans l'homme de ce que nous appellerions aujourd'hui des « tendances pulsionnelles ». Ainsi, Caïn représente la tendance meurtrière et, puisqu'il est le premier homme à notre façon, non point une création directe de Dieu comme le sont Adam et Eve mais le premier fils humainement engendré, il signifie que la question du meurtre est née avec notre humanité même. Les animaux, eux, ne connaissent pas le meurtre, ils n'en sont pas capables car pour eux la question de la reconnaissance de l'« autre », comme à la fois « autre » et « semblable », c'est-à-dire comme « prochain », ne se pose pas.

À Caïn correspond la tendance pulsionnelle au meurtre (« tötende Gesinnung », la « disposition meurtrière »), à accumuler des affects brutaux (rage, colère, jalousie) et à les décharger dans une crise ; à Moïse va correspondre la tendance pulsionnelle à la réparation d'une faute, l'aspiration à la justice, à la reconnaissance d'autrui. Quant à Abel, dont le nom hébreu signifie « vapeur », « buée »², il est plutôt insignifiant. Dieu ne lui adresse même pas la parole, il accepte ses offrandes sans mot dire, automatiquement, alors qu'il parle à Caïn, refuse d'abord ses dons, l'exhorte à la réflexion, et, après le meurtre, ne le punit pas de mort mais le marque au front d'un *signe*. Comme Dieu l'énonce alors explicitement à Caïn, ce signe met en garde tout meurtrier potentiel des conséquences qu'aurait le fait de tuer Caïn. Mais, du point de vue psychanalytique, nous interprétons cette marque comme étant

1 Léopold Szondi, *Kain, Gestalten des Bösen*, Verlag Hans Huber, Bern, 1969.

2 Selon l'indication du Professeur André Wénin, de l'Université Catholique de Louvain, que nous remercions ici pour son aide précieuse.

également un signe de reconnaissance, au sens où Caïn est placé par Dieu en position de sujet auquel il parle. Dieu protège ainsi Caïn qui, par la suite, deviendra un homme de Culture, fondant une ville et donnant lieu à une descendance de forgerons itinérants, maîtrisant le feu, forgeant des armes. Pour la tradition rabbinique, il y a en Caïn quelque chose d'une sainteté au cœur de son impureté, ce qui va permettre, dans sa descendance, l'émergence de personnages mosaïques. Il y a de la pureté dans le mal et de l'impureté dans la sainteté. Moïse, lui aussi, semble, comme l'écrit Szondi, un «Caïn abelisé»¹ : il a tué un égyptien, il est bègue, terriblement colérique. Le Moïse juif est «caïnesque» et, inversement, il y a déjà, à l'intérieur de Caïn, la possibilité de son renversement en Moïse. D'après le commentaire de Jacques Schotte², c'est le christianisme qui aurait accentué le contraste entre Moïse et Caïn, le bien et le mal, faisant de Moïse un pur homme de Dieu; le Moïse christianisé serait trop monolithique. Or, nous le verrons, la dualité intérieure et la possibilité de retournement sont des traits majeurs de la paroxysmalité. C'est parce qu'il y a chez l'homme, inévitablement, de la pureté dans le mal et de l'impureté dans le bien qu'est possible le retournement, soit dans le sens de la «conversion» ou «métanoïa» (le Raskolnikov de «Crime et châtiment»), soit dans le sens d'un devenir mauvais (le Prince Muychkine de «L'idiote»).

Chez Szondi, ces figures bibliques ne sont pas des archétypes au sens de Jung mais des métaphores, des images, des figures, qui incarnent des tendances pulsionnelles universelles, toujours actives en nous aujourd'hui. La première phrase du livre de Szondi sur Caïn est : «Kain regiert die Welt», «Caïn règne sur le monde»; nous pourrions ajouter : «Caïn demeure en nous». L'actualité de chaque jour, hélas, nous le montre.

L'éthique véritable

Il est de la nature de l'éthique d'être en crise. L'enseignement de Dostoïevski, de Szondi, – et nous ajouterions sans hésiter : de Freud –, nous apprend en effet que l'éthique véritable devient possible si et seulement si l'homme prend conscience du Caïn qui est en lui et si, au lieu de le refouler ou de le dénier, il travaille à son retournement possible, à sa transfiguration ou à sa sublimation.

1 Szondi, *Kain, Gestalten des Bösen*, 1969.

2 Jacques Schotte, *Autour de Caïn*, cours inédit non photocopié, second quadrimestre de l'année 1992, Université Catholique de Louvain, Louvain-La-Neuve (nous avons utilisé nos notes personnelles).

La possibilité de la négation d'autrui est la condition de possibilité de sa reconnaissance (affirmation). La négation précède l'affirmation. C'est parce que l'homme est capable de tuer son prochain, de le nier radicalement dans sa différence et son altérité, qu'un horizon éthique de la reconnaissance peut se lever¹.

Caïn est réhabilité, il est le signifiant qu'une éthique est possible si elle ne se transforme pas en un « avoir », une certitude, un bien de jouissance, ce qui conduirait à une éthique perverse. L'homme de l'éthique n'est jamais sûr d'être dans le bien et la justice: il ne les possède pas. Il demeure en crise, c'est-à-dire dans une attitude critique par rapport à soi. L'éthique n'est pas une possession, elle est toujours en tension vers ... elle-même. L'homme de l'éthique est travaillé par le doute. Même s'il parvient à prendre position en première personne, à dire: « Moi, je », à assumer son choix, éventuellement contre la morale ambiante, même dans le cas où il parvient à trancher, l'homme de l'éthique demeure sujet au doute. Et ce doute n'est pas pathologique ou obsessionnel mais il est « cartésien », source de remise en question et de connaissance. L'éthicien n'est pas dans la dureté du pervers ni dans la certitude du psychotique. C'est aussi ce que nous a enseigné Kierkegaard dans un livre comme « Crainte et tremblement » consacré à l'interprétation du sacrifice d'Abraham et à la Foi, « l'au-delà de l'éthique », le « saut dans l'absurde ».

Délimitation du concept de paroxysmalité

Il nous faut maintenant tenter trois choses: 1) faire le portrait de l'homme paroxysmal, créer un personnage, une fiction synthétique; 2) relever les traits de structure formels de la paroxysmalité; 3) pointer certains contenus ou thèmes sémantiques typiquement paroxysmaux.

Portrait de l'homme paroxysmal

De l'homme paroxysmal, on pourrait dire qu'il fonctionne en trois temps: il accumule des affects violents, il les décharge dans une crise, puis il se repent, répare, demande pardon à l'autre. Pour éviter la crise (agresser autrui),

1 Philippe Lekeuche, *Racines psychologiques de l'éthique*, in « Acta Psychiatrica Belgica », Bruxelles, 1995.

il aura tendance à quitter la scène, à fuir ou à fuguer. Ou bien il somatisera (migraine, asthme, eczéma, etc.). Ou bien il fera une crise d'épilepsie dans laquelle la violence demeurera liée à son propre corps. C'est un homme doté d'une grande sensibilité aux problèmes éthiques et de justice. Il peut être pétri de religiosité. Le péché et la culpabilité l'obsèdent. Mais il est travaillé par une grande ambivalence, une forte dualité intérieure entre le bien qu'il voudrait faire et le mal qu'il fait (cf. Saint Paul). Il est déchiré. Il peut brutalement céder à l'un des pôles qui le travaillent: il agit alors de façon surprenante, soudaine, dans la surprise, il se surprend lui-même ainsi que son entourage. Il oscille entre adhésivité et explosivité (cf. Françoise Minkowska à propos du caractère épileptoïde mis en évidence par les tests de Rorschach). Il est fasciné par le feu (la pyromanie appartient à ce registre), les armes à feu, la guerre. La question du suicide le tourmente, l'interpelle très affectivement. Mais il a tendance à dissimuler ses affects, à faire bonne figure. Szondi le qualifiera d'«artiste du camouflage». Coléreux, violent, il peut s'hystériser: il devient doux, tendre, érotique, plein d'empathie ...

Concernant l'hystérie, la théorie szondienne nous conduit à postuler que tout(e) hystérique recèle au fond de soi une rage sourde, étouffée, à laquelle le sujet n'a pas nécessairement accès et qui peut se trouver revêtue du masque de l'amour, du défi, de la performance, de la plainte, etc. ...

Les traits formels de la paroxysmalité

Pour ce qui concerne les traits formels de la paroxysmalité, nous noterons:

1. La *temporalité en trois temps* déjà évoquée: accumulation – décharge – réparation;
2. La *crise*. L'homme paroxysmal est un homme prédisposé à faire des crises. L'on connaît bien l'étymologie du mot «crise» qui vient du verbe grec «krinô»: «juger», «décider», «séparer», «choisir». La crise conduit à une décision, elle contraint le sujet à trancher. Mais souvent l'on conçoit la crise comme essentiellement circonstancielle ou contingente. Or le concept de paroxysmalité nous apprend que la crise est inscrite en nous, pour ainsi dire structurellement, même si son surgissement à l'extérieur, de façon visible, ne se produit qu'à l'occasion.
3. La dimension de *surprise*, l'attaque soudaine, l'accès, l'urgence, la panique;

4. La *dualité intérieure* : elle s'inscrit dans une ambivalence (bien/mal, culpabilité/rage, obéissance/transgression) mais un clivage peut se produire et donner lieu à une survenue en alternance des affects antithétiques ;
5. Le *retournement*, la conversion, un changement destinal qui transforme la vie : Saint Paul, persécuteur des premiers chrétiens deviendra, après le « paroxysme » de Damas, le fondateur de l'Église ; Raskolnikov (dans « Crime et châtiment ») deviendra mystique (le mouvement inverse s'observe chez le Prince Muychkine).
6. Ce qui est de l'ordre de la *marque*, de l'*impression* (Dieu *marque* Caïn d'un signe comme pour le protéger ; Moïse reçoit les tables *gravées* de la Loi). L'affect peut s'imprimer *sur* la peau (eczéma, urticaire) ou *dans* le corps propre (un organe interne) ou sur le corps d'autrui. La crise d'épilepsie ou d'hystérie marque, *impressionne*, laisse une marque affective sur le spectateur. Rien que par leur apparition, leur entrée en scène, des individus impressionnent. Et Szondi qualifiera certains critiques littéraires de « Caïn de l'encrier » parce que ce qu'ils font imprimer a valeur d'assassinat.

Dans le champ d'ensemble de la psychopathologie, nous pouvons repérer la présence de certains de ces traits. Ainsi, dans la maniaque-dépression, le renversement de la phase dépressive à la phase maniaque et l'inverse. C'est un virage ou un moment paroxysmal. Ou, dans la mélancolie, le suicide soudain, tout à fait surprenant, au moment où l'on s'attend le moins à un tel acte. Ou encore, chez certains alcooliques, une sorte de conversion à l'abstinence absolue qui ressemble à une « entrée dans les Ordres » qui change leur vie. La dualité clivée qui tourmente l'obsessionnel de l'intérieur, de façon secrète, et qui finit par le pousser brutalement à des passages à l'acte périodiques (qu'il réproouve parce que contraires à ses idéaux), est de nature paroxysmale. Et l'on pourrait trouver d'autres exemples encore ...

Les « thèmes » ou les « signifiants » paroxysmaux

Enfin, certains thèmes significatifs sont typiquement paroxysmaux.

Ainsi, le *problème des différences* ou des inégalités, de l'injustice. Szondi dira que la survenue d'une différence entre les hommes, aussi petite soit-elle, est susceptible de réveiller le Caïn meurtrier qui se veut justicier.

Le *problème de la limite ou du seuil* à ne pas franchir : la question de l'interdit et de la transgression, la limite ultime étant celle du meurtre d'autrui ou de soi (suicide).

La *fascination pour les ancêtres*, les morts que l'on ne parvient pas à tuer. L'intérêt passionnel pour la généalogie.

La *fascination pour le sacré et les questions religieuses*, théologiques, les thèmes mystiques.

La *fascination pour la mort, le suicide*. Szondi (et avec lui Roland Kuhn) soulignait que la suicidalité (le meurtre de soi) était proprement paroxysmal et que, lorsque quelqu'un se suicide, c'est que la dimension paroxysmale a joué à plein, ne fût-ce qu'un instant: Caïn a soudainement «allumé la mèche». En soi, le dépressif simple n'est pas suicidaire mais, si un élément paroxysmal s'ajoute à la dépression, élément qui peut se traduire sous la forme d'angoisse ou d'anxiété, alors le risque de suicide est à prendre en compte. De même, la suicidalité (ou le meurtre) chez le mélancolique tient à la forte composante paroxysmale, caïnesque, présente dans cette maladie. La cure par électrochocs réalise d'ailleurs une crise d'épilepsie artificielle qui permet la décharge de l'affect meurtrier.

La *fascination pour le feu*, les armes à feu, etc. Moïse rencontre Dieu face au buisson ardent; Caïn aura pour descendants des forgerons qui maîtriseront le feu. D'après Szondi, la profession de pompier constitue une socialisation du Caïn et la pyromanie a sa racine pulsionnelle en lui. Quant à l'énurésie, symptôme paroxysmal, elle aurait la signification d'éteindre avec l'urine le feu de la rage.

La *propension aux accidents à répétition*: en voiture, à moto, à cheval, lors des activités sportives, etc. ... L'homme paroxysmal, caïnesque-épileptoïde, se punit lui-même et se fait justice.

La *tendance à fuguer*, à la poriomanie (les personnages dostoïevskiens ne cessent pas d'entrer, de sortir, de déambuler dans la rue). Caïn fut condamné à errer sur la terre.

La propension à entrer en scène, à *faire un scandale*, un éclat, puis à sortir brutalement.

La propension au *camouflage*, à la dissimulation, à se cacher, aux masques, aux déguisements (le Caïn, le loup en agneau mielleux). On trouve ici une coloration hystérique de la forme d'existence caïnesque.

L'obséquiosité, la *tendance à tenir un discours moralisateur*, à parler sur un *ton pastoral*. Cette tendance à vouloir imposer «le» bien à autrui en lui faisant la leçon, à le contraindre au «bien» contre son gré et pour son «bien» (fût-ce avec violence), – «son bien» que l'on prétend d'ailleurs connaître et détenir: cela révèle l'action à l'arrière-plan du Caïn meurtrier qui se cache.

Petit fragment clinique en guise d'illustration

Un jeune homme de 28 ans nous demande un suivi psychothérapeutique parce qu'il se sent trop « stressé », voire angoissé. Il est très légèrement handicapé mental et nous apprenons qu'il a des antécédents d'épilepsie dont il ne souffre plus aujourd'hui, épilepsie pour laquelle il a jadis été traité. Actuellement, il ne prend plus de médicament pour ce problème ancien.

Nous remarquons assez vite la lenteur de son élocution et de ses mouvements, son côté un peu collant (car il met tout un temps à nous quitter en fin de séance). Nous remarquons aussi chez lui un léger bégaiement à certains moments des entretiens. Dans la vie, ce jeune homme travaille comme fonctionnaire et, lorsque nous le rencontrons, il vit dans un logement communautaire avec des étudiants de l'Université. Il fréquente régulièrement une association qui organise des activités diverses et festives pour handicapés. Il est célibataire et n'a jamais eu de petite amie. Une de ses demandes est d'ailleurs de pouvoir un jour faire une bonne rencontre et fonder une famille.

Nous apprenons par lui-même qu'il ne prend plus qu'un seul médicament, un neuroleptique : « contre mes angoisses », nous dit-il. Ce jeune homme poursuit sa psychothérapie chez nous depuis maintenant deux ans et, à un moment donné, il nous a demandé d'appuyer par écrit sa demande pour son intégration dans une Institution d'accueil au long cours constituée d'appartements supervisés. À cette occasion, il nous présenta le formulaire officiel, déjà rempli par son psychiatre, formulaire que nous avons accepté de compléter, dans lequel ce patient était qualifié de « psychotique » au niveau de la rubrique diagnostique.

Nous avons pu comprendre pourquoi ce médecin avait posé en toute bonne foi ce diagnostic : ce n'était probablement pas afin de faciliter, par l'Assurance-Maladie, l'acceptation de la demande du patient à intégrer cette structure d'accueil.

En effet, le patient, après quelques semaines, quand la confiance se fût un peu installée, se mit à nous parler de ses « visions ». « Visions » était le terme utilisé par lui. Il ne parlait pas d'« hallucinations » comme peuvent le faire assez facilement les psychotiques. Dans ses visions, le Christ lui parlait, lui annonçait des événements à venir dans sa vie ou dans le monde. Le patient, quant à lui, dialoguait avec « le Seigneur » (pour reprendre son expression), un dialogue pouvait donc s'instaurer entre le Seigneur et lui. Il faut savoir que ce jeune homme est très croyant, catholique pratiquant. Mais il s'est avéré qu'il existait en outre chez lui d'autres types de visions : il se retrouvait dans une époque passée, le Moyen-Âge ou le XIX^e siècle, où il se ressouvenait de ses vies antérieures (femme, enfants, maison, travail, événements divers).

Pour lui, c'était de l'ordre d'un souvenir, d'une remémoration qui se présentait au fil du déroulement de la vision.

Comme nous lui avons dit que ces visions étaient importantes et qu'il pouvait en parler sans honte, il nous fit suffisamment confiance pour nous les raconter lorsqu'elles se présentaient. Elles ne survenaient que par intervalle.

Il nous est apparu qu'il ne s'agissait pas d'hallucinations mais, effectivement, de «visions». Le Seigneur lui parlait, certes, mais jamais le patient ne spécifiait qu'il avait entendu sa voix «réellement» et, de plus, le Seigneur répondait aux dires du patient, il y avait un véritable dialogue entre eux (ce qui n'a pas lieu lorsque des voix hallucinées assaillent un psychotique). D'autre part, nous ne percevions pas de dissociation chez lui dans la mesure où il pouvait s'approprier le discours du Seigneur et se sentir en accord avec lui. Enfin, les autres visions relatives à ses vies antérieures avaient la structure assez cohérente d'un conte, d'une belle histoire qu'il nous racontait et ce conte disposait d'une cohérence interne. C'est pourquoi nous n'avons pas considéré qu'il s'agissait là de phénomènes psychotiques. Nous avons plutôt fait l'hypothèse que ce jeune homme était possédé par des représentations psychiques surinvesties, devenues très vivaces, qui s'imprimaient sur la surface de son système psychique perceptif.

Nous apprîmes par la suite qu'il était passionné de généalogie et qu'il disposait d'un logiciel spécial lui permettant d'enregistrer la sienne dans son ordinateur portable. C'était là un travail de recherche auquel il se vouait avec soin, cohérence et rigueur. Il est d'ailleurs venu un jour en séance avec son ordinateur et nous avons visionné ensemble sa généalogie qui remontait jusqu'au XVIII^e siècle, ses ancêtres les plus anciens étant représentés par des peintures, des portraits qui avaient été peints à l'époque.

Rien dans le transfert ne nous conduisait à penser qu'il était psychotique car il a toujours maintenu par rapport à nous une distance mesurée et très adéquate. Notamment, il ne nous idéalisait pas trop mais venait chercher en nous un témoin, un témoin qui pouvait lui assurer qu'il avait des qualités, une intelligence, une capacité d'évoluer dans sa propre vie et le sens des responsabilités. Car, ce qui nous frappait, c'était son sens éthique scrupuleux dans son travail où il disposait de données confidentielles sur des personnes de son Service. Il nous répéta souvent qu'il se voulait la discrétion même quant aux informations qu'il détenait sur les autres employés. Son sens éthique apparaissait aussi lorsqu'il nous parlait de ce qu'il appelait «la décadence actuelle» des mœurs amoureuses: il avait le désir de faire un mariage d'amour et de ne pas avoir de rapports sexuels avant la cérémonie religieuse. Bref, notre jeune homme se montrait extrêmement sensible au respect des règles et des usages traditionnels.

Il nous a fallu un temps certain pour repérer combien ce patient vivait dans la sphère de la paroxysmalité et que sa souffrance devait se situer sur la scène de ce drame-là. Nous avons rassemblé les quelques éléments qui pouvaient converger en direction de notre hypothèse: son bégaiement léger et périodique, son épilepsie antérieure, son ralentissement psycho-moteur, sa passion pour la généalogie et ses ancêtres, sa religiosité, ses fantasmagories à thèmes mystiques, sa propension à vite se sentir coupable de détenir sur autrui des informations confidentielles.

Ne le considérant pas comme un psychotique, nous avons opté pour une attitude en rapport avec notre sentiment de la forte dimension paroxysmale présente chez lui. Ainsi nous évitions d'être légaliste (lors de ses retards ou par rapport à sa lenteur à quitter la séance) et nous nous sommes permis de lui exprimer que ses visions étaient importantes car elles « disaient quelque chose », elles lui transmettaient un message dont le sens nous échappait. De plus, nous avons montré un intérêt soutenu et sincère pour son projet relatif à sa généalogie. Un des effets de notre repositionnement thérapeutique fut qu'il ne bégaya plus jamais en séance lorsqu'il nous parlait (bien entendu, nous ne savons pas du tout quelle est son élocution au travail et dans sa vie courante ...).

Le fait de nous repositionner dans le transfert et le diagnostic, – diagnostic qui n'est pas un étiquetage mais un repérage, c'est-à-dire la tentative de situer dans quelle zone de l'existence humaine se joue le drame personnel de ce patient –, devrait nous permettre, à lui comme à nous, de progressivement approcher de la question en souffrance chez lui.

Ce que nous enseigne la théorie, c'est que le registre de la paroxysmalité pose dramatiquement la question de la place du sujet: de son inclusion ou de son exclusion par rapport au champ de sa reconnaissance en tant que sujet de la Loi, cette Loi bienveillante, parlante, symbolique, qui ne fait pas qu'interdire mais qui invite à vivre, à désirer, à prendre la parole. Cette Loi qu'il ne faut pas confondre avec les lois, les règles, le règlement, la morale, les interdits.

Espérons que ce bref exposé aura atteint son but, celui de montrer l'importance du concept de « paroxysmalité » pour la clinique. Car ce concept est largement méconnu et, de ce fait, des patients relevant de ce champ spécifique sont souvent considérés comme appartenant à un autre registre psychopathologique. Cette méconnaissance diagnostique engendre des malentendus et des conceptions erronées dont les premiers à faire les frais sont, hélas, ceux qui viennent nous demander qu'on les entende avec justesse.

Bibliographie

Dictionnaire historique de la langue française, «Le Robert», en deux volumes, sous la direction d'Alain Rey, Paris, 2000.

Philippe Lekeuche, *Racines psychologiques de l'éthique*, in «Acta Psychiatrica Belgica», Bruxelles, 1995.

Jacques Schotte, *Autour de Cain*, cours inédit non polycopié, second quadrimestre de l'année 1992, Université Catholique de Louvain, Louvain-La-Neuve (*nous avons utilisé nos notes personnelles*).

Almut Schweikert, *Tönungsstile: ein triebpsychologischer und pathoanalytischer Beitrag zum Verständnis psychischer Begleitprozesse bei Tötungsdelikten*, thèse de doctorat en psychologie (Promoteur: Prof. Nicolas Duruz), Faculté des Sciences sociales et politiques, Université de Lausanne, novembre 2007.

Léopold Szondi, *Kain, Gestalten des Bösen*, Verlag Hans Huber, Bern, 1969.

Auteur

Philippe Lekeuche

E-Mail: philippe.lekeuche@uclouvain.be

Voies passionnelles de l'affect et drame criminogène de l'affectation

Pan et Médée: une lecture szondiennne

Jean Kinable

Cette contribution se propose de poursuivre deux objectifs.

Le premier estime nécessaire de réinsister sur les *différences* à opérer, dans le système szondien des pulsions, *entre le vecteur C et le vecteur P*: entre ce qui relève de l'humeur, ou de la Stimmung, et ce qui ressortit à l'affect. En effet, s'il se tisse volontiers diverses affinités électives entre ces deux vecteurs, c'est aussi au risque de certains amalgames. Ainsi tend-on à user d'un même vocabulaire pour parler indifféremment des deux. Peut-être aussi sous l'influence de certains courants actuellement dominants en psychologie, lesquels réutilisent des distinctions traditionnelles comme celle entre le cognitif, le motivationnel (ou conatif) et le social (composé d'interactions et de partages). Or, au sein de cette série, où la cognitivité règne en maître, un champ d'investigation particulièrement exploité est celui des émotions, lequel s'étend aux sentiments, à tout l'affectif mais aussi à l'humoral ou au thymique. Que l'on songe à la fortune de la notion d'alexithymie (dont l'inspiration psychanalytique d'origine, notamment du côté de la dite «Ecole de Paris» en psychosomatique, est soigneusement tue). On peut tout autant se demander si la préférence pour le terme «émotion», plutôt que celui d'«affect», ne tient pas au fait que ce dernier a été définitivement trop marqué par son appartenance au vocabulaire technique de la psychanalyse freudienne. De même, parler de «passion» peut s'entendre au sens d'une «maniaqualisation» typiquement contactuelle, aussi bien qu'au sens d'une extrémisation des affects.

Sans doute serait-il donc bon de réaiguiser quelque peu l'acuité et le tranchant de l'un ou l'autre concept chargé d'effectuer, en toute rigueur, les distinctions pertinentes qui permettraient de marquer, toujours mieux, les différences et les spécificités propres à chacun des registres pulsionnels en cause.

Le second objectif voudrait élargir l'éventail des références culturelles qui sont habituellement mobilisées dans les cercles szondiens pour élaborer les enjeux spécifiques au vecteur P, à savoir ces références classiquement empruntées à l'héritage judéo-chrétien et aux figures bibliques de Caïn et de Moïse. Cette fois, c'est vers les trésors de la *mythologie grecque* que nous nous tournerons. Georges Dumézil affirme qu'il y a « dans le legs de la Grèce, quelques grandes figures, quelques grandes intrigues qui fascinent l'esprit et qu'on sent porteuses des ressorts conscients ou inconscients de l'aventure humaine » (préface, D. Mimoso-Ruiz, 1982, p. 5). En retracer les variations au fil de l'histoire nous fait assister « à la manifestation progressive des puissances contenues dès l'origine dans le thème » (ibidem, p. 6). Et ici, comme le note Alain Moreau (1994, p. 5), on doit au structuralisme « d'avoir montré que le mythe ne pouvait pas évoluer de façon totalement inattendue et arbitraire. Il est prisonnier de ses structures ».

Parmi toutes ces manifestations paroxystiques typiques survenant par surprise, sur le mode d'accès critiques et de poussées extrémistes (outre les mises en scène au théâtralisme hystérique et les assauts de convulsions ou d'évanescence épileptiques) il est des manifestations qui sont proches de la gamme des phobies de tous ordres, des terreurs et des effrois, tellement associés au traumatique. C'est ce qu'on appelle des « attaques de panique ». Or ce phénomène porte le nom d'une figure de dieu passionnante à envisager comme donnant justement visage à des facettes moins souvent dégagées dans nos analyses du vecteur P.

Souvenons-nous aussi de l'insistance mise par Szondi non seulement sur la question du meurtre (qui est l'affaire d'un des deux interdits oedipiens fondateurs) mais aussi sur la procédure défensive consistant à « *faire le mort* » – ce que l'on peut entendre au sens d'infliger la mort à quelqu'un (soi autant qu'autrui) ou au sens de feindre la mort: singer, c'est le cas de le dire, un réflexe dissuasif et auto-protecteur typique du répertoire des stratégies animales (au même titre que le mimétisme d'indistinction d'avec l'environnement ou que l'immobilisme mimant l'inanimation: toutes stratégies qui misent sur une certaine capacité de se faire disparaître-réapparaître aux yeux de l'autre, ou de s'absenter de la situation, au lieu de viser l'élimination de cet autre ou sa domination). Dans cette ligne, ont déjà été plusieurs fois étudiés et commentés le fameux meurtre du père de la horde primitive appartenant à la mythologie freudienne de « Totem et tabou », de même que le premier meurtre de l'humanité selon la Bible, lequel est un fratricide, ainsi que celui perpétré par Moïse avant d'en venir au rôle de transmetteur des ordres divins et du décalogue. Tous ces meurtres relèvent sans doute de la catégorie des crimes pas-

sionnels dont l'intelligibilité et les raisons ne semblent pas soulever trop de problèmes insolubles. Les passions en cause paraissent offrir des explications suffisamment plausibles pour que l'on s'en contente volontiers: insurrection de dominés à l'encontre du despotisme arbitraire d'un tyran castrateur; jalousie et envie envers les privilèges injustifiés d'un rival préféré et favorisé indûment; défense violente et justicière d'une victime, en réplique aux maltraitances imposées, pour rendre la pareille au bourreau, non sans surenchère. Sans doute les fureurs vengeresses et le renversement actif et vindicatif d'un tort subi, enduré avec un sentiment d'injustice imméritée, bafouant la valeur de la victime – retournement de situation capable de faire payer au coupable, auteur du préjudice, le mal et l'outrage infligés, non seulement en s'en dédommageant de soi-même et par soi-même, mais aussi en rétablissant ainsi le sujet dans son honneur et sa dignité statutaires (pour autant qu'il se soit fait l'artisan d'un pareil revirement substituant l'agir au subir) – sans doute sont-ce là des mobiles et des motifs propres à susciter, chez le commun des mortels, comme chez le scientifique ou chez le praticien, la compréhension empathique, toujours prête à osciller entre sympathie et antipathie ...

Or, il est un autre de ces crimes dits passionnels, mais au féminin cette fois, qui n'a jamais cessé, lui, de faire *énigme* (cela expliquerait-il ceci?): c'est celui de Médée – du moins la Médée infanticide ... alors qu'elle avait déjà bien d'autres crimes à son actif, lesquels portaient tous thanatiquement, non pas érotiquement, atteinte à l'institution familiale: ceux-ci seraient-ils moins intrigants? La question insistante qui traverse les siècles, à laquelle bien des auteurs, d'époques différentes, ont tenté de répondre, en variant les réinterprétations possibles du drame, c'est la question suivante: *pourquoi* Médée tue-t-elle et surtout pourquoi choisit-elle de tuer ses enfants, les plus innocents de tous les protagonistes de ce drame? Pourquoi? ... ou mieux: *au nom de qui, au nom de quoi et à quel titre?* Elle dont le nom provient, étonnamment, d'une même racine étymologique que celle qui a donné les mots «médecin» et «médecine» – en tant que le médecin est censé «régler et dominer la maladie». Emile Benvéniste définit le sens de cette racine comme «prendre avec autorité les mesures appropriées» (P. Chantraine, 1999, p. 675). Mais justement on se surprend à créditer Médée non seulement d'une noblesse et d'une puissance proprement tragiques, mais aussi d'une incontestable grandeur, d'une élévation et d'une envergure quasi surhumaines, pour ne pas dire surmoïques, faisant autorité jusque dans l'accomplissement de ce forfait pourtant unanimement condamné, sans la moindre réserve, tel un crime gratuit, abominable et injustifiable. Grandeur qui lui vaut reconnaissance et renommée: comme si, par delà des motivations telles la vengeance,

la jalousie, la revanche, l'indignation, le renversement de l'amour en haine, etc., elle n'avait nullement démerité de certaines exigences idéales, en ne cédant en rien à ce qui aurait pu compromettre celles-ci, malgré l'horreur de l'action épouvantable à laquelle poussaient de telles exigences, comme en requérant ce geste, voire cette démonstration probante de sa part. Certains psychologues contemporains ne manqueront pas de s'emparer de cette figure mythique pour parler d'un « complexe de Médée » (un de plus !) et tenter d'apporter, à travers elle, un certain éclairage sur des situations actuelles tant d'infanticide que de divorce orageux et de conflits entre ex-conjoints, au service desquels tendent à se sacrifier les liens parentaux à l'enfant ainsi que le bien personnel de celui-ci.

A propos du nom de Médée, une dernière remarque qui offre une plaisante curiosité dans la mesure où elle établit un lien avec le dieu Pan. On connaît l'importance (pour le destin historique de la Grèce antique, pour la consécration du modèle de la démocratie et pour la gloire d'Athènes) de la victoire de Marathon (490 avant J.C.) remportée sur l'envahisseur Perse. C'est aussi suite à ce triomphe que le culte du dieu Pan a connu une recrudescence à travers la Grèce, ceci en guise d'action de grâce pour son intervention lors du conflit. En effet, alors que, après avoir été défaits, les Perses se réembarquaient sur leur flotte et étaient encore en mesure d'aller menacer Athènes (car ses défenseurs n'auraient pu la regagner à temps, au retour du champ de bataille par voie de terre), Pan avait empêché pareille menace en provoquant sa grande spécialité, à savoir une panique chez ces assaillants potentiels, de telle sorte que ceux-ci avaient été incapables de mettre à profit une telle opportunité stratégique. Or, ces conflits sont appelés les « guerres médiques » du nom du peuple des Mèdes faisant partie de l'empire Perse. Ce nom leur vient de leur ancêtre éponyme, Médos qui est le fils de Médée car la destinée de celle-ci s'est poursuivie au-delà de l'épisode corinthien et de l'épisode athénien, avec Egée et Thésée, pour la ramener finalement en terre d'Asie où elle fait donc figure d'être à l'origine de la Médie et de sa population. Dans la mesure où Médos est considéré comme le fils que Médée a engendré avec le roi d'Athènes, Egée, ces guerres médiques seraient donc des guerres fratricides ...

Pour une différenciation des vecteurs

L'objectif est également de répartir les spécificités qui s'avèrent constitutives de l'apanage, du champ d'action et de la sphère d'influence propres à chacun

des registres. On peut ici procéder à la manière bien connue de Jacques Schotte: par une mise en tableau indiquant quels phénomènes psychiques et quels concepts théoriques relèvent de la compétence de chaque vecteur, tableau qu'il s'agirait alors de repréciser, réactualiser, compléter, etc. Cependant, une telle reprise, étoffée de nouveaux suppléments éventuels, risquerait de nous entraîner dans de trop longs développements. Aussi un bref rappel se concentrera sur quelques repères conceptuels qui me servent usuellement de grille de lecture, d'interprétation et de construction pour analyser la dramatique et la dramaturgie particulières à chaque registre pulsionnel. La logique même des facteurs composant le vecteur et de leurs circuits est supposée suffisamment connue.

Rappel: quelques paramètres différentiels

Posons d'emblée que tout vecteur pulsionnel où s'enracine un registre existentiel est le lieu d'une crise essentielle et la scène d'un drame original/originale, *crise* et *drame* à l'épreuve desquels l'existant humain (de nature pulsionnelle) devient lui-même ... pour autant qu'il parvienne à transcender ce dont il est passible et ce qui lui est possible en ce registre. En même temps et d'un seul mouvement, chez l'intéressé c'est le système tout autant pulsionnel que psychique, personnel, pensant, comportemental, culturel, social qui va se structurant et s'organisant, des points de vue topique, dynamique et économique tout ensemble. Dès lors, on peut commencer par poser également que la crise dont question est à concevoir tel un trauma structurel dans la mesure où elle serait au principe même de l'ouverture et de l'instauration du registre en cause. Si la crise et la dramatisation qu'elle provoque paraissent résulter d'un trauma obligé, structural, elles mettent en demeure d'engager une certaine partie, d'en passer par l'entreprise de quelque mise en/à l'œuvre, laquelle ne peut se jouer qu'au risque de se gagner autant que se perdre, de réussir ou de rater eu égard aux enjeux de mise et à la cause tant à défendre qu'à promouvoir. Une telle partie ne se jouera, et ne cessera d'avoir à se rejouer la vie durant, que grâce aux «cartes», aux «atouts» et aux «mises» que représente le jeu des facteurs pulsionnels, de leur distribution, de leurs combinaisons possibles et de leurs destinées.

Partant d'un tel postulat, nous pouvons déployer les mises en perspective suivantes, en fonction d'une *grille de repérage* en huit points. Ces paramètres sont: 1° la cause en jeu; 2° le fantasme originaire impliqué; 3° l'événement critique de portée avènementielle; 4° le travail psychique à mobiliser; 5° les règles du jeu; 6° le type d'angoisse encourue; 7° les complexes concernés; 8°

la loi fondamentale qui articule la logique du jeu et les principes qui s'y consacrent.

La *cause* du Contact peut s'entendre comme cette capacité d'avoir à disjoindre ce qui est conjoint tout autant qu'à conjoindre ce qui est disjoint, à commencer par détricoter la fusion incestueuse pour en renouer les fils selon d'autres modalités contactuelles. Celle du Sexuel consiste à objectaliser-objectifier (produire des objectités) et à tisser des relations d'objet en s'y engageant. Celle du Paroxysmal concernerait l'instauration d'un ordre éthico-moral dans le système des rapports du sujet à lui-même et du réseau d'interactions entre sujets, consacrant les valeurs censées y présider.

Les *fantasmes originaires* traduisant de tels enjeux, susceptibles d'inspirer la production de divers scénarios, sont respectivement : pour le vecteur C, celui du retour au sein (du) maternel ; pour le vecteur S, celui de séduction ; pour le vecteur P, celui de la scène primitive.

Au titre d'*événement* inaugural et critique, potentiellement traumatogène, lequel impose ainsi cette nécessité d'engagement dans une dramatique avènementielle, tout en correspondant à son ouverture même, on peut évoquer : pour le Contact, le fait de la naissance ; pour le Sexuel, le fait de la sexuation tant de l'objet et du sujet que de tout rapport de l'un à l'autre ; pour le Paroxysmal, l'exclusion hors de ces triangulations qui sont la forme obligée du faire-société-ensemble, comme si en être issu risquait de vous positionner en outsider. Une telle exclusion s'éprouve comme un déni de justice.

Le *travail psychique* permettant de traiter ce qu'il y a là de critique consiste toujours en une forme d'élaboration de quelque deuil, processus dynamique et dialectique où il s'agit de renoncer à certains acquis destinés à se dépasser, parce qu'en passe de devenir caducs et obsolètes, pour se risquer à une tentative aventureuse, mal garantissable, d'accéder à des formations substitutives inédites, plutôt que de procéder à un remplacement – sans alors que ne se modifie nullement la logique antérieure. Au contraire, celle-ci se rigidifie grâce à ce tour de passe-passe. Ce qui résulte d'un pareil *échouage* du travail de deuil trouve son paradigme : pour le Contact, dans la prothèse maniaque ; pour le Sexuel, dans le fétichisme ; pour le Paroxysmal, dans le masque ou la mascarade simulatrice et dissimulatrice.

Quant aux *règles du jeu* qui président à cette partie à assumer, on peut en formuler au singulier ou au pluriel, sous forme d'interdit aussi bien que d'obligation. En ce qui concerne le Contact, on pourrait considérer : l'interdit du cannibalisme ou du parasitisme autant que l'obligation du sevrage ; la prohibition du repli sur soi autarcique et l'incitation à s'ouvrir au monde avec l'entourage ; le tabou du toucher indifféremment à tout – sur le modèle nos-

talgique d'une jouissance primordiale (laquelle disposerait, à loisir et à son gré, de tout ce qui lui convient, pleinement et entièrement, totalement, sans avoir à faire la part de rien) – et la permission de ne toucher aux choses qu'avec respect et tact, etc. Pour le Sexuel, évoquons simplement l'interdiction de la consanguinité et l'obligation de l'exogamie, de l'inscription dans une dialectique du don, tout en substituant à la prédation du viol la sollicitation du consentement, consacrant cette vulnérabilisation foncière d'avoir à en passer par le désir autre de l'autre; ou encore la nécessité de sacrifier aux principes que représentent Aphrodite et Hermès. Pour le Paroxysmal, l'impératif catégorique «tu ne tueras point» va de pair avec des prescriptions d'actualisation des normes qui consistent à honorer, respecter, estimer; à se témoigner mutuellement et réciproquement loyauté, fidélité, sincérité, franchise, authenticité, ... lesquelles condamnent la fausseté, la trahison et la trahison, le parjure, l'imposture et la tromperie, le dédain d'autrui, le mépris des promesses, des engagements, des serments, etc. ... bref l'obligation de tenir parole et d'honorer ses obligations, électivement celles contractées par alliance, d'affiliation comme de filiation.

L'angoisse fondamentalement encourue au fil de tels parcours et traversées serait: dans le Contact, celle de la «Hilflosigkeit», celle de séparation et d'abandon, mais aussi celle de disparaître dans la confusion intégrale de l'adualisme; dans le Sexuel, celle que l'objet se perde, fasse défaut, vienne à manquer ou à souffrir de manques; dans le Paroxysmal, celle de culpabilité: tant d'être en faute que de mériter la punition (au sens de la sanction encourue par et pour le fait d'être en défaut ou d'avoir commis une faute).

Les dits «complexes» correspondants seraient, successivement: celui de sevrage, celui d'intrusion et le nouage entre les complexes paternel et fraternel en regard du complexe maternel.

Enfin, je trouve personnellement heuristique de concevoir ce que j'appelle une *loi fondamentale et fondatrice*, articulant la logique même du drame en acte et les principes de sa dramaturgie au sein de cette partie à jouer, loi que j'appelle: pour le vecteur C, celle «de partage et d'appartenance»; pour le vecteur S, celle «du change et de l'échange»; pour le vecteur P, celle «de reconnaissance et de solidarité» – celles-ci peuvent s'envisager dans une dimension verticale autant qu'horizontale, en fonction de la différence des générations entre ascendants et descendants, entre ancêtres et légataires au sein des processus de transmission.

Pour sommaire qu'il soit, ce rappel s'avèrera utile à propos de Pan et de Médée. Mais auparavant, insistons sur quelques aspects qui différencient l'humeur et l'affect.

Avancées: discriminations supplémentaires

1. Le vecteur du Contact

Prenons tout d'abord l'humeur. Les enseignements de Jacques Schotte insistaient sur cette caractéristique qu'elle est affaire de participation et que son champ de manifestation est congénialement le sentir et l'éprouver. Qu'il s'agisse des variations dépressives ou maniaques, celles-ci se donnent sur le mode de la sensation. De telles sensations sont susceptibles de s'anesthésier autant que de s'hyperesthésier, de s'éteindre et de s'exalter, voire de s'altérer en sensationnalisme; mais aussi de s'artificialiser grâce à toutes sortes de moyens psychotropes.

La *participation* se compose de deux versants indissociables qui renvoient à cette *passibilité* et à cette *possibilité* dont parle Henri Maldiney et que l'on pourrait aussi bien exprimer dans les termes d'Erwin Straus dégageant la dialectique du sentir et du se mouvoir. Participer s'analysera donc comme articulant, d'une part, l'exercice d'une activité, et donc d'une puissance, de *réceptivité*, où il faut pouvoir encaisser et accuser réception de ce dont on est passible. C'est-à-dire: il faut pouvoir le subir, l'endurer, le porter et le supporter, tout en se portant soi-même plus ou moins bien ou mal, différemment disposé à accueillir ce qui advient, en consentant à une telle donation, dans la patience ou l'impatience, dans l'euphorie ou la dysphorie, etc.: tous ces termes (aux étymologies éloquentes) donnent expression à ce pôle d'activité consistant à recevoir. Il est tout autant loisible d'opposer ici une fin de non-recevoir, mais évoquer la dynamique d'accuser réception indique déjà aussi que le sujet est ici impliqué à l'accusatif, nous y reviendrons. D'autre part, participer s'entend également au sens de *prendre une part active* à, et dans, ce qui est susceptible de se passer et d'advenir progressivement, en ayant l'initiative de l'entreprise et de l'engagement dans l'activité d'engendrement de ce qui se présente, tout en y apportant une mise provenant de soi, une quote-part irrémédiablement sienne, contribuant à ce que se produisent ce qui arrive et ce qu'il en adviendra ainsi de soi.

Pour exprimer le saisissement et le concernement spécifiques du sujet à/de et dans la participation, nous disposons également de deux termes, proches entre eux, chacun en affinités avec l'un des deux versants, ou pôles, de la dialectique: l'émoi pour la réceptivité transpassible qui traduit la façon personnelle-existentielle d'accuser réception de ce qui arrive, d'une part et d'autre part, l'émotion pour l'engagement convertissant des possibilités, à l'état de puissance, en une mise à l'œuvre qui vous fait répondre à et de ce qui

vous arrive, en en faisant quelque chose de votre cru. L'étymologie de ces termes nous fait bien entendre ce dont il s'y agit.

Le terme «*émoi*» tout d'abord. Lacan en propose une belle analyse dans son séminaire sur l'angoisse. Le substantif provient d'un vieux verbe français «*es-mayer*» signifiant troubler, effrayer, inquiéter, se troubler. Ce verbe évoque donc un trouble éprouvé en rapport avec une sensation de menace et de mise en péril où il y va du risque d'un anéantissement ou d'une destruction de soi. Le trouble en cause peut donc aller jusqu'à entraîner votre disparition. Vous y éprouvez combien vous êtes passible d'une aliénation au sens premier, c'est-à-dire : ne plus s'appartenir à soi, mais bien appartenir à autre que soi. Remarquons que c'est ce que vise également, étymologiquement, le terme «*addiction*». Plus qu'*être* passivement exproprié, c'est *se faire* en quelque sorte soi-même exproprier par ce qui s'empare de vous et vous asservit : c'est se faire déposséder de soi-même à partir d'ailleurs, quand cet ailleurs vous investit en jouissant, disposant, prenant possession de vous. En effet et en outre, ce verbe «*esmayer*» serait la traduction, en vieux français, d'un hybride de composition germano-latine : «*ex-magare*» qui veut dire faire perdre son pouvoir, sa dynamique et sa vigueur propres, vous exproprier de vous-même par quelqu'appropriation étrangère ; priver quelqu'un de ses forces et donc de ce dont il est capable de lui-même et par lui-même (en tant que pouvoir propre et puissance personnelle, en tant que ressources et capacités endogènes). Cette composition du mot le dit bien : le préfixe «*ex*» a un sens privatif et signifie vous expulser de votre lieu d'être pour s'en emparer et l'occuper à votre place ; tandis que «*magare*» aurait existé en allemand pour dire «*avoir le pouvoir et la force*» – ce serait l'ancêtre du «*mögen*», comme du «*to may*» anglais. Ce que ce verbe exprimait à l'origine, c'est la menace d'un ne-plus-s'appartenir au profit d'une emprise aliénante exercée par une agence étrangère et exogène, mais en l'entendant au sens de la sorcellerie. En effet, «*magus*» (d'où provient notre français «*mage*») qui résonne dans «*magare*» voulait dire «*sorcier*». Donc «*exmagare*» voudrait dire faire sortir de soi et aliéner en jetant un sort : en vous envoûtant par enchantement, lequel peut être aussi bien faste que funeste. Ainsi donc, cette étymologie fait exprimer au terme *émoi* cette idée d'un trouble qui, d'une part, est provoqué chez soi, en soi, mais de provenance exogène et qui, d'autre part, implique cette menace soit d'une chute, d'une extinction, soit d'un emportement exalté qui vous ravit à vous-même – ceci selon que l'abandon de soi se produit dans la direction de sens de la dépression ou de la manie. Menace d'une perte de puissance propre (celle d'y pouvoir encore quoi que ce soit par soi) et menace d'en être réduit à l'impotence, au point de se retrouver livré entièrement à des puissances

ces autres, étrangères, susceptibles de s'exercer sur soi, en lieu et place de soi-même. On peut donc conclure cette analyse étymologique en considérant que la formule «être en émoi» exprime bien cette passibilité susceptible, ou passible, d'aller jusqu'au point d'une radicale impuissance où l'on perd toute possibilité d'exercer quelque pouvoir personnel, à la limite même plus celui de ressentir, de recevoir, à fortiori celui de répliquer. Ce qui se passe, s'il se produit encore quoi que ce soit, s'écoule alors sans qu'intervienne cette part qui vous revient en partage et qui vous appartient en propre. L'assujetti est tout abandon de soi, laisser aller, abdication, fléchissement, reddition, etc. Vous vous retrouvez démuné, dépouillé, spolié des pouvoirs autogènes, intrinsèques qui vous reviennent comme constituant votre apanage et vos appartenances personnelles. Même votre propre lieu d'existence, votre quant-à-soi et for intérieur, risque de devenir exclusivement l'objet d'une occupation étrangère, laquelle vous y remplace en vous en expulsant pour en jouir à son seul gré. Retenons aussi cette idée d'un retentissement sur soi et en soi qui vous plonge dans le désarroi de sorte que vous vous retrouvez tout décontenancé, perdant contenance et tenue, prêt à céder et à lâcher prise, à vous incliner et à vous laisser aller à vau-l'eau. Bref, émoi évoque cette passibilité telle qu'elle peut compromettre radicalement toute loi de partage et d'appartenance ainsi que toute prise de participation active.

Le second terme, «*émotion*», est tout proche puisqu'il sert volontiers de synonyme, tout en s'avérant différent, ne serait-ce que par son étymologie. Ce terme peut exprimer également, sphère du contact oblige, le trouble d'être touché et atteint, peut-être de façon traumatogène, mais cette fois en tant que pareille perturbation met en branle et en mouvement, mobilisant les aptitudes ou potentialités à se bouger pour aller et venir hors de soi. Il s'agit alors d'un mouvement d'auto-animation dans et par lequel se mettent en acte et à l'œuvre la puissance et les moyens d'action, le pouvoir de faire, de riposter ou de répliquer, de répondre à partir de soi-même. Il y va donc du pouvoir d'agir toutes ces motions endogènes qui agitent et animent l'intéressé de l'en dedans de soi, en le poussant intérieurement à en faire et à y faire quelque chose, autant de ses pulsions que des sollicitations exogènes. Le substantif «*émotion*» s'avère bien apte à traduire un tel dynamisme dans la mesure où il provient du verbe latin «*ex-movere*», lequel signifie littéralement mettre en mouvement hors de soi, dans l'extériorité du non-soi, vers l'autre que soi, au fil d'un engagement en avant de soi, se projetant transposiblement à destination de quelque finalité non encore advenue. Non seulement ce dynamisme porte à ressentir certains éprouvés de l'ordre du sensible, du sensitif, du sensoriel et du sensuel, bref relevant du registre de la sensation. Mais surtout, il

consiste à faire naître, éveiller et susciter les transports ou emportements nécessaires pour conduire à l'action, tant mentale que comportementale, en faisant sortir du calme, du repos, de l'immobilisme, tout en poussant au soulèvement de telle sorte que, ainsi mû et mobilisé, l'on se lève pour y aller et se mettre de la partie et à agir, en apportant quelque actualisation réalisatrice à ce qui pousse tels des motifs et des mobiles d'agir et de faire. Or justement, cette idée contenue dans émotion, celle d'un mouvement qui ébranle et entraîne à l'action (mentale autant que comportementale), se retrouve aussi dans le grec «thumos», lequel signifie le soulèvement de l'âme, l'intrication en elle de pathique et de courage qui porte ainsi cette âme et l'emporte en l'animant, en l'incitant à se mettre en activité, à actualiser ce dont elle est capable, en épanouissant ses ressources, en déployant ses compétences. C'est une incitation à mettre en œuvre ses propres potentialités pour les accomplir en diverses performances et productions de son cru. Dès lors «thumos» pourra aussi signifier l'âme elle-même en tant qu'elle est le siège de tels mouvements qui l'émeuvent. Ce substantif provient du verbe «thuein» qui exprime, notamment, le fait de s'élaner impétueusement, d'y aller avec cœur et entrain, plein d'élan et d'allant, en se plaisant à se comporter de la sorte, en tirant des satisfactions d'ainsi faire, voire se précipiter avec ardeur. Bref, c'est témoigner de ce qui s'avère faire tellement défaut dans l'anhédonisme et l'anormisme symptomatiques de la dépression, laquelle, tout au contraire, fait sombrer pareille automouvance en plongeant dans l'accablement et l'abattement.

Ce que ces deux termes émoi et émotion sont également susceptibles de nous donner à entendre c'est ce qu'il en est du *sujet*: sujet à et de l'émoi comme à/ de l'émotion. Le sujet est à concevoir tout à la fois comme support et suppôt des processus en jeu, ainsi que comme destiné à se faire lui-même, tour à tour, patient, agent, voire acteur et même auteur de ces processus. Ceci nous renverrait à la diversité des formes de conjugaison possible des verbes chargés de traduire les dynamismes racines des motions pulsionnelles en cause et les formules de composition entre celles-ci, soit les «clivages» vectoriels. Tant qu'à utiliser la référence linguistique à la grammaire, nous pourrions retenir ici, d'une part, le *système des pronoms personnels* signifiant le positionnement en tant que personne et ses prises de positions possibles; d'autre part, le *système des cas* qui, dans les langues à déclinaison, marquent les fonctions et le titre selon lesquels l'intéressé se trouve engagé au procès de l'action en cours. De ce double point de vue nous pouvons avancer que le vecteur C se caractérise, d'un côté, par l'accusatif et de l'autre, par une tournure pré- ou impersonnelle.

D'une part, l'intéressé serait donc essentiellement concerné à l'*accusatif*, proposition cohérente avec le rapport établi entre le concept de participation et le radical pulsionnel moiïque p– dont une direction de signification s'explique comme projection et persécution, comme imputation accusatoire. L'intéressé figure et intervient en tant que complément d'objet direct du verbe traduisant l'action en cause (à la voix passive, il en deviendrait le sujet grammatical). Il est situé, positionné, visé tel le lieu par lequel transite la mise en acte de cette action, tel aussi l'objectif qu'elle pointe et poursuit en s'effectuant, tel la finalité intentionnelle de son achèvement-accomplissement. Ce complément permet que l'action effective mette en acte ce dont il s'agit et ce qui s'y trouve en cause: que le jeu se joue, que la vie se vive, que le contact se contracte, que le drame se dramatise à travers les actes que son scénario structure, que le vecteur pulsionnel se parcourt suivant la trajectoire de ses circuits et la succession de ses clivages ... Suppôt du processus, il lui faut en supporter l'action où il se dramatise; il y prend figure d'en être l'objet cause et le résultat. Ce qui s'accuse particulièrement ici est cette situation d'assujetti, conforme à l'étymologie du mot même de sujet (puisqu'elle signifie littéralement l'être-jeté-sous, la subjugation et la soumission, ce qui est sa condition primordiale). Ce dont le soulèvement du «thuein» peut produire la levée. Cet accusatif suscite la question du *génitif* qui permettrait de départager et répartir, entre soi et le non-soi, les dépendances et les appartenances, ceci en déterminant de qui, ou de quoi, relève et ressortit ce qui se passe (ou ce qui aurait à se produire). Une telle procédure opérerait selon ce que j'appelle la loi fondamentale et fondatrice du partage et de l'appartenance.

D'autre part, il s'avère pertinent de souligner combien les singularités du vecteur C trouvent électivement à s'exprimer en recourant, dans le système des pronoms, au «il» dit *impersonnel* (ou *prépersonnel*) pour en conjuguer les processus, y compris pour y repérer la condition du sujet. C'est, en effet, en employant un tel «il» que l'on formulera des phénomènes typiquement contactuels comme ceux que voici, lesquels sont de quatre ordres différents:

1. les tonalités d'ambiance et d'atmosphère, les conditions climatiques, les dispositions de l'être-en-situation: «il fait beau», «il fait triste», «il fait bon vivre», ... ou le fameux «il pleut sur la ville comme il pleure dans mon cœur» (Paul Verlaine);
2. le fait que des nécessités s'imposent impérativement ou que des possibilités s'ouvrent et sollicitent: «il faut que ...», «il se peut que ...», «il y a lieu de ...», contacter, par exemple, et de se faire devenir l'agent de diverses modalités de s'en acquitter;

3. l'enjeu même de l'action en cours: ce dont il s'agit quant à la cause à défendre et à promouvoir; ou encore ce que nous appelions, là tout de suite, l'objet et le résultat de l'activité; le jeu à jouer et en train de se jouer;
4. le saisissement du si bien nommé «intéressé», suppôt de ce qui se passe et requis, impliqué, concerné par cela même: ce sujet ayant sujet d'agir. Ou encore ce qui le prend quand «ça» le prend, au sens du ça freudien. Et ce sujet de s'interroger: «qu'est-ce qui me prend?» ou «qu'est-ce qu'il me prend?». Si ça prend le moi, il faut que là où ça était advenue le je, donc qu'un moi entre en piste et se pousse du col. Et au point de départ du circuit du moi, on situera le moi-ça indifférencié de la confusion participative des origines (J. Kinable, 2008).

Comme on l'entend, pour un verbe d'action, de telles constructions usant du «il» impersonnel mettent l'accent, quasi exclusivement, sur le déroulement de l'action elle-même, en elle-même et pour elle-même, au point d'éluider tout sujet ... ou alors d'en susciter l'instance, d'en appeler à une personnatation-personnalisation ou à la subjectivation-subjectification. Celles-ci sont susceptibles de s'obtenir ou de s'abolir, à partir des destinées de pareilles mises en jeu et à l'œuvre.

C'est en une toute autre ère de cet engendrement historico-structural que l'on se situe quand on en vient à l'étude du vecteur P.

2. Le vecteur paroxysmal des affects

En ce registre, c'est l'affect qui règne en maître et, avec lui, ce qui prévaut c'est le régime de la valeur et des hiérarchies de valeur. Autant nous avons spécifié les termes d'humeur, d'émoi et d'émotion, autant il s'agit d'en bien distinguer ce qui caractérise en propre l'affect et celui qui y est sujet. Nous parlerons, cette fois-ci, comme cas du *vocatif* (lequel en appelle alors au nominatif pour répondre à/de l'interpellation) et de la *deuxième personne* dans le système des pronoms. Dans cette mise en contraste avec l'humeur, on peut admettre que l'affectivité se définisse comme faculté de s'émouvoir et que l'affect corresponde, lui aussi, à l'étymologie de ce verbe en signifiant un mouvement au dehors jusqu'à risquer de sortir de ses gonds et de se déchaîner paroxystiquement. Mais ce commun dénominateur n'en définit pas l'essentiel. Celui-ci se fait entendre clairement à travers les significations du verbe *affecter*. Celui-ci présente notamment ceci de remarquable, sans équivalent avec ceux qui traduisent les processus de la dynamique humorale, qu'il engage l'élaboration poussée tant de ce qui en fait l'objet (l'*affectation*)

que de celui qui y est sujet (l'*affectataire*). Sans reprendre le détail de l'analyse du verbe proposée dans un texte antérieur (J. Kinable, 2002) je voudrais souligner quelques points décisifs.

Sa racine indo-européenne exprime l'acte de poser, d'établir et de prendre position, en optant pour telle position là où un choix entre plusieurs est possible.

Le verbe français offre cette complexité d'avoir recueilli l'héritage de plusieurs verbes latins issus de cette même racine, tout en s'inscrivant dans des filières différentes :

- « *ad-ficere* » signifie: mettre quelqu'un dans une certaine disposition de sorte qu'il soit en mesure de pratiquer ce qui est dans ses compétences; mais aussi venir lui porter atteinte et l'altérer au point d'entraîner quelqu'impuissance ou empêchement quant à ses performances – il est donc ici question de possibilités et de leur transcendance/inhibition; l'épithète « *affectus* » va se spécialiser dans le sens de reprendre en charge ce que signifiait « *pathos* » en grec, aussi se prête-t-il à prendre la figure des passions;
- « *affectare* » signifie: se mettre à faire, rechercher, se tendre intentionnellement sous la pression des moteurs ou des tendances pulsionnelles qui animent de l'intérieur – et dans l'automouvance de la pulsion, c'est bien sa dimension de poussée, de force de tension qui se trouve ici électivement visée;
- « *affactare* » veut dire: arranger, parer (qu'on l'entende au sens de la préparation, de l'ornementation ou de la parade comme défense – tant esquiver que faire face – en songeant au « *pare-excitation* ») et l'on en retrouve un rejeton en français dans le mot « *affèteries* »; il évoque la fameuse distinction entre nature et culture, ou civilisation, entre naturel et artificiel autant que conventionnel – mais parler d'arrangement peut suggérer aussi bien l'activité d'agencer (ajuster en adaptant à des conditions externes, organiser un ensemble structuré et cohérent, accommoder, coordonner, etc.) que celle, par antiphrase, si volontiers utilisée dans la langue populaire, de maltraiter, de tromper, de jouer les arrangeurs, user de combines malhonnêtes, de rouerie, etc. – comme lorsqu'on se plaint de s'être fait arranger.

Légataire unique de ces trois verbes latins, notre terme français a pris progressivement, au fil de son usage, trois significations à travers lesquelles il est aisé d'entendre résonner des problématiques existentielles que nous référons au vecteur P. Voici ces trois usages.

1. *Rechercher* ou *désirer*, au sens d'affectionner, de convoiter plus que tout, de viser avec prédilection. Il s'emploie en ce sens tout spécialement lorsque ce qui est brigué, par ambition, est une façon de s'élever, de viser le pouvoir, la souveraineté, la supériorité ou la prétention à faire autorité. Nous pourrions y reconnaître la dynamique du facteur directeur e. A partir de là, il veut dire également, et nous passons alors du côté de la logique du facteur médiateur hy: prendre ostensiblement une forme ou une manière d'agir – en sous-entendant la double idée du mensonge et du manque de naturel, voire de la tromperie et de l'exercice de la capacité de simulation et de dissimulation, de la dialectique d'exhiber et de cacher.
2. *Toucher par impression* – aussi est-ce l'effet de choc et l'impact traumatique qui sont susceptibles d'être ici évoqués.
3. *Destiner*: dans le sens non seulement d'apprêter et d'appropriier, de mettre en état et de préparer en vue d'une finalité déterminée, mais aussi d'instruire et, finalement, de transmettre, léguer et transférer (ainsi que cela se produit notamment au fil de la succession des générations). Ainsi peut-on attribuer quelque chose à quelqu'un autant qu'assigner quelqu'un à quelque chose, ou le désigner pour un poste. L'affectation dont il est ainsi question et la nomination en qualité et au titre d'affectataire peuvent concerner un droit, une rétribution, un rôle, une fonction, un statut, une place, une position au sein d'un système où toutes ces attributions distinctives s'avèrent relatives et relationnelles entre elles. Elles s'interdéfinissent mutuellement et réciproquement, que ce système soit celui de l'organisation familiale ou de la formation politico-sociale. Nous constatons ici cette affinité élective avec le vocatif, c'est-à-dire et l'interpellation qui sollicite en position de deuxième personne et la vocation à assumer.

Dans la ligne de ces trois directions de sens pour l'usage du verbe affecter, nous pouvons donc dégager les axes principaux de la *dramatique* en jeu dans ledit vecteur des affects.

Selon cette dernière acception où il est question de *destinations*, lesquelles sont référables à des systèmes organisant les affectations, régulant leur attribution, hiérarchisant les affectataires, nous allons retrouver l'aspiration à la consécration des valeurs, à la confirmation des mérites respectifs et à un fonctionnement selon la justice et l'équité, voire la légalité et la légitimation par le droit. Nous retrouvons également cet appel à une loi de reconnaissance et de solidarité.

Nous inscrivons un second axe dans la ligne de la dynamique repérée en premier supra: celle d'une ambition de l'*élévation de soi*. Ce dynamisme est quête et tentative de différer de soi en se haussant, voire en se «surmoïsant»

ou en se sublimant, au risque de se surestimer: se surélever et s'exhausser au-delà de soi, au dessus de sa nature propre et de sa condition; surpasser ses réalisations déjà actualisées à ce jour, surenchérir sur les résultats obtenus jusqu'à présent¹. Une telle ambition² est de nature à se médiatiser par la quête du paraître en l'accordant à de telles visées, au point de feindre et de masquer. Pour de tels désirs, nous pouvons distinguer quatre voies de manifestation:

1. L'ambition en jeu peut prendre la tournure d'une appétence et d'une convoitise où se mêlent envie et jalousie à l'égard d'autrui, ainsi que les affres de la rivalité ou d'un arrivisme compétitif; s'y trouve également engagée quelque prétention idéale d'ordre narcissique.
2. Faire preuve de la plasticité voulue pour adopter les formes et apparences variables, crédibles, qui conviennent aux destinations changeantes auxquelles prétendre se vouer.
3. Témoigner de préférences avec excès jusqu'à prendre, par ostentation ou par souci de singularisation, une manière d'être, de paraître et de faire sans qu'elle ne soit naturelle.
4. Afficher des opinions empruntées, des sentiments que l'on n'éprouve pas ou des qualités, voire des vertus que l'on n'a pas; soit encore exagérer certaines idées, inclinations, particularités au point de fausser leur authenticité, donc faire semblant ou comme si.

On voit comment ce dédoublement-différenciation de soi, briguant quelque *sur*naturalisation-*sur*valorisation de soi, engendre hypocrisie, duplicité, fausseté, comédie, tromperie, tartufferie, sournoiserie, imposture, etc.

Finalement un dernier axe se dessine là où affecter signifie *produire une impression*, toucher, porter atteinte, provoquer quelque modification: qu'il s'agisse de pouvoir de force et d'énergie, de charge de pression, d'attiser leur activation et leur intensification, qu'il s'agisse de mettre dans telle disposition ou «dans tous ses états», d'altérer les capacités, d'en entraver l'utilisation,

1 Bien dénotée par le préfixe «sur» venu judicieusement composer le concept de «surmoi» (J. Kinable, 2008), cette dynamique si spécifique (de supériorisation, superlativation, supplémentarisation, surhaussement, surévaluation, ... de soi) ne se joue pas seulement dans le rapport à soi. Elle passe tout autant par le rapport à autrui, au risque de s'y confiner (la supériorité de soi ne s'assure plus alors que de l'infériorisation d'autrui, de son inféodation, de son annihilation par emprise perverse, etc.; J. Kinable, 2004). Ainsi, surclasser l'autre en montant de niveau et en changeant d'échelle – en élevant/élargissant le débat entre adversaires ou antagonistes, dit-on volontiers – est aussi ce qui peut économiser d'avoir à le supprimer ou à le supplanter (que ce soit par exclusion, homicide ou équivalents) en en restant là où se jouent les confrontations entre protagonistes.

2 Elle *prétend* et *prophétise* la *sur*venue de quelque idéal.

d'en bloquer la productivité, de plonger dans l'embarras ou dans l'empêchement et l'inhibition. Ainsi le verbe affecter est-il apte à formuler l'impact même de l'affect autant que l'effet de choc d'un traumatisme, et ceci que l'impression infligée plonge dans le désarroi, l'incapacitation désemparée, voire stuporeuse, qu'elle soit le boutefeux avivant l'ardeur des emportements de l'autoanimation, voire ses débordements impétueux et véhéments ... jusqu'aux extrémités de la fureur démentielle. Ce qui est ici en question, c'est la *violence* intrinsèque possible de tout affect, quelle qu'en soit la qualité. Dès lors, son impact sur le psychisme risque d'y provoquer des ravages catastrophiques. C'est ce qui fait que, quelle qu'en soit la teneur, toute affectation constitue, par essence, un potentiel susceptible de devenir traumatogène. Le fait même d'être affecté d'un affect risque toujours de se vivre violemment, de précipiter dans un enfermement inextricable et de dérouter le sujet pris entre paralysie et agitation, entre impasse et fuite, entre blocage et tentative de se tirer: de se soustraire à pareille situation d'enchaînement pétrificateur. Mais fuguer en échappement libre, rêvant d'échappée belle, n'évite nullement au fugitif de s'emmener lui-même avec soi dans cette déroboade. Se tirer plutôt que de se déchaîner et de s'en prendre à la cause même, comme de tirer sur ce qui ferait figure de provoquer un tel effet sur soi. Si, selon l'expression bruxelloise imagée, le sujet «ne sait plus de chemin» avec ce qui lui arrive, il reste cependant sommé de frayer des voies aptes à acheminer et abrégier ces charges d'investissement dont il lui revient d'assumer le poids, la dépense et le placement. Une telle violence foncière, cette virulence de l'attaque susceptible de violenter le psychisme témoignent de cette puissance propre à l'affect d'excéder et de surprendre, d'un surcroît d'intensité, tant excitante qu'incitante, les capacités de l'affectataire: celles de l'appareil psychique et du système du moi quant à maîtriser l'affect, le dominer, l'assimiler, le métaboliser, lui réserver un destin gérable selon des voies de décharge acceptables par soi et partageables au sein d'échanges régulés avec autrui, selon les modalités de la civilité. Cette violence dit sa puissance de débordement, de déchaînement, de déliaison, de déstructuration, d'aspiration dans un anéantissement désintégréateur ou dans un tourbillonnement désorienté et chaotique; puissance aussi d'éclatement implosif ou explosif; puissance d'émancipation vis-à-vis des institutions ainsi que des systèmes de représentation et de symbolisation. Du même coup, cet impact correspond bien à une citation à comparaître adressée au sujet au titre d'affectataire. Il instaure le sujet en qualité d'affectataire, titulaire d'une charge de laquelle répondre et devenir le répondant attitré, en dialogue avec lui-même ainsi qu'avec ce qui et celui qui le sollicite.

Bref, ce qui est propre à l'affect, ce en quoi il diffère de l'émoi et de l'émotion, marquant le contraste entre vecteur C et vecteur P, c'est qu'il implique un affectataire chargé d'une affectation de laquelle s'acquitter en propre. Il concerne et implique un intéressé convoqué ou interpellé au titre de sujet destinataire d'une vocation, sujet chez lequel tant le retentissement pathique que le mouvement intérieur de l'auto-animation s'apparaissent répondre à un appel et à une invitation ou à une destination, un rôle, une mission, des obligations, lesquelles, comme le terme le dit, lient à d'autres autant qu'à soi-même. Le sujet est appelé, à partir d'ailleurs, par autre que soi, à tenir, comme *position personnelle*, la *deuxième*, celle du *vocatif*. Et il lui est toujours loisible de récuser pareille invitation ou de se forger une réponse en première personne, au *nominatif*: dans l'affectation résonne aussi une nomination.

| | Parametres | Vecteur C | Vecteur S | Vecteur P |
|--|------------------------------------|--|--|---|
| I. R E P R I S E S | 1° Cause à défendre/ promouvoir | conjonction- disjonction | relation d'objet | système de valeurs/ ordre éthico-moral |
| | 2° Fantasma originaire | retour au sein (du) maternel | séduction | scène primitive |
| | 3° Crise avènementielle | naissance | sexuation | exclusion/ déli de justice |
| | 4° Echec du deuil | prothèse maniaque | fétiche | masque |
| | 5° Règle du jeu | tabou du toucher | exogamie/don | interdit du meurtre |
| | 6° Angoisse encourue | séparation/abandon/ fusion | perte d'objet | culpabilité: faute et punition |
| | 7° Complexes | sevrage | intrusion | paternel et fraternel en référence au maternel |
| | 8° Loi fondamentale | partage et appartenance | change et échange | reconnaissance et solidarité |
| II. A V A N C E S | Mode d'action | participation: sentir et se mouvoir | initiation: soumission et appropriation | affectation: <i>submer-</i> <i>sion</i> et <i>surpassement</i> |
| | Champ de manifestation | humeur: émoi et émo- tion | (auto-/allo-) érotisme | affect |
| | Cas grammaticaux | accusatif (vers le génitif) | datif: du donataire au donateur | vocatif (en appel du nominatif) |
| | Pronoms | « il » (pré-/impersonnel) | « il » troisième personne | « tu » deuxième personne |

Avant d'envisager ce que peuvent nous apprendre de la dramatisation d'une telle affectation certaines figures empruntées à la mythologie grecque, il est sans doute utile de présenter, en un tableau de mises en rapport, les confrontations intervectorielles auxquelles a procédé ce premier développement, en le complétant par des indications concernant le vecteur sexuel dont d'autres textes ont traité antérieurement (J. Kinable, 1991, 1993, 1995).

Le dieu Pan et ses exploits

Quelques traits pertinents sont à retenir de cette figure pour en tirer des enseignements éclairants quant à l'intelligibilité du drame de l'affectation et de la paroxysmalité. Quatre développements seront consacrés successivement à : son domaine d'intervention et sa vocation de passeur, voire de transgresseur ; son rôle de provocateur de panique, envers de celui de collaborateur à une œuvre de totalisation, de mise en système ; les implications amphibologiques de son amphigénèse et de sa nature double, voire triple ; les péripiéties de son parcours en matière de sexualité.

Domaine spécifique et passages

Son domaine d'élection sont les montagnes et les pâturages, les contrées où la nature n'est nullement domestiquée, en dehors des voies de circulation prétracées, aux confins toujours plus extrêmes des territoires investis par la civilisation (à des fins d'habitation, d'urbanisation, d'agriculture ou d'élevage en enclos) : espaces illimités qui jouxtent les terrains de chasse hantés de bêtes sauvages, espaces dans lesquels se risquent soit les entreprises pionnières soucieuses de découvrir de nouveaux lieux à investir, soit les transhumances saisonnières des troupeaux accompagnés de leurs pasteurs. Et si Pan est justement un dieu des troupeaux et des bergers, c'est le moment de se rappeler que Freud, pour expliciter sa conception de la pulsion et de la condition du sujet à/de la pulsion, a recours non seulement à l'image bien connue du cavalier dans ses rapports à sa monture (lesquels sont d'une tout autre nature que chez un être centaury) mais il évoque également la métaphore du berger aux prises avec la masse mouvante d'un conglomérat d'entités automobiles, toujours susceptibles de lui échapper, de s'égailler en filant en tous sens pour suivre chacun son chemin au gré des desiderata ou motifs qui l'y poussent, à l'image du fonctionnement anarchique, par bribes et morceaux

éparpillés, des pulsions partielles, chacune tendant à abonder exclusivement dans l'unique sens du besoin spécifique en quoi consiste sa motion propre. A charge pour le berger, s'aventurant dans les parcours risqués d'une transhumance, d'assurer une fonction de rassemblement, de contenance, d'orientation, d'encadrement, d'organisation, d'incitation et de coordination, de totalisation tissant des rapports de cohérence et de cohésion, de communautarisation unifiante, de telle sorte que *tout fasse système*, tienne suffisamment ensemble plutôt que de *voler en éclat* en se dispersant de toutes parts.

Justement, en rapport avec le système des pulsions ayant à se structurer et à s'organiser en un fonctionnement hiérarchisé, tout particulièrement en rapport avec les lieux différents que la topologie de ses registres vectoriels distingue, comme d'ailleurs à l'égard de tout système à instituer, Pan apparaît telle une figure de *porteur*, capable de mener la traversée du vecteur sexuel aussi bien *progressivement*, pour acheminer vers son dépassement dans l'instauration d'alliances, tout spécialement matrimoniales (paradigme de l'institutionnalisation de quelque système social que ce soit), que *régressivement*, pour en revenir à des fonctionnements prégénitaux tendant à l'anarchisme : sur le mode de la frénésie addictive, de la passionnalisation maniaque, de la turbulence festive brouillant la logique du change et de l'échange ; sur le mode de la confusion carnavalesque bouleversant de fond en comble, sens dessus dessous, l'ordre politico-social et les différenciations hiérarchiques en vigueur. C'est sans doute cette face-ci qui est la plus connue. Et Pan d'apparaître tel le champion de tous ces processus qui sont formulables par des termes construits avec le préfixe «dé-» pour marquer ce retour allant à rebours des mécanismes d'engendrement et de formation, de défense et de promotion : retour régressif abolissant ce qui commande une genèse historique et dialectique pour pouvoir s'établir, s'élaborer et s'instituer. Ainsi Pan est-il fauteur de *destruction*, *déstructuration*, *déconstruction*, *décomposition*, *désorganisation*, *déliaison*, *désunion*, *dérèglement*, *déréglementation*, *dérégulation*, etc. Ainsi Pan semble-t-il *défaire*, voire saboter ces œuvres d'élaboration auxquelles, par ailleurs, pourtant ses compétences apportent leur contribution spécifique. Son nom sert encore toujours à exprimer un tout : soit «tous pris ensemble», soit la totalisation comme visée et résultat d'un processus œuvrant à cette fin, soit la localisation partout et en toute chose – ainsi dans les mots comme, respectivement, panthéon, panorama et panthéisme, voire ce fameux reproche de «pansexualisme» adressé au freudisme.

Mais son nom entre également dans l'appellation de ce qui est susceptible d'en provoquer l'éclatement et la dissolution et l'on parlera de panique et de paniquer. Quelqu'ordre qui s'établisse, quelque forme de système qui s'orga-

nise, Pan est là pour rappeler qu'une telle fondation (quelles qu'en soient la solidité, la vitalité et la créativité) contient toujours nécessairement, en son sein, au foyer le plus intime, la tendance à sombrer et s'effondrer dans quelque chaos néantisant et annihilant, réduisant à l'avant-genèse : tendance thánatique contre laquelle est à établir ce qui s'instaure et ne cesse d'avoir à se restaurer tel. *Contenir* une telle poussée doit bien s'entendre ici dans les deux sens du verbe : lui faire barrage en la circonscrivant et circonvenant, mais aussi l'avoir en soi comme puissance toujours active de l'intérieur même, agissant de l'en dedans de soi. Une tâche de maîtrise n'efface pas pour autant les forces à l'œuvre qui en font l'objet, pas davantage que ne serait irrésistible et insubmersible ce qui est en instance de s'établir et de se fonder comme instance instituée.

La panique: de la totalisation au morcellement

Un paradigme de telles manifestations destructrices à l'actif de Pan est donc le phénomène de la panique. Celle-ci relève de la catégorie plus générale de la *surprise* dont on connaît l'importance décisive que lui réserve Szondi dans sa conception du vecteur paroxysmal. De quel effet de surprise singulière est-il ici question ?

Pan était particulièrement redouté par les voyageurs qui s'aventurent en dehors de leurs lieux de vie familiers, en s'exposant à l'inconnu. Il y va de l'inconnu d'expériences dont les menaces sont imprévisibles et la teneur problématique trop radicalement inédite pour que l'on soit en mesure de disposer de quelque expertise et expérimentation préalables qui permettraient d'y faire face lors de rencontres pouvant surgir de façon impromptue, trompant la vigilance, stupéfiant sans préparation possible. On sait aussi que la tendance la plus paroxysmale du circuit du Contact est d+ : aller en quête de nouveaux horizons, à travers l'inconnu d'espaces à traverser et à explorer, en vue de contacts encore inédits ; tout autant que le clivage du moi en affinité élective avec le vecteur P est appelé « moi fugueur paroxystique » – nous y reviendrons. Si un tel voyageur en déplacement craint Pan, c'est que celui-ci était censé s'amuser à l'effrayer en provoquant, notamment la nuit, des bruits insolites, inouïs et inattendus. Lui qui, par ailleurs, est un musicien doué, interprète de mélodies emballantes ou pacifiantes, génératrices d'harmonie, mais aussi facteur de cette flûte qui porte son nom : la flûte de Pan, aussi appelée la syrinx dont le terme est utilisé, en ornithologie, pour nommer l'organe du chant chez les oiseaux et nous reviendrons sur la façon dont Pan a inventé cette flûte. Le sens sensoriel électivement concerné par cet effet de panique

est celui de l'audition, souvent à l'exclusion de tout autre. En cette occurrence-ci, il ne s'agit pas de produire musicalement des mélodies enchanteresses et envoûtantes, ni des airs de danse entraînants, ni d'accompagner des bacchanales dyonisiaques, ni d'adoucir les mœurs en apaisant leur violence latente. L'effet de surprise paniquant, voire terrorisant, de tels sons tient non seulement à leur survenue soudaine, inattendue et incongrue, mais surtout à ce que le sens même de cette survenue et la signification du phénomène échappent à l'entendement, dans le même temps que le recours aux autres sens, pour en assurer la perception, est impossible. Ainsi le phénomène sonore n'est-il ni identifiable (en lui reconnaissant quelque signification) ni même localisable en un endroit de l'espace qui repérerait d'où il provient et, du même coup, permettrait d'en visualiser la source, car l'écho le répercute de partout à la fois mais de nulle part en particulier. Comme l'écrit Philippe Borgeaud (in Y. Bonnefoy, 1981, Tome 2, p. 233): «La vaine communication qu'instaure l'écho débouche sur l'illusion: le dieu ne paraît point mais seule demeure, inquiétante, l'ouverture pratiquée à l'improviste sur l'inconnu» lequel reste insaisissable, tout en étant saisissant et épouvantant. Et voilà l'auditeur tout ouïe, pris par surprise, tétanisé et tourmenté ou affairé et vibronnant de saisissement et d'appréhension, entièrement livré, dans l'effervescence ou l'hébétude, à ce qui est en train de survenir. Passible, sous emprise, désarmé, dessaisi de lui-même, au pouvoir de ce avec quoi il se retrouve ainsi aux prises, mais en perdant toute prise possible sur ce qui est là en cause – que ce soit avoir prise par ses compétences techniques, que ce soit par les ressources de la pensée ou de la sagesse: elles ne lui sont d'aucun secours, même pas quant à la représentabilité symbolisable de ce qui est en cause. Comme réaction, le voilà pris, coincé, entre la tentation de se soustraire en s'échappant par quelque fuite et la tentative de s'effacer, de gommer sa présence et de se faire disparaître mimétiquement dans l'environnement, voire de faire le mort. Il se produit ainsi, chez l'auditeur, un effet de bouleversement et de désordre désorienté, et cela sans cause assignable ni désignable. Cet effet s'empare de lui alors que se suspend, ou se dérobe, toute possibilité d'appréhender, de prendre connaissance et de reconnaître ce dont il s'agit, alors même qu'on est en train d'en subir l'impact de désorganisation et d'incapacitation, voire d'aliénation; impact suscitant aussi bien la pétrification stuporeuse que l'agitation affolée, ainsi que la fuite éperdue, incontrôlable. Comme si le sujet y perdait même cette puissance nécessaire pour pouvoir être passible de ce qui l'affecte. Et déjà le simple fait que, par essence, l'on soit passible de se faire et se laisser surprendre, cette passibilité même est angoissante. Et l'on s'angoisse de cette angoisse qui puisse survenir indépen-

damment de quelque mesure préventive que l'on tenterait d'élaborer, sans que rien n'en annonce l'imminence.

Sans objet-cause à accuser, les mécanismes de la défense phobique sont déjoués et frappés d'inefficience et d'inefficacité. Privé des moyens de la perception ainsi que des ressources du réalisme et de la réalisation, incapable de procéder à quelque épreuve de réalité, le sujet est livré à l'illusion et au fantasmagorique, voire fantasmagorique, en proie aux conjectures invérifiables et à l'imagination du pire. Notre nosographie parlera de panphobie ou de phobie diffuse, voire de névrose d'angoisse et d'attaque de panique.

Ce phénomène peut également affecter une formation collective et une association solidaire telle l'armée. Dans un *groupe* ou un système constituant un tout unitaire et cohésif, soudé libidinalement face à une cause commune par la logique de liens de reconnaissance et de solidarité mutuelles et réciproques, cet effet de déliaison et de confusion entraîne un éclatement intégral. Dans une armée en campagne, sur pied de guerre, sous le coup de la panique, toute cette reconnaissance et cette solidarité patiemment perlaborées se mutant brutalement en leur contraire: ennemis et alliés se confondent tandis que la collectivité et la coopération se délitent en un «sauve-qui-peut» et un «chacun pour soi» généralisés. Au point que, sous l'emprise de cette épouvante privée d'objet-cause, aucun ne reconnaît plus les siens et pris de démence, sous le fouet d'une furieuse nécessité d'agir (pour quand même faire quelque chose, à la limite peu importe quoi) tous de s'entre-tuer au petit bonheur la chance et de se débander. C'est ce que l'intervention de Pan a provoqué chez les Perses pour sauver Athènes, c'est également une stratégie à laquelle va recourir Médée pour aider Jason dans la conquête de la toison d'or.

A l'heure actuelle, nous savons combien de tels phénomènes peuvent également affecter le système de *l'économie politique* où la panique vient provoquer également l'effondrement du marché de la spéculation boursière (J.-P. Dupuy, 2003).

Amphibologie, amphigenèse et pluralité mobile

Un autre trait encore du dieu Pan nous est révélé déjà par sa figuration. Les représentations de Pan lui attribuent une double forme: mi-humaine, mi-caprine. Il n'est cependant nullement l'un de ces dieux qui, comme Zeus, useraient d'un pouvoir de métamorphose variant leurs apparences en empruntant des formes à tous les règnes du vivant, voire aux éléments et minéraux. D'une double nature, il n'est pas entièrement et pleinement divin mais il oscille entre le statut d'un dieu et d'un demi-dieu, ou en tout cas son statut

est celui d'un dieu terrestre, par opposition aux Olympiens. Une fois de plus, s'il a aidé Zeus en provoquant la débandade panique des adversaires de ce dernier, devenant ainsi l'auxiliaire du roi de l'Olympe pour instaurer sa souveraineté et l'ordre cosmique dont il assure la sauvegarde, en même temps cette même panique, comme dit Philippe Borgeaud, «indique la possibilité d'une régression vers ce qui est en deçà de l'ordre culturel garanti par Zeus» (ibidem).

Cumulant les appartenances divine, humaine et animale, Pan s'avère un *être liminal*, situé aux frontières non seulement de ces trois ordres distincts (desquels il s'agit de respecter la juste différence d'essences et garder la bonne distance de leurs écarts irréductibles, jusque dans les échanges entre eux) mais aussi, ainsi que nous y avons déjà fait allusion et ainsi que nous y reviendrons bientôt, aux frontières des registres C, S et P. Dans ses recherches consacrées au dieu Pan, Philippe Borgeaud écrit (1979, p. 36): «Héritier direct de la nuit originelle, l'Arcadien a le privilège de pouvoir, à tout instant, revivre sa naissance à l'humanité. Il est, culturellement, sur le seuil. Un pas en avant, le voici tout à fait Grec et même, ce qui est important aux yeux de l'histoire, démocrate; un pas en arrière, le voilà redevenu sauvage. Cette position liminale lui vaut un certain prestige». Ou encore (p. 221); «le dieu bouc reste toujours en deçà de l'équilibre auquel sa musique, pourtant, convoie. Il demeure enraciné dans l'origine, mais à l'extrême pointe de cet aspect antérieur, à la frontière, au lieu du renversement. Fils d'Hermès, c'est aussi un dieu du passage (...) [introduisant] à une nouvelle autonomie». Ou enfin (p. 256) «il surgit aux limites de l'espace orienté, en un point où les directions s'effacent ou (ré)apparaissent». Aussi l'auteur le dit-il (pp. 259–260); «maître des limites territoriales et des ambigus échanges de l'homme à l'animal (...) [il] marque la présence de l'altérité et du déséquilibre au sein de l'institution». Dans le compte rendu de ce livre, paru dans le *Nouvel Observateur* (25 septembre 1982), Maurice Olender commente cet aspect en ces termes (in J-P. Dupuy, 2003, p. 17): «L'Arcadie figure donc ce centre névralgique d'où peut, à tout instant, resurgir la sauvagerie contenue au sein de la cité. Aussi «la terre de Pan» évoque-t-elle cette fragilité inhérente aux institutions humaines, cette précarité de tout ordre politique, des usages et des conventions qu'il met en place». Cet ensauvagement transformant en bête enragée, tel un changement radical de nature, pourra s'interpréter en termes de «*Panolepsie*» où la possession par la divinité, d'un tout autre ordre que dans le cas de l'épilepsie, signifie aussi un excès de présence et la perte de la juste distance à la mesure de la condition humaine dans ses rapports au divin comme à l'animalité.

Enfin, un dernier trait qui mérite que l'on s'y attarde concerne les rapports intervectoriels entre C, S et P, en insistant sur le seuil de passage également entre S et P. En référence avec la problématique contactuelle, il est remarquable de noter que, à peine né, Pan s'est fait *abandonner* par sa mère effrayée et horrifiée par son apparence mi-humaine, mi-animale: cette étrangeté provoque le malaise de sa génitrice humaine qui s'en détourne et le rejette. Sa double nature, divine et humaine, tient à ce qu'il a été conçu par une mère mortelle et par le dieu Hermès, figure éminente du change et de l'échange. Celui-ci le recueille alors pour veiller à son destin divin dans le monde des dieux que, en revanche, il amuse et fait rire. Voici comment Philippe Borgeaud commente ce trait capital (p. 86): «le fils d'Hermès est rejeté par sa mère, une mortelle: il est repoussé parce qu'il fait peur à l'homme, parce qu'il dégoûte. L'enfant Pan, nourrisson velu, barbu, cornu, et qui rit, inspire la répulsion. Mais il faut tout de suite souligner qu'il inspire la répulsion dans le monde humain: chez les dieux, au contraire, et surtout pour Dionysos, il charme. Pan apparaît d'emblée comme une figure du refoulé. Mais ce que l'homme fuit, refuse pour se différencier de l'animal, est précisément ce qui le rendrait semblable aux dieux. Le mythe semble dire: qui ne veut de la bête ne saurait ressembler à un dieu. Figure double et liminale, toujours déjà métamorphosé, Pan rencontre l'homme pour s'en écarter au lieu précis où l'animalité coïncide avec le divin».

Destinées du sexuel: entre frénésie addictive et conjugalité hors portée/récusée

En ce qui concerne le registre du sexuel, on sait que Pan figure parmi les divinités ithyphalliques. Il est réputé pour son hyperactivisme sans cesse en quête d'objet, dans une course poursuite à la satisfaction, sous la pression d'Eros, ayant recours à l'onanisme à défaut d'objet autre; il peut également lui substituer des animaux telles les chèvres des troupeaux. Sa sexualité est à la fois logorrhéique et pléthorique mais malheureuse, sans connaître le succès et les bonnes fortunes d'un Don Juan. Tout dieu qu'il soit, il ne semblerait pas jouir de l'amabilité voulue pour que ses avances et les charmes de sa séduction lui valent le consentement de la part de ses objets de prédilection. Tout au contraire, son infortune d'amant et ses mésaventures de séducteur le montrent plutôt tel un objet de répulsion que l'on préfère fuir, répétition de l'attitude maternelle lors de la prise de contact initiale. Ses poursuites restent vaines car s'il parvient à copuler, il n'en resterait pas moins malheureux en amour, faute de la mutualité et de la réciprocité désirables, faute d'être valo-

risé comme partenaire digne de ces liens qui correspondent à la loi de reconnaissance et de solidarité que sanctionnerait l'établissement d'une vie conjugale. Ainsi les plaisirs érotiques qu'il surconsomme ne sont-ils pas en mesure de le satisfaire du point de vue d'aspirations affectives d'ordre paroxysmal et éthico-moral. Ses aventures sont la démonstration que les registres S et P sont dissociables: être comblé d'un point de vue sexuel ne signifie nullement pour autant l'être, du même coup, du point de vue des enjeux du vecteur P. Aussi en serait-il réduit au dilemme: soit *dominer* en exerçant l'emprise du prédateur contraignant ce qui lui sert de proie pour en obtenir, de force, ce qu'il veut (*s+*) soit être forcé au *don de soi* (*h-*) en se consacrant à autrui et à faire le bonheur de celui-ci, type de bonheur auquel, pour sa part, il ne goûterait pas; en se mettant, en quelque sorte, au service des amours des autres en les amenant à cette consécration conjugale dont lui-même est exclu, frustré. Ainsi participe-t-il aux rites pré-nuptiaux. L'heureuse conclusion et la jouissance d'alliances matrimoniales ainsi contractées, lesquelles attesteraient la reconnaissance de sa valeur par et pour un lien d'ordre conjugal, voilà qui semble lui être refusé ... tout comme l'accès à la Terre promise fut barré à Moïse qui en restera éloigné, tout en y ayant amené les autres.

La *trouvaille-invention de la flûte* est ici exemplaire. Cet instrument porte le nom d'une nymphe, Syrinx, que, une fois de plus, Pan poursuivait de ses assiduités alors qu'elle se refusait à lui. Sur le point d'être rejointe au bord d'un fleuve l'empêchant d'échapper à cette prise abhorrée, elle supplie ses sœurs, les Naiades, de lui épargner ce sort en la métamorphosant. Son vœu s'accomplit par sa transformation en roseaux. En s'emparant d'elle, Pan ne saisit plus que des tiges végétales, tout en se rendant compte que l'air de ses soupirs d'amant éconduit, en vibrant à l'intérieur de tels tubes de dimensions variables, produit des sons mélodieux. Et Pan de décider «tu seras mienne malgré tout» en faisant d'elle ce qu'elle est devenue, l'un de ses attributs à lui: la célèbre flûte de Pan. La création de ce nouvel instrument de musique résulte donc d'un deuil et se substitue à une perte d'objet, tandis que, désormais, ce recours à la musique pourra se mettre au service de la réussite des amours au bénéfice d'autrui, succès sanctionné par le fait d'aller jusqu'à con voler en justes noces. Philippe Borgeaud commente comme suit (p. 135): «La musique, qu'on ne saurait dissocier de la danse de Pan, semble ainsi créée par une faille. Mais il faut se garder de la prendre pour un substitut compensatoire. Investie d'un pouvoir surnaturel, elle *est* ce qu'elle remplace, toute la force efficace du désir, et sa réalité». Les charmes de la séduction émanant de ses pouvoirs proprement musicaux sont mis au service du bon-

heur des autres. Pan est, pour ces autres, un auxiliaire leur permettant de parvenir à ce qui lui restera inaccessible : les joies de la conjugalité ... et de la génération. Il éveille chez d'autres ce qui devient le motif d'instaurer des alliances, lesquelles ne consistent pas en simples relations d'objet. Ainsi voit-on les insuffisances foncières de la scène sexuelle quant à résoudre, selon sa seule logique, tous les enjeux engagés par sa dramatique spécifique ; ces insuffisances peuvent conduire soit régressivement, vers la solution maniaque d'ordre contactuel, soit progressivement, vers le traitement de la problématique qu'est susceptible de lui réserver la paroxysmalité.

De nouveau ici, quelques citations de Philippe Borgeaud ne manquent pas d'éloquence, surtout si on les écoute en utilisant la grille szondienne. «La sexualité, avec Pan, se trouve réduite à l'expédient ou à la transgression. Elle est, par définition, extra-conjugale, ou sauvage (...) Deux succédanés pastoraux apparaissent l'un et l'autre pratiqués, et même instaurés, par Pan : l'onanisme et la bestialité» (p. 122). «Cette instabilité du désir panique, autant que la violence et la poursuite vaine, découle d'une attitude qui se définit fondamentalement par une forte opposition au mariage. (...) son comportement érotique [reste] extérieur à l'institution par rapport à laquelle se définit, culturellement, le désir. (...) Pan semble en proie à un mouvement incessant, et excentrique. La vie érotique de ce sauvage, formée à l'image de sa course, se compose d'une succession d'aventures sans lendemain, d'unions furtives et violentes, parfois contre nature, et toutes extérieures au mariage» (p. 130). Mettant cette caractéristique en rapport avec le fait d'avoir été rejeté par sa mère à sa naissance, l'auteur invoque la structure œdipienne en y voyant aussi une peur liée à l'inceste (p. 131–132) : «Dans la mesure où la prohibition de l'inceste a pour fonction universelle de permettre un échange et une communication sous la forme du mariage, on peut dire de Pan qu'il représente une forme exagérée de cet échange et de cette communication. Le mouvement incessant du dieu bouc et l'essentielle pluralité de ses amours sont aussi contraire au mariage que le serait la fixité de l'inceste. Pan, au niveau érotique, apparaît ainsi comme un anti-Œdipe. (...) C'est l'excès du désir qui, chez Pan, s'oppose au mariage et entraîne la fragmentation, la dispersion, de l'objet érotique. La sexualité panique se trouve déséparée par surabondance ; coupée de son objet (qui finit par disparaître (...)) par un désir dont l'intensité ne permet pas à une finalité extérieure de se dégager. (...) moment d'extrême tension, typiquement panique : celui de l'éros transitif, violent, mais privé de son objet». Cette intensification excessive, en voie d'extrémisation virulente, apparaît donc liée à la récusation des formes d'institutionnalisation proposées comme manière de les traiter et d'en traiter par négociation et convention en-

tre partenaires. Philippe Borgeaud précise (pp. 228–229): « Cette relation d'exclusion qu'il entretient avec l'institution matrimoniale ne prend vraiment un sens que si l'on considère que, en présidant à ce qui est extérieur au mariage (en patronnant et inventant des formes de substitution, d'attente, ou d'insatisfaction propres à un dieu du désert) il prépare, introduit, initie au mariage. Le refoulé, de ce point de vue, est fondateur. (...) Pan apparaît à la fois éloigné de la juste relation entre les sexes et présent au cœur même de cette relation ». Ainsi donc, « si le dieu, en ce qui le concerne, est trop souvent à court d'expédients et ne sait pas aimer, il organise volontiers, pour les humains, le théâtre de la séduction » (pp. 241–242). Une fois encore, on voit se marquer (p. 260): « la présence de l'altérité et du déséquilibre au cœur de l'institution ».

Ces quelques indications sur le dieu Pan, nous trouverions grand intérêt à les prolonger dans le sens de la reprise, avec son nom, de certains de ses aspects à travers le personnage fictif de Peter Pan ... dont on sait qu'il s'est refusé à grandir et à devoir renoncer aux privilèges de l'enfance après avoir entendu ses parents échanger entre eux au sujet de l'avenir auquel ce fils serait promis en devenant adulte (variation originale sur la scène primitive). Il a alors préféré consacrer sa vie à l'amusement ludique. Mais nous ne poursuivrons pas ici en ce sens car il est temps d'en venir au personnage de Médée.

Médée dans tous ses éclats

Le cycle des Argonautes

Médée intervient dans le cycle mythique narrant l'épopée des Argonautes. Cette équipée rassemblait une sélection des meilleurs héros légendaires dont l'équipe est appelée du nom du navire construit et affrété par Jason en vue de relever le défi de parvenir à dérober la toison d'or. A sa naissance, Jason avait été spolié, par son oncle, de la souveraineté qui lui revenait de droit par héritage. Lorsque, à l'âge d'homme, Jason était venu faire valoir son titre et sa qualité, cet oncle avait fait de cet exploit, censé l'envoyer à la mort, la condition pour lui restituer son apanage et pour le rétablir en ses droits.

Il est intéressant de noter ici (en prélude à l'infanticide de Médée) que cette toison était la dépouille d'un bélier volant miraculeux que Zeus avait dépêché afin de sauver deux enfants, déjà, des intentions homicides de leur marâtre. Lors de cet enlèvement salvateur, la sœur était tombée de cette monture et s'était noyée en donnant son nom au lieu de sa disparition: l'Hellespont

provenant de Hellé. Son frère rescapé deviendra le gendre du roi du pays d'accueil où il se réfugie et le beau-frère de Médée, elle-même fille de ce roi. En action de grâce, ce bélier fut sacrifié et sa toison conservée en hommage au dieu Arès, dans un lieu de culte consacré à ce dernier, ainsi que comme trophée et instrument de puissance pour le souverain local.

Remarquons qu'il est à nouveau question de voyage, mais la nature de ce dernier et sa signification diffèrent de l'autre modèle majeur, qu'il précède d'une génération: celui de l'Odyssée d'Ulysse. En bonne logique contactuelle, l'Odyssée est le parcours d'un désir nostalgique de retour chez soi, en sa patrie, parmi les siens. L'aventure itinérante de Jason, elle, vise la démonstration de sa valeur et de ses mérites, à travers des épreuves initiatiques, ainsi que l'appropriation du pouvoir, l'accès à la souveraineté, la reconquête d'un statut légitime dont il avait injustement été dépouillé. Cette aventure est également représentative de l'audace du navigateur ouvrant de nouvelles voies de circulation, fluviale et maritime, et découvrant des territoires inconnus. L'épopée traduit aussi l'impérialisme colonisateur et la volonté expansionniste dans l'intérêt de l'empire à exercer – à tout le moins l'empire des échanges commerciaux¹. Pour la réussite de ces exploits, Médée fut une alliée indispensable. Au retour, bien que la toison lui ait été ramenée, l'oncle refusera de tenir ses engagements et, à nouveau, c'est Médée qui l'en punira cruellement, comme nous l'explicitons plus tard. Mais le fils de l'usurpateur tué va poursuivre le couple de sa vengeance et les époux devront s'exiler. Ce qui les amènera à Corinthe où se déroulera le drame qui va nous occuper.

Le destin ultérieur de Médée est indépendant de ce cycle tandis que Jason connaîtra plutôt la dégradation de son statut glorieux et une fin pitoyable en étant tué par la chute d'un morceau de l'illustre navire alors en voie de décomposition. Sa stature héroïque, conquise grâce à Médée, s'était abîmée dans la médiocrité: il ne se relèvera pas du portrait qu'en a brossé Euripide. En revanche, Médée restera, sans désespérer, fidèle à elle-même: à cette grandeur surdimensionnée qui la requiert et dont elle répond.

1 Dans cette dynamique conquérante, en quête d'emprise, on peut lire la logique du besoin s+, la plus paroxysmale des positions du circuit sexuel. Grâce à l'intervention d'Aphrodite et d'Eros, sollicités par Héra (alors que des collaborations sont rares entre ces deux déesses) Jason, protégé d'Héra, y gagnera même une partenaire prestigieuse, toute dévouée au triomphe de ses intérêts, lui permettant d'accéder à la gloire des héros épiques.

Ascendance divine et perte de statut

Née, elle aussi, d'une union entre un être divin et un être mortel, Médée est issue d'une lignée où de telles unions se sont répétées. Bien que participant de telles surpuissances divines et dotée de pouvoirs supranaturels à l'échelle de l'humanité, elle n'est pas considérée comme jouissant du statut de dieu ni de demi-dieu. Une de ses parentes est l'enchanteresse Circé qui retiendra longuement Ulysse prisonnier de ses sortilèges. Une version de sa généalogie lui attribue pour mère la déesse aux trois visages: Hécate patronne des magiciennes et des sorcières ainsi que de ce qui se trame clandestinement de nuit et dans l'obscurité de la nuit ainsi que de ces savoirs occultes et secrets à cacher. Médée est la petite fille du dieu ouranien Hélios: le soleil. Elle entretient des rapports affines avec les *éléments*, électivement avec le feu, tout comme avec la sensorialité des matières-matériaux et le goût de la concrétude.

Des rapprochements me paraissent ici intéressants à opérer avec des traits caractéristiques de la paroxysmalité ainsi que Françoise Minkowska les a également étudiés chez l'épileptique. Pour formuler les expressions extrêmes de cette paroxysmalité, ses déchaînements ravageurs et ses conflagrations traumatiques, les métaphores en usage (notamment lors d'interprétations au Rorschach, par exemple à travers diverses visions kinesthésiques) empruntent volontiers aux catastrophes naturelles et aux violents désastres provoqués par la fureur des éléments. Seul parmi les quatre éléments, le feu, lui, peut être le symbole du foyer et de l'habitation au point que des errances sans substitut à la nidification au sein de l'habitable prénatal, sans lieu d'abri ni d'asile où demeurer, se traduisent facilement à travers la formule «être sans feu ni lieu», si proche de celle parlant d'«être sans foi ni loi». Les trois autres éléments peuvent se proposer en tant que base portante dans laquelle se fonder et se fonder, support sur lequel prendre appui soit pour se confier au repos, soit pour se mouvoir par soi-même, à son gré (que ce soit par la marche, la nage ou le vol). Ainsi peut-on se sentir, comme on dit, «dans son élément», au milieu d'un entourage qui convienne, concorde et consonne en syntonie. Or, au-delà de la faillibilité foncière de toute prise de contact avec quelque base que ce soit, il se fait que la propre mouvance endogène de celle-ci entraîne de violents emportements, des déchirements cosmiques et des turbulences tourbillonnaires où tout s'engouffre dans une aspiration vers le néant, au risque de s'y abîmer intégralement. Et le monde même semble voué à disparaître en un cataclysme d'ordre apocalyptique. Les éléments sont susceptibles de se déchaîner en ouragans, tempêtes, cyclones, crues submergeantes, déluges, incendies, éruptions volcaniques, glaciations, séismes telluriques

qui éventrent le sol, effondrements et éboulements, engloutissements, désertifications, raréfaction d'air respirable, etc. De tels tumultes frappant le macrocosme externe sont transposables pour dire les paroxysmes de la vie interne des affects vécus dans tous leurs éclats : que l'on soit pris de fous rires, que l'on s'éclate en outrepassant ses limites, que l'on explose d'impatience, que l'on se fasse subjugué et emporter par un tsunami de rage coléreuse, etc. On dit aussi, en économie, qu'un vent de folie, ou de panique, vient balayer la bourse au risque d'en provoquer l'écroulement dans sa surenchère spéculative. Notons que si, dans cette perspective toute de catastrophisme, on utilise toujours des termes construits également (cfr supra) avec le préfixe «dé-», celui-ci y prend volontiers le sens supplémentaire d'une intensification extrémiste au point de provoquer une altération radicale : il y a *déchaînement* des forces ; la mer, comme le sujet, peut se retrouver *démontée* ; le cours des flux de charges affectives peut connaître la *débâcle*, etc.

Chez Médée, outre son appartenance à la lignée des dieux ouraniens, sa participation de et aux puissances infernales, divinités chtoniennes, pouvoirs des forces élémentaires cosmiques la relie à des déités plus anciennes et plus primitives, antérieures à l'instauration de l'ordre olympien qui va les remplacer, tout en faisant triompher un système patriarcal qui l'emporte ainsi sur le règne de déesses-mères archaïques. Médée est parfois considérée comme l'une de ces déesses déchues et supplantées par des olympiennes. Toute en clairs-obscurs aussi violemment contrastés que chez un Caravage, «confondant en elle la puissance du soleil et les forces de la nuit», experte «en magie et en savoir occulte» (Jeannie Carlier, in Y. Bonnefoy, 1983, tome 1, p. 66), même destituée du statut de déesse (puisqu'appartenant à un panthéon archaïque renversé) Médée n'en garde pas moins la mystérieuse aura d'un être au-dessus de l'humanité, telle une créature surnaturelle. Comme le dit Alain Moreau (1994, p. 112) : «Déesse chthonienne et agraire, à une époque indéterminée mais ancienne, elle fut détrônée par les déesses du panthéon olympien (Héra surtout, mais aussi Déméter et Artémis) et réduite au statut d'héroïne».

Étymologie du nom et pratique de la «mètis»

C'est le moment de revenir sur le nom même de Médée. Nous avons déjà relevé que sa racine étymologique a donné «médecin» et «médecine», ajoutons également qu'elle a donné lieu à «méditation». Ce qui se trouve ainsi évoqué, c'est l'exercice d'une pensée qui règle, ordonne, modère, conçoit des projets, des plans habiles et ingénieux ; pensée qui témoigne de sagesse

et d'intelligence, en faisant preuve de souci et de soin à l'égard de ce dont elle s'occupe. Lorsque cette racine s'actualise dans la composition d'un nom d'agent, elle signifie «conseiller» et «inspirateur». Cette même racine s'avère étroitement apparentée avec la mesure (métron) et avec la fameuse mêtis : cette intelligence rusée et cet esprit astucieux, à la prudence avisée et à la malignité fertile en inventions efficaces dont Ulysse est le paradigme. Médée en est également une praticienne douée, éminente et redoutable.

Dans leur livre consacré à la «mêtis», Marcel Detienne et Jean-Pierre Vernant la repèrent à l'œuvre (1974, p. 8) dans «le flair du politique, le coup d'œil expérimenté du médecin, la rouerie d'un personnage retors comme Ulysse». Il s'agit (ibidem) «d'un certain type d'intelligence engagée dans la pratique, affrontée à des obstacles qu'il faut dominer en rusant pour obtenir le succès dans les domaines les plus divers de l'action». Ainsi la verra-t-on opérer dans (p. 11): «la politique, l'art militaire, la médecine, les savoir-faire artisanaux» en dehors de ce qui constitue «le foyer de la science hellénique». C'est un «mode de connaissance extérieur à l'épistémè, au savoir, étranger à la vérité» (p. 10). Elle se rencontrera aussi dans diverses manœuvres plus ou moins frauduleuses, éventuellement criminalisables, susceptibles de renverser une situation défavorable et de triompher de plus fort que soi (p. 19). Sa mise en rapport avec notre registre P s'indique peut-être de façon d'autant plus pertinente qu'elle entretient des relations étroites avec la dialectique *montrer-cacher*. Nos auteurs précisent, en effet, (pp. 9–10): «si vaste que soit le domaine où s'exerce la mêtis, si importante sa position dans le système des valeurs, elle ne se manifeste pas ouvertement pour ce qu'elle est, elle ne se montre pas au grand jour de la pensée, dans la clarté d'un écrit savant qui se proposerait de la définir. Elle apparaît toujours plus ou moins «en creux», immergée dans une pratique qui ne se soucie, à aucun moment, alors même qu'elle l'utilise, d'explicitier sa nature ni de justifier sa démarche. (...) La mêtis est bien (...) un mode de connaître; elle implique un ensemble complexe, mais très cohérent, d'attitudes mentales, de comportements intellectuels qui combinent le flair, la sagacité, la prévision, la souplesse d'esprit, la feinte, la débrouillardise, l'attente vigilante, le sens de l'opportunité, des habiletés diverses, une expérience longuement acquise; elle s'applique à des réalités fugaces, mouvantes, déconcertantes et ambiguës, qui ne se prêtent ni à la mesure précise, ni au calcul exact, ni au raisonnement rigoureux». Dirions-nous qu'elle est particulièrement indiquée dans une démarche clinique autant qu'elle convient aux fluctuations, transformations, imprévisibilités et rebondissements de la vie affective? «Ce qui la caractérise, c'est (...) d'opérer par un continuel jeu de bascule, d'aller et retour entre pôles opposés (...) l'indi-

vidu doué de mêtis, qu'il soit dieu ou homme, lorsqu'il est confronté à une réalité multiple, changeante, que son pouvoir illimité de polymorphie rend presque insaisissable, ne peut la dominer, c'est-à-dire l'inclure dans la limite d'une forme unique et fixe, sur laquelle il a prise, qu'en se montrant lui-même multiple, plus mobile, plus polyvalent encore que son adversaire (...) l'intelligence, pour entrer en contact avec son objet, se pose en face de lui dans un rapport de rivalité, fait à la fois de connivence et d'opposition» (pp. 11–12).

En outre, Mêtis est aussi le nom d'une déesse dont le destin aurait pu servir de modèle pour celui de Médée si elle-même ne s'était pas insurgée, de toute la force de son e-, contre l'éventualité que quelque sort équivalent ne lui soit réservé, au service du machisme de Jason. Mêtis est une divinité féminine, fille d'Océan. C'est la première épouse de Zeus qui, elle aussi, a mis ses compétences au service de l'instauration de l'autorité souveraine de son époux et de la victoire de l'ordre de l'univers dont il répond. Une fois son triomphe assuré et consolidé, après l'avoir mise enceinte d'Athéna, Zeus aura soin de l'avalier en s'appropriant introjectivement ses pouvoirs et c'est le père qui accouchera de leur fille, tandis que Héra succèdera à Mêtis au titre de seconde épouse. Comme l'analysent nos auteurs (pp. 20–21): «Zeus ne s'est pas contenté de s'unir en premier mariage à Mêtis; en l'avalant il s'est fait lui-même entièrement mêtis. Sage précaution: après avoir conçu Athéna, Mêtis aurait enfanté, si Zeus n'avait paré le coup, un fils plus fort que son père qui l'aurait à son tour détrôné comme il avait lui-même renversé le sien. Mais il n'est plus désormais de mêtis possible en dehors de Zeus et contre lui. Pas une ruse ne se trouve dans l'univers sans passer d'abord par son esprit. La durée à travers laquelle se déploie la puissance du dieu souverain ne comporte plus d'aléa. Rien qui puisse le surprendre, tromper sa vigilance, contrecarrer ses desseins. Alerté par la mêtis qui lui est intérieure de tout ce qui se prépare pour lui de bon et de mauvais, Zeus ne connaît plus, entre le projet et l'accomplissement, cette distance par où surgissent, dans la vie des autres dieux et des créatures mortelles, les embûches de l'imprévu» ... dont on sait combien il peut devenir paniquant. Médée, elle, ne se laissera nullement effacer ni remplacer pour permettre à Jason de réaliser ses nouvelles ambitions d'accéder, par mariage, à une souveraineté de substitution en devenant le gendre-successeur du roi de Corinthe.

Deux caractéristiques encore de cette mêtis soulignent les connivences et convenances possibles entre celle-ci et notre registre paroxysmal de l'affectation.

Nous savons qu'un impact, éventuellement traumatogène, de l'affect est son effet de dérouté et de désorientation, parfois jusqu'au délire. Aussi sem-

ble-t-il requérir cet esprit auquel «jamais il ne manque d'expédients, de *poroi*, pour se tirer d'affaire en tout genre d'embarras, *aporia*» (p. 25), esprit capable de «découvrir à chaque piège son issue (*euporos*)» (p. 28). L'affect en appelle à cette plasticité, cette aptitude à se tourner dans tous les sens qui fait tellement défaut dans la glischroïdie décrite par Françoise Minkowska. Et les auteurs parlent de la «bigarrure, le chatoïement de la mêtis» ainsi que Victor von Weizsäcker qualifiait également le pathique. Ceci pour dire «sa parenté avec le monde multiple divisé, ondoyant où elle est plongée pour y exercer son action. C'est cette connivence avec le réel qui assure son efficacité. Sa souplesse, sa malléabilité lui donnent la victoire dans les domaines où il n'est pas, pour le succès, de règles toutes faites, de recettes figées, mais où chaque épreuve exige l'invention d'une parade neuve, la découverte d'une issue (*poros*) cachée» (p. 29).

Une dernière caractéristique entre en résonance avec nos descriptions du facteur *hy* dans le sens de la simulation-dissimulation, où tend à s'accroître la position *hy* – qui serait la plus paroxysmale du circuit. Voici l'analyse proposée de cette caractéristique (pp. 29–31): la mêtis «agit par déguisement. Pour duper sa victime elle emprunte une forme qui masque, au lieu de révéler, son être véritable. En elle l'apparence et la réalité, dédoublées, s'opposent comme deux formes contraires, produisant un effet d'illusion (...) qui induit l'adversaire en erreur et le laisse, en face de sa défaite, aussi éberlué que devant les sortilèges d'un magicien (...) pour être efficace, la manœuvre doit donner le change (...) et se déguiser en son contraire». Ainsi peut-on parler de la *duplicité* foncière de cette mêtis, laquelle (p. 31) «se donnant toujours pour autre que ce qu'elle est, s'apparente à ces réalités mensongères, ces puissances de la tromperie (...) [tel] le cheval de Troie (...) tous pièges qui dissimulent, sous des dehors rassurants ou séducteurs, le traquenard qu'audedans d'eux-mêmes ils recèlent». Médée nous en montrera un festival dans ses affrontements avec ceux dont elle voudra se venger. Mais avant d'en arriver là, nous pouvons relever plusieurs champs d'action où s'actualisent les manœuvres de sa mêtis.

Dans la ligne de la clinique médicale et médicinale, Médée est experte en remèdes/poisons et en pratiques magiques, tantôt bénéfiques, tantôt maléfiques. Elle fait également figure d'une *expérimentatrice* procédant par essais et erreurs, spécialement en matière de recherche biologique. Ainsi un ouvrage que Mirko D. Grmek (1997) consacre à l'étude de la démarche expérimentale dans le monde antique porte-t-il le titre: «Le chaudron de Médée» et le sous-titre: «L'expérimentation sur le vivant dans l'Antiquité». Voici comment l'auteur annonce son propos (p. 7): «présenter et analyser les premiers pas de

l'expérimentation biologique dans l'histoire de la civilisation occidentale (...) la méthode expérimentale est l'outil intellectuel le plus puissant de l'investigation des phénomènes naturels. On lui doit un grand nombre de découvertes scientifiques. Ces découvertes, actes créateurs par lesquels progressent notre connaissance des phénomènes et notre emprise sur eux, peuvent être à leur tour objet d'investigation». Il vise alors ce paradoxe qu'ont existé (p. 8) des «expériences sur des êtres vivants en l'absence de cet art permettant de les concevoir et de les interpréter qu'est l'expérimentation». Le rationalisme «se méfiait des embûches de l'empirisme et de la magie». L'auteur estime alors que le mythe de Médée peut aussi s'interpréter comme traduisant «la méfiance des anciens face aux procédés qui cherchent à violer la nature, à faire changer le cours spontané des événements (...). Ceux qui osent manipuler les entrailles et obliger la nature à dévier son cours sentent bien le souffre (...) Il reste toujours vrai que l'expérimentation appartient au moins autant au domaine de la pensée astucieuse, de cette *mêtis* séduisante dont se méfiaient les anciens penseurs grecs, qu'à celui de l'*epistémè*, du savoir certain des logiciens» (pp. 8–9).

Evoquer le chaudron de Médée est une allusion à de telles pratiques, notamment de rajeunissement, voire de renaissance, celle-ci devant transiter par une passe mortifère. Une des versions primitives du mythe, antérieure à cet infléchissement définitif qu'Euripide lui a imprimé en introduisant le drame de l'infanticide passionnel, par vengeance, présentait l'homicide des enfants tel un échec dans un procédé tentant de les immortaliser, donc de les faire accéder aux privilèges du divin, effaçant de leur double nature, due à leur engendrement par un père humain et une mère d'origine divine, la part d'humanité pour leur gagner exclusivement les qualités de la divinité. Ce qui reviendrait aussi à supprimer la part due au père et à économiser toute semence masculine. Semblablement et en écho, on entendra Jason se plaindre d'avoir à passer par, et dépendre de, la femme pour pouvoir engendrer une descendance sienne. Le chaudron renvoie à un procédé technique de bain de jouvence que Médée avait expérimenté avec succès sur des animaux : usés par l'âge, il fallait les découper, les plonger dans une décoction magique de diverses plantes, dont la recette est gardée secrète, pour qu'ils en bondissent régénérés, pleins de verdure juvénile. Mais Médée se servira également du procédé pour venger Jason et supprimer l'oncle usurpateur qui avait renié sa promesse de rendre le trône en échange de la toison d'or. Ayant fait la démonstration de l'efficacité miraculeuse de son procédé auprès des filles de ce roi nommé Pélias, le machiavélisme de Médée avait amené ces princesses, animées par leur amour filial, à souhaiter y avoir recours au bénéfice de ce

père âgé. Elles-mêmes procéderont alors au dépeçage de leur père ... et Médée s'abstiendra de faire réussir l'expérience. Ceci nous amène à nous pencher sur les crimes de Médée.

Criminalité anti-système familial

Tous s'avèrent autant d'atteintes thanatiques, mortifères, au système familial dont diverses coordonnées du vecteur P témoignent qu'il est bien au cœur du drame appelé à s'y jouer. Repensons au fantasme originaire de scène primitive, à la structure de la triangulation et de la référence au tiers, au nouage des complexes paternel et fraternel, à la différence des générations, etc.

Ce *système* met en forme une articulation qui est réglée selon une loi de reconnaissance et de solidarité nécessitant d'en passer par des alliances en bonne et due forme, donc par la convention, par l'institution et l'institutionnalisation. Cette articulation organise la différenciation et les conditions de nouage de plusieurs types de lien, lesquels sont à coordonner. Cette dimension de système fait que la famille, ou le clan, n'est pas seulement ni, contactuellement, une communion participative, constituant une communauté de partage et d'appartenance; ni, sexuellement, un réseau de change et d'échange au sein de relations d'objet. Le système exerce une fonction identifiante discernant et désignant qui s'y trouve concerné et à quel titre, selon quelle responsabilité, tout en déterminant quelles interactions y sont et prescrites et interdites, selon chaque type de lien en cause. La teneur même de ces liens varie puisque le système combine des liens d'alliance et de filiation, des liens de sang et de choix ou de convention, des liens endogènes et exogènes, des liens de parenté et d'adoption, de parenté et d'association. Pour l'essentiel, ces liens gravitent autour des relations conjugales et parentales ainsi que des rapports entre ascendants et descendants, entre ancêtres et successeurs, entre transmetteurs et légataires. Sous cet aspect, on voit se discerner et se rapporter, selon des modalités variables, plusieurs *sous-systèmes*: conjugal, parental, filial, fraternel, voire celui de la commensalité et de l'hospitalité pour l'accueil des étrangers au système. Et les interactions autorisées à l'intérieur et dans les limites de chacun de ces types de lien, lesquels ont leurs exigences et leurs attentes (sous)systemiques spécifiques, déterminent ce qu'il en est des *affectataires* et des *affectations*: des titres, positions, statuts, rôles, fonctions, charges, ... impartis à chacun des partenaires de l'interaction propre au type de lien/sous-système. Or quels crimes Médée a-t-elle à son actif?

Médée trahit son père et sa mère-patrie par amour pour Jason en lui permettant de s'emparer de la toison d'or. Elle rompt ses appartenances en accompagnant Jason dans sa fuite une fois le forfait accompli.

Médée commet un fratricide en dépeçant son frère et en éparpillant ses morceaux de corps afin de retarder son père et ses armées dans leur poursuite des fuyards : il faut rassembler toutes les parties de la dépouille pour pouvoir l'ensevelir.

Les épousailles de Jason et de Médée se soustraient à tout accord et à toute alliance entre familles. Les époux ne s'y autorisent que d'eux-mêmes. C'est dans les règles et les rites de la société grecque que les noces se déroulent, non ceux de son pays d'origine ni de quelque « mariage mixte ». Cette promesse de lien conjugal semble venir en échange de l'aide apportée par Médée à l'accomplissement des objectifs personnels de Jason ainsi que des sacrifices consentis par Médée à cet effet. Les serments de mariage (où ils se jurent fidélité et loyauté et qui consacrent leur engagement respectif dans les liens de leur conjugalité) se réclament des dieux du panthéon grec censés y présider et être les garants-gardiens du respect de telles obligations mutuelles et réciproques, promises et contractées solennellement.

Dans le dépeçage mortel de Pélias par ses filles désireuses, par amour filial, de lui faire cadeau magiquement d'une nouvelle jeunesse, on peut voir la réalisation, par procuration-délégation, d'un parricide.

Après l'épisode corinthien durant lequel, déjà, elle s'était gagné l'assistance, jurée au nom des dieux, de la part d'Égée, inquiet de sa stérilité, en lui promettant une descendance s'il l'épousait et s'il l'établissait à Athènes, Médée tentera de supprimer son beau-fils Thésée, qui avait été conçu hors mariage, après avoir essayé d'empêcher qu'il soit reconnu par son père.

Lorsque, à Corinthe, elle se rend à l'évidence que Jason trahit ses engagements, l'abandonne pour une autre (censée lui assurer, enfin, un avenir d'héritier d'un trône) et qu'il la fait, ou la laisse se faire, expulser par le roi son beau-père, sous la menace sans cela d'être lynchée par ceux qui la redoutent, à commencer par les Corinthiens eux-mêmes, tout en courant le risque d'y perdre ses enfants (soit parce qu'ils resteraient avec leur père, soit par représailles pour les agissements de leur mère) Médée va longuement hésiter sur le parti à prendre, puis sur la conduite à tenir quant à l'exécution de sa vengeance, une fois que celle-ci aura été décidée. Ainsi la tragédie d'Euripide s'ouvre-t-elle sur la description, par son entourage, de l'état de profonde dépression, faite de désespoir, d'abattement et d'accablement où se trouve plongée Médée, laquelle n'est plus que plaintes et gémissements, souffrance paralysante. Elle en émergera avec le sentiment d'avoir à réagir en sorte d'y

faire elle-même quelque chose, mais sans déjà savoir quoi. Peu importe encore mais déjà s'impose à elle qu'il ne lui est plus possible ni admissible d'en rester là: à souffrir de sa souffrance, à en être réduite à cette seule passibilité, celle que d'autres lui infligent de subir. Il lui revient et lui appartient d'agir, éventuellement sous le fouet de la passion et de l'intensification de son affectation, plutôt que de son affliction, en faisant prévaloir l'une des passions ainsi mobilisées sur d'autres virtualités éventuelles. Il lui restera tant à décider du choix de l'action voulue que de se résoudre ensuite à l'effectuer elle-même, avec toute la résolution indispensable, malgré les résistances à s'en faire devenir et l'agent d'exécution, et l'acteur de sa réalisation en interaction avec les autres protagonistes impliqués, et l'auteur responsable du projet lui-même, ceci en ayant recours à toutes les ruses nécessaires pour parvenir à ses fins. Une fois que c'est un projet de vengeance qui se sera imposé, encore lui faudra-t-il déterminer à quel objet s'en prendre pour en maximaliser l'effet. Et si c'est le meurtre qui semblera le mieux à même de soulager la virulence vindicative et la fureur vengeresse dont Médée est affectée, il lui restera encore à en fixer la cible. On verra Médée osciller entre le suicide et l'assassinat d'autrui, entre le meurtre de l'infidèle et celui de la rivale, entre punir Jason en lui ôtant la vie ou en le condamnant à endurer, sa vie durant, l'échec de ses ambitions, sa déchéance de héros dégradé, son veuvage et son manque de descendance, avec extinction de sa lignée. Tout autant qu'elle hésitera entre sa résolution à se venger et son amour maternel. On sait que finalement elle tuera par le feu et le poison la seconde épouse de Jason, entraînant du même coup, dans le même brasier, la disparition du père, le roi Créon, elle sacrifiera leurs deux fils vu qu'elle avait eu confirmation de l'amour paternel que Jason éprouvait à leur égard, voire elle boutera le feu à la ville de Corinthe avant de s'échapper par les airs sur un char envoyé par son grand-père Hélios. Comme si elle bénéficiait, si pas d'une approbation, du moins d'une magnanimité de la part des dieux. Une des ultimes fins de sa destinée la présentera comme devenant l'épouse du héros des héros, Achille, dans le séjour édénique des Champs Elysées.

Du côté des artistes interprètes du mythe comme du côté des destinataires qui en reçoivent le message, tels les spectateurs de sa dramatisation théâtrale, lesquels oscillent peut-être entre compréhension empathique, approbation et horreur répulsive, il est remarquable de constater combien tous les crimes commis par passion amoureuse pour Jason, au secours de la réalisation des ambitions de son objet d'amour, ne semblent pas nécessiter tellement de justifications ni d'explications. Tandis que l'infanticide par passion vengeresse, introduit par Euripide, garde une part d'énigme dont l'élucidation ne se résout jamais sans reste, à travers toutes les clés herméneutiques proposées au

fil des siècles. La passion amoureuse (et plus encore lorsque le crime se commet par amour en se mettant au service des intérêts de l'objet d'amour et pour son bénéfice, non sans prétendre alimenter l'amour partagé lui-même), la haine de l'adversaire, la mutation de l'amour en haine, la volonté de réalisation de soi en supprimant tout empêchement ou obstacle dus à l'adversité ou à l'opposition d'autrui, l'aspiration à l'idéalisation héroïque, l'ambition du pouvoir, la réparation d'un dommage subi, l'exigence justicière en raison d'un déni de justice: serait-ce là autant de mobiles qui jouiraient d'une telle évidence que celle-ci ne souffrirait nulle contestation ni n'appellerait plus la moindre légitimation, rationalisation ou motivation supplémentaires? Est-ce l'innocence des victimes qui interrogerait car celles-ci n'y sont pour rien: ni par ce qu'elles sont, ni par ce qu'elles font, seulement en raison de qui elles sont? Ici le crime ne trouve pas à se justifier, ou du moins à s'expliquer, du fait de s'en prendre à, et de vouloir l'emporter sur, un objet de haine, un ennemi, un tyran, un rival, un gêneur ou un adversaire contrariant l'accomplissement des desiderata du sujet. Si pareil crime paraît le comble du condamnable, n'y aurait-il pas cependant lieu de l'envisager du point de vue du criminel, sans se contenter de le damner pour son acte; de le rendre concevable puisqu'il s'avère réalisable, tant est essentiel, du point de vue de la possibilité, de tenir fermement la différence entre la capacité, en instance de s'actualiser de fait, et la permission du point de vue des jugements de valeur et de l'ordre éthico-moral?

Criminogénèse de l'infanticide au crible de la grille szondienne

Nous allons reconsidérer, à notre tour, le drame à l'aide de la grille szondienne, ceci en procédant en six étapes.

1. Être en position d'outsider et contester la loi en vigueur pour déni de justice

Par rapport au système de ce qui est à instituer et à institutionnaliser, d'emblée Médée apparaît en situation d'outsider, au ban de la société, comparable à la position *e-* dite d'*exclusion*, au départ du circuit du vecteur P. Exilée en Grèce, pour la société ambiante, pour l'ordre public et la politique de la cité qui y sont en vigueur, son statut, (une fois évincée et répudiée sans plus bénéficier du statut que lui concédait un mariage mixte) se réduit à celui de l'étrangère, de la barbare d'origine orientale: statut d'une immigrée dont les différences incompréhensibles sont d'une inquiétante étrangeté; elle est aussi tenante d'une religion où se pratiquent des rituels qui font l'objet d'une

prohibition absolue tel le sacrifice humain, comble de l'impiété pour un Grec. Ce statut est désormais celui de la paria, de l'errante dont l'itinéraire n'est finalisable ni par un retour chez soi, ni par l'accession à une destination légitime. Elle est radiée de la communauté et des échanges du système social, hors la loi et à nouveau proscrite, en voie d'expulsion, interdite de séjour dans la cité. Seule sa ruse lui obtiendra quelque sursis ajournant l'exécution de son expulsion. Dans le film que Pasolini avait consacré à Médée, il avait merveilleusement mis en représentation, à travers de superbes paysages et une attention singulière aux tenues vestimentaires, cette opposition, fortement contrastée, entre la civilisation propre à l'univers hellénique et la barbarie de sa culture traditionnelle aux rituels archaïques, tels les sacrifices humains de fécondité, barbarie de sa Colchide natale dont elle est une prêtresse sacrificatrice, parée comme une idole. Jason aura même l'outrecuidance et la goujaterie, voire l'ingratitude et le cynisme de se vanter de lui avoir offert de bénéficier de la supériorité de la civilisation grecque ainsi que de l'excellence prétendue de son organisation légale et de son institution du droit et de la justice. Ainsi, dans la traduction d'Euripide par Florence Dupont (2009), après avoir laissé entendre que sa propre gratitude pour les bienfaits que Médée lui a généreusement prodigués devrait plutôt s'adresser à l'intervention divine ayant provoqué cette énamoration chez elle, il déclare (pp. 51–52): «Comment reconnaître qu'Eros et ses flèches infaillibles t'ont contrainte à me sauver la vie? (...) Cependant même si tu m'as sauvé tu as reçu de moi plus que tu ne m'avais donné / Voici pourquoi / Tu as quitté ton pays de sauvages et tu es venue en Grèce où tu t'es installée / Tu as appris ce qu'est la justice / Tu vis dans un état de droit / Tu n'es plus soumise à la loi de la jungle / Tous les Grecs ont reconnu ta science / Tu as même acquis une certaine notoriété / Si tu étais restée à l'autre bout du monde personne ne parlerait de toi».

Or justement Médée s'avère tout animée de cette *dynamique insurrectionnelle* de révolte et de contestation que j'avais rapportée à la tendance *e-* (Kinable, 2004): accusatrice, elle qualifie d'injuste ce système de règles qui fait la fierté de Jason. Quel qu'en soit le chef d'accusation, de telles protestations, en s'élevant (dynamique sui surrectionnelle toujours: celle déjà suggérée par le préfixe «sur-» présent dans «surmoi» et bien d'autres termes utilisés supra) contre tout déni de justice, ne viennent-elles pas signifier, plus radicalement, que tout ordre conventionnel, du fait même d'être conventionnel, quel qu'il soit, de quelque façon qu'il se prétende juste et tente d'assurer et d'actualiser les principes d'une œuvre de justice conçue idéalement, contient nécessairement (au double sens du verbe contenir déjà souligné supra) une

part d'injustice foncière, en raison même des choix effectués par la convention qui le fonde? Injustice eu égard aux options autres qu'ignorent les choix privilégiés. Et de telles dénonciations de participer au processus de relance d'une justice dont il s'agirait sans cesse de poursuivre l'œuvre d'actualisation. En l'occurrence, Médée dénonce notamment, tel un *déni de justice*, la condition inégale, inéquitable et inadmissible réservée aux femmes par le statut défini au sein de l'alliance conjugale. Sa protestation diffère donc notablement de la contestation d'Antigone mettant en conflit la loi de la cité, instaurée par les hommes, avec celle du système familial d'inspiration divine. Médée conteste cet ordre et cette civilisation fondée sur la suprématie masculine et sur les privilèges dont y jouit l'homme. Ce qui vaudra à Euripide la sympathie de nos actuelles féministes et l'ironie d'Aristophane raillant sa prétendue misogynie pour avoir mis en scène de telles revendications féminines dans la bouche d'un personnage aussi terrible. Voici cette mise en accusation par Médée (pp. 32–33): «Nous les femmes nous naissons avec autant de cœur et d'intelligence que tout le monde / Mais quand nous grandissons notre sort est cruel / Nous devons d'abord payer très cher pour avoir un mari / Pour que cet homme que nous achetons devienne notre maître et c'est le plus dur à supporter que notre corps lui appartienne / En outre gros problème comment le choisir? / Comment savoir s'il fera un bon ou un mauvais époux / Car une fois mariée une femme qui décide de rompre est mise au ban de la société / Elle ne peut pas elle répudier son mari / Ensuite se marier c'est changer de vie / Se confronter à des lois différentes des coutumes inconnues / On ne peut pas deviner à l'avance comment se conduire dans le lit conjugal / Si nous réussissons cet exploit / Si le maître accepte de cohabiter sans que le joug lui pèse / Tout va bien / Sinon mieux vaut mourir / Quand un mari en a assez de sa vie à la maison il sort prendre l'air et va voir des parents ou des hommes de son âge / Tandis que nous / Il doit être notre seul horizon / Les gens disent que nous les femmes on aurait la bonne vie / Une vie sans danger à la maison / Pendant que les hommes sont sur les champs de bataille / C'est mal juger les choses / J'aimerais mieux affronter trois fois l'ennemi derrière mon bouclier / Qu'accoucher une seule fois / Trois guerres contre un accouchement / Mais ce que je dis moi seule peut le dire / Pas toi / Car toi cette cité est la tienne c'est ici qu'habite ton père / Tu as une vie confortable et le soutien de ta communauté / Tandis que moi / L'homme qui m'avait enlevée dans une terre étrangère me maltraite dans une cité qui n'est pas la mienne / Cette ville où je n'ai de lien avec personne / Sans mère sans frère ni parent auprès de qui me réfugier».

2. Avoir sujet d'agir en propre et en personne: nécessité d'un acte au nominatif

Médée ne peut donc compter que sur elle-même. Ce qui lui donnera d'autant plus sujet d'agir elle-même, par elle-même, pour que justice soit rendue. Sans pouvoir s'en référer au système du droit, de la justice, de la légalité et de la légitimité tel qu'il se trouve institué dans la société où elle réside puisqu'elle en critique la valeur. La façon dont elle est traitée, au nom de ce système, face à la trahison, au parjure et à la répudiation de son mari lui paraît un déni de justice. Aussi ne manquera-t-elle pas d'en appeler à la justice divine, spécialement à l'autorité des dieux protecteurs des serments et des promesses, ainsi qu'aux Erinyes chargées de réclamer vengeance en poursuivant les coupables. Mais, en même temps, elle revendique son *statut de sujet de l'action*: cette action à intenter en propre et en personne, en son nom. Cela nous vaut quelques répliques percutantes lorsque son entourage la plaint de sa solitude et de tout ce dont elle souffre la perte. Ainsi, chez Sénèque (traduction par P. Miscevic, 1997, pp. 184–185) cet échange avec la nourrice qui déplore: «Aucun espoir, aucune issue ne s'offrent à ton malheur. Médée: qui n'a rien à espérer ne doit désespérer de rien. La nourrice: les Colchidiens sont bien loin, ton époux est infidèle, et rien ne te reste de tes richesses. Médée: Il me reste Médée; en elle tu vois la mer, la terre, le fer, le feu, les dieux et la foudre». De même, chez Pierre Corneille (2006, pp. 152–153) sa suivante Nérine: «Que sert ce grand courage où l'on est sans pouvoir? Médée: Il trouve toujours lieu de se faire valoir. N: Forcez l'aveuglement dont vous êtes séduite / Pour voir en quel état le sort vous a réduite / Votre pays vous hait, votre époux est sans foi: / Dans un si grand revers que vous reste-t-il? M: Moi, / Moi, dis-je, et c'est assez. N: Quoi / Vous seule, madame? M: Oui, tu vois en moi seule et le fer et la flamme, / Et la terre, et la mer, et l'enfer, et les cieux, / Et le sceptre des rois, et le foudre des dieux.». Et chez Jean Anouilh: «Qu'est-ce que je ne peux pas, bonne femme? Je suis Médée, toute seule, abandonnée ... Mais rien n'est trop pour moi!» (ibidem pp. 573–574).

3. Se réclamer de son nom

Dans le même mouvement, Médée ne cesse de se réclamer de son nom, mais tel un devoir et un idéal impérieux, lesquels lui commandent surmoïquement de s'en montrer digne. Ceci en correspondant aux exigences de ce modèle idéal à devenir/à ne jamais cesser d'être, dont ce nom serait le signifiant, cela en concevant des projets conformes et en œuvrant à les accomplir pour

mériter cette dignité (cet appel à être nommée-désignée pour pareille vocation-destination-affectation). Ce nom proclame *urbi et orbi* qui elle est, qui elle se doit d'être, à quel titre elle serait digne de l'être et en quoi doivent consister ses mérites, ses qualités, ce qu'elle se doit de faire et d'être pour exister valablement. Elle-même s'interpelle au vocatif pour se rappeler à l'ordre, en raison de son nom et de la vocation-affectation dont il la charge. En référence à de telles obligations de grandeur, d'élévation et de surpassement de soi, de fidélité à elle-même et à son idéal du moi, elle se surprend elle-même de se découvrir des tendances et des attitudes endogènes qui la poussent en sens contraire. «Et quoi! Qu'est-ce qui me prend?» s'étonne-t-elle et s'interroge-t-elle quand elle s'apparaît à elle-même en désaccord avec l'option voulue par et pour l'idéal, prête à y renoncer en cédant en faveur d'autres appels affectifs. Elle débat avec elle-même quant au conflit qui la partage ainsi de l'intérieur entre des choix contradictoires, alors que ce qui devrait idéalement l'emporter, c'est la poursuite de l'idéal. Dans un tel conflit, quasi cornélien avant la lettre, entre le devoir et les sentiments d'affection, maternelle en l'occurrence, c'est une part de Médée elle-même qui est en instance de faire obstacle à la réalisation du projet commandé idéalement, tandis que s'affrontent des affects contradictoires. Ainsi considère-t-on qu'Euripide est l'inventeur du dialogue introspectif au théâtre.

Là aussi surviennent quelques répliques particulièrement saisissantes et éloquentes. Ainsi, dans l'opéra de Marc-Antoine Charpentier, composé sur un livret dû au jeune frère de Corneille, Thomas, il y a cette apostrophe, chargée de menaces, à l'adresse de Jason, si oublieux de sa parole, de ses promesses, et reniant ses engagements: «souviens-toi que je suis Médée» (qui servira de titre à l'opuscule consacré à ce personnage par Isabelle Stengers, 1993). Chez Sénèque, à un moment où la nourrice s'adresse à elle en l'appelant de son nom, Médée l'interrompt sur le champ pour proférer cette annonce: «Je vais l'être!». Et plus tard, tandis qu'elle est en train de concevoir un projet d'action digne d'elle, elle s'exhorte à l'exceptionnalité requise, en même temps qu'elle attise l'ardeur des affects nécessaires pour la porter à se surélever jusqu'à la hauteur des exigences de la réalisation effective de la tâche qui l'attend, en disant (p. 242): «Cherche un châtiment d'une espèce encore inconnue: prépare-toi ainsi à devenir toi-même. Rien ne doit plus être sacré: chasse au loin la pudeur. (...) Travaille ta fureur¹; tu languis: réveille-toi! Tout au fond de ton cœur gisent tes emportements passés: fais les jaillir dans la violence! Tout ce que tu as fait jusqu'à présent doit passer pour de la

1 Faut-il y entendre une substitution du e- (fureur) au hy- (pudeur)? cf. infra.

piété. Allons, je vais leur faire connaître la légèreté, la vulgarité de tous les crimes que j'ai commis pour le [Jason] sauver. Ce n'était là pour mon courroux qu'une répétition; mes mains étaient sans expérience: que pouvaient-elles oser de grand? Que peut la fureur d'une vierge? Maintenant, je suis Médée: mon génie pour le mal a grandi». Seule la riposte à l'encontre de ce dont elle pâtit du fait de l'autre, riposte par une action de son cru, en la choisissant suffisamment noble et honorable, ardente et passionnée, à la hauteur de l'offense et du tort éprouvés, seule cette riposte consacrerait son droit à porter ce nom. Car elle se sera faite elle-même, par un acte pleinement sien, devenir digne d'être titulaire attitrée (affectataire méritant) de cette nomination l'assignant à un certain idéal ... à ne jamais cesser d'être en train d'en poursuivre l'accomplissement. Tandis que, à l'inverse, ne pas réagir par un acte personnel, au nominatif, aurait non seulement signifié quelque consentement de sa part à son humiliation, à sa dévaluation et à son rabaissement par l'autre s'autorisant à la maltraiter, mais également correspondu à la position subjective de laisser l'autre faire ce qu'il veut de soi, en utilisant ce soi en objet manipulable à son seul gré à lui. Et Pierre Miscevic, le traducteur, de commenter (p. 43): «En accomplissant tout son crime, en allant jusqu'au terme de son parcours tragique, jusqu'au fond d'elle-même, de ses entrailles qu'elle serait prête à fouiller de la pointe du glaive s'il s'y trouvait encore un enfant de Jason (...) la petite-fille du Soleil se retrouve elle-même, récupère tout son être et venge ceux lésés au bénéfice de l'ingrat: «C'est maintenant que je suis Médée» (...). En effet, en quittant son monde, un monde archaïque où la religion était vécue dans toute sa force et toute sa cruauté aussi, Médée s'est égarée». Et en s'envolant sur le char envoyé par le Soleil, elle «se rejoint elle-même mais va aussi retrouver son ancêtre» (p. 45).

4. Se devoir à ses ascendants

Comme nous le suggère cette citation et ainsi que nous y invite la grille szondienne, il faut bien se rendre compte qu'un tel idéal n'est pas seulement le sien, individuellement, pas plus qu'il ne lui appartiendrait exclusivement en propre. Se réclamer de son nom, c'est du même coup être appelée à comparaître à la barre d'un tribunal interne sous le regard de ses ascendants qui sont convoqués comme partie au débat, ce débat qui l'agite de l'intérieur. Les obligations idéales en cause sont également dues à leur égard et par égards pour eux. L'idéal dont il s'agit est communément partagé par la lignée, laquelle fait figure de jury: y siègent les siens et ses ancêtres. Se recommander de sa généalogie revient à reconnaître ses obligations personnelles envers l'idéal de soi transmis en héritage et par délégation. Que l'individu

soit seul impliqué dans ce qui lui arrive en personne ne signifie pas pour autant qu'il soit seul à être concerné. En tant que descendant, il se doit à ses ascendants au double sens de leur devoir la vie et son identité, mais aussi d'avoir des obligations qui l'endettent vis-à-vis d'eux, comme celle de ne point démeriter d'eux. Médée n'est pas seule en cause, seule concernée individuellement : à travers elle, c'est toute sa lignée qui exige un acte de justice de sa part, aussi pour réparer ses torts à leur endroit. Elle le doit d'autant plus à ceux dont elle est la descendante et l'héritière que celui pour la cause duquel elle avait non seulement renié et rompu ses relations de filiation et d'appartenance, mais aussi commis des crimes inexpiables, s'attaquant à sa famille d'origine, le bénéficiaire de telles faveurs a, par la suite, gravement démerité de l'honneur et de la valeur que lui avaient ainsi consentis pareils sacrifices, en le consacrant à la dignité d'un statut et d'un titre dont il va déchoir en n'en respectant pas les attentes. Dans la mythologie grecque, en effet, Jason est l'un des rares héros dont la destinée connaît une telle déchéance. Parallèlement, Médée va s'ancrer d'autant plus résolument dans son ascendance divine qu'elle en appelle aussi à leur surpuissance tutélaire car il lui faut combattre en elle de prétendues faiblesses de sa part, susceptibles de compromettre l'effectuation du projet, lesquelles tiennent peut-être à sa condition humaine, à sa part d'humanité, voire de féminitude. Elle s'adressera aux divinités en les appelant au secours pour ne pas céder, dans le conflit des affects, au motif de ne pas tenir sa résolution, leur demandant de l'aider à ne pas baisser la garde, mais au contraire, d'armer son bras et d'en assurer la fermeté dans l'exécution de la tâche qui lui incombe, tout en contrariant son amour maternel.

En outre nous pouvons également ici proposer un rapprochement avec ce dont l'étude du deuil chez les survivants de génocides nous a donné plusieurs fois l'occasion de faire l'observation : la problématique de la vengeance ne se pose pas du seul point de vue de l'intéressé ni uniquement pour ce qui le concerne individuellement. L'aspiration à la justice, à la revanche, à la juste reconnaissance du mal et du malheur subis, au dédommagement éventuel, à la réparation, à la punition, ... aspiration telle qu'on peut la ressentir à titre personnel devient obligation due à l'égard des siens, surtout si c'est au nom de victimes qui ne sont plus là et ne sont pas en mesure d'en faire valoir la revendication. Le sujet ne se sent nullement la liberté de décider d'une position qui n'engagerait que lui-même à l'exclusion du réseau de ses affiliations et filiations généalogiques desquelles, en tant que survivant, il est aussi solidairement le porte-parole et le chargé de mission, bref l'affectataire.

N'y aurait-il pas également lieu de reconnaître quelque chose du même ordre encore dans cette attitude, si souvent observée, qu'une victime d'abus sexuels, notamment incestueux, tout en ne s'estimant pas valoir, à titre personnel, la peine d'intenter, en son nom, une action à l'encontre de son abuseur, en arrive quand même à se faire un devoir de le dénoncer: devoir à l'intention d'autres victimes potentielles pour tenter de les sauver d'avoir à subir la même maltraitance, en raison du motif d'une solidarité entre victimes, comme par exemple vis-à-vis des plus jeunes dans la fratrie. Admettre l'inéluctable réalité du traumatisme subi, en consentant à ce que rien ne puisse faire en sorte que cela n'ait pas eu lieu, passe parfois par l'investissement de ce pouvoir qui vous reste d'en empêcher la répétition à l'intention et au bénéfice d'autres que soi, alors que l'on ne s'estimerait pas, soi, en être digne ni valoir le coup et le coût.

Une comparaison s'indiquerait-elle aussi avec cette caractéristique du dieu Pan que nous avons référée à la position h-: contribuer à ce que se réalise pour d'autres ce à quoi l'on se soustrait pour son propre compte?

5. Faire expier à soi / à l'autre: sacrifier les descendants

Une singularité de la vengeance de Médée est que, dans la modalité choisie pour ce faire, elle *se* frappe également elle-même. Dans la mesure où comme parents, les conjoints témoignent, tous deux, également de leur amour pour leurs fils, la peine que Médée inflige à Jason, pour le châtier et lui faire expier sa trahison, est tout autant une souffrance qu'elle s'impose à elle-même¹. Le mal et le malheur dont ils auront désormais en commun, mais

1 Faut-il aller jusqu'à parler de véritable sacrifice de réparation-mortification? Dans l'opéra de Luigi Cherubini (sur un livret en français de François Benoît Hoffmann) Médée le laisse entendre dans ses ultimes imprécations, au comble de la fureur vengeresse, juste avant de commettre l'infanticide. Et ce sous la tournure surprenante d'un renversement. Lorsqu'enivrée par les clameurs horrifiées que provoque la terrifiante mort infligée à sa rivale, exultant de l'effet traumatique ainsi perpétré par sa cruauté, Médée s'adonne sans réserve à son ardeur vindicative et à sa virulente némésis; celles-ci prennent les accents sauvages et féroces d'un délire sanguinaire quasi halluciné-hallucinatoire. Elle réclame des divinités infernales que celles-ci lui offrent le sang des enfants qu'elle va sacrifier: «Sombres Furies! A moi! / Déjà ma main s'apprête à accomplir son œuvre! / Mes enfants! Je vais vous tuer! / Plus de doutes! Plus de craintes! / Je vais exécuter, je vais accomplir / Mon œuvre funeste! / Sombres Furies! A moi! / Donnez leur sang! / Donnez-moi leur sang!». Outre la signification sacrificielle de l'acte, n'y a-t-il pas retournement de situation et d'intentionnalité quant au sens propre d'un tel geste cultuel (qu'il revient à l'homme de destiner aux dieux en vue de leur rendre hommage): comme si c'était aux dieux d'exécuter cet acte sur les victimes, à l'intention de leur mère ...?

chacun pour sa part, à part de l'autre, de partager la douleur, d'autres risquaient de les lui infliger à elle seule: que ce soit Jason décidant de la priver de la présence des enfants lors de son bannissement, que ce soit dans des mouvements de foule en guise de représailles. Là aussi, elle revendique le fait d'agir pour ne pas seulement en pâtir et de s'introniser sujet au titre de sujet de l'action, pour ne pas avoir à la subir du fait de quelqu'autre que ce soit. Ainsi déclare-t-elle (p. 94): «Ma décision est prise et je vais agir au plus vite / Tuer mes enfants puis quitter le pays / En tardant je livrerais mes fils à nos ennemis qui les égorgeront / De toute façon leur mort est certaine / Et puisque quelqu'un doit les tuer que ce soit moi puisqu'ils sont nés de moi». Peu auparavant elle s'interrogeait encore mais, au cœur de ses atermoiements, nous allons entendre poindre un motif décisif: qu'autrui puisse prétendre se rire d'elle et que ce soit son attitude même qui leur en offre le loisir: «Faut-il vraiment les tuer pour faire souffrir leur père? / A cause de ce qu'il m'a fait je redoublerais mes propres malheurs / Quoi? Qu'est-ce qui me prend? / Je veux m'exposer aux sarcasmes en laissant mes ennemis impunis / Non il faut avoir le courage de le faire / C'est une lâcheté que ces tendres mots qui envahissent ma tête» (p. 85).

6. Craindre le ridicule: juguler la dérision, forcer le respect

Sur ce point une dernière référence à la grille szondienne me paraît éclairante. La position la plus paroxysmale du circuit du vecteur des affects serait donc la position $hy-$. Classiquement on y rattache cette pudeur que Médée (cfr supra) estimait avoir à balayer pour s'adonner à la fureur ($e-$). Ici, la culpabilité, ou l'angoisse de faute et de punition, s'actualise en cette forme de peur, voire de phobie, où ce qui paraît redoutable c'est la crainte du ridicule et du «qu'en dira-t-on?»: donc crainte d'une dévalorisation et d'un discrédit aux yeux d'autrui, notamment sur le mode de la honte, de l'humiliation et de la dérision, de telle sorte qu'autrui non seulement se moquerait et se jouerait de vous, mais même se sentirait autorisé, justifié et légitimé à vous traiter par le mépris, le dédain ou l'ostracisme, sans plus vous témoigner le moindre respect ni quelque considération ou estime que ce soit; à l'extrême au point d'ignorer votre présence et votre existence, voire de vous avilir, de toutes les façons, pour signifier avec force combien vous ne méritez nullement ni la qualité d'humain ni le droit d'être-là.

Un mécanisme défensif de renversement de pareille situation, voire de prévention radicale visant à l'avoir toujours déjà devancée, en empêchant l'apparition et l'installation, consiste à afficher ($hy+$), avec une ostentation forcée, des dehors dissuasifs. Ceux d'un être intolérant à la moindre offense

narcissique, même minime (aucune ne serait jamais anodine et resterait sans provoquer de riposte); être redoutable, implacable, intraitable et indomptable, propre à décourager toute velléité d'«oser s'y frotter» et de se permettre quelque maltraitance irrespectueuse que ce soit ou quelque façon de traiter qui ne conviendrait pas à l'intéressé en quoi que ce fût. Arborer une allure mal commode est façon de monter une garde renforcée, toujours aux aguets et sur le qui-vive, pour protéger, en parant quelque coup que ce soit, un narcissisme ombrageux prêt à s'outrager du moindre indice interprétable comme atteinte à l'estime et au respect de soi, exigibles à outrance de tout autre. Celui-ci se doit notamment d'honorer ses engagements et promesses à l'égard du sujet ... L'apparence affectée cherche à faire suffisamment forte et terrible impression sur autrui, dans l'intimidation, pour que ce dernier s'abstienne de ce qui serait inadmissible pour le sujet de la part d'autrui. Une stratégie de l'ordre de *l'équilibre de la terreur* peut ainsi se mettre en place, en faisant redouter à autrui ce dont on deviendrait soi-même capable si ce dernier, motu proprio, de sa faute à lui, se risquait à en occasionner la mise en acte chez soi, en actionnant son déclenchement. Force de dissuasion, l'agitation de la menace de l'extrémisme catastrophique d'un potentiel endogène de violence démesurée, en passe d'éclater à la moindre provocation exogène, pour suivre ensuite son cours automatiquement et machiniquement, peut également fonctionner, pour le sujet lui-même, tel un mécanisme d'autodéfense pour s'éviter de se retrouver en situation d'avoir à en faire la démonstration réelle et factuelle, dans la mesure où en supposer la virtualité ne suffirait plus. Cette ostentation serait aussi un mode de réassurance à l'encontre de l'angoisse au sujet de cette violence potentielle que l'intéressé sent l'habiter (*e-*), tout en redoutant de se faire dépasser par les extrêmes vers lesquels cette violence endogène serait capable de l'emporter en se déchaînant, tandis qu'il n'en serait plus que le jouet agi mécaniquement en automate. La dissuasion pare-excitante à l'adresse de l'extérieur peut également pallier les défaillances ou insuffisances qui affecteraient l'arsenal des moyens intérieurs de contention-inhibition contrant l'outrance de tels débordements. Un milieu carcéral offre de multiples occasions pour observer les avatars d'une telle dramatique défensive (cfr notamment David Borceux, 2009).

Chez Médée, sensible à la protection que lui assure sa réputation, liée aussi à sa rouerie machiavélique, à sa science supposée et à ses crimes antérieurs, faisant qu'on la redoute, une préoccupation constante insiste tout au long de la tragédie: celle de s'employer activement à ne surtout pas devenir la risée ni de ses détracteurs, ni des artisans de son malheur. L'honneur commande: Médée ne peut absolument pas offrir à ces derniers, pas davantage qu'à quicon-

que, de quoi se rire d'elle ni de quoi se réjouir de son malheur en se plaisant à en contempler le spectacle de visu: elle ne peut pas être vue affligée, elle doit soustraire au regard d'autrui la vision/la manifestation de ses souffrances. Un tel rire qui tourne en dérision serait-il une sanction décisive quant à la valeur de soi? L'honneur ne peut souffrir d'offense; le code d'honneur condamne cette passibilité de *faire rire* de soi, ou même de *laisser rire* de soi, cette possibilité déjà qu'autrui puisse vous narguer. Laisser faire serait admettre, approuver, donner raison aux raisons de l'autre: laisser autrui la faire passer pour autre que ce qu'elle se doit d'être si impérieusement. Il ne faut en rien perdre la face ni paraître vaincue, ou susceptible d'être autre qu'invincible. Etre mise en position d'objet de risée incite d'autant plus intensément à comparaître en sujet actif, s'affirmant à ce titre. Ainsi Médée se refuse-t-elle à la mort, qu'il s'agisse de suicide ou de se laisser trucher, parce que sa mort ferait «bien rire mes ennemis (...) / Ils vont tous cesser de rire en me déchirant le cœur (...) / Ils pleureront mon exil» (p. 44). Là où des rires risqueraient de la viser, ce sont des larmes qu'elle-même va leur arracher. Elle s'exhorte elle-même en disant (p. 45): «Ne laisse pas rire de toi en permettant que Jason s'allie à la tribu de Sisyphe [fondateur de Corinthe]» et aussi «Il n'est pas tolérable d'être la risée de ses ennemis» (p. 70). Tout à l'heure nous l'avons entendue se reprendre au moment de céder à la tendresse maternelle, toujours en raison des sarcasmes et des railleries d'autrui. Que se dérobe aux regards (passibles de s'en délecter) le spectacle de sa souffrance! Foin des sanglots qui lui montent à la gorge et de l'affection maternelle qui l'étreint en la lui serrant! Egorger ses enfants sera prendre à la gorge ses détracteurs, si volontiers disposés à faire des gorges chaudes de ses malheurs: ainsi leur fera-t-elle rendre gorge et rentrer leurs rires dans la gorge ... En lieu et place s'annoncent du feu, du sang et des larmes ...

Cette exhortation de soi par soi laisse également entendre combien Médée est en procès devant ce tribunal intérieur en quoi consiste le Surmoi. Nous retrouvons ainsi nos développements antérieurs sur le vocatif et la deuxième personne. Lucie Thévenet (2009, pp. 244–245) parle à ce propos de la superposition, à la voix exhortative, «d'une voix potentiellement accusatrice, en amplifiant l'adresse directe de soi à soi en accusateur/accusé, comme dans un procès: le procès de Médée par elle-même. Qui est coupable ici, et de quoi? Dans l'esprit de Médée, ce serait elle-même si elle n'agissait pas. Sa culpabilité prend une dimension réflexive pour porter sur l'image auréolée de gloire de la descendante d'Hélios, l'image idéale de soi (...) L'inaction devient une faute, et une faute envers soi». C'est la «souffrance endurée (...) qui doit selon Médée servir de déclencheur à l'action. (...) Médée, en dialogue avec

elle-même, en adresse directe à la deuxième personne, dégage ainsi une figure d'elle-même en interlocutrice, et renforce sa présence. (...) Euripide met en lumière tout le processus (...) de l'adresse à soi et plus précisément à l'image idéale de soi, à soi-même en tant qu'image idéale (...) Médée s'exhorte à la construire et à la consolider».

Tout ce procès se termine sur cette profession (p. 86): «Mais la violence de mon cœur est plus forte que tout ce que je pourrais décider / Et c'est ainsi que les mortels en viennent à commettre les pires horreurs». Dans un ultime échange avec Jason lors du meurtre des enfants (p. 103) Médée déclare «Tu ne voulais tout de même pas après avoir insulté ma couche jouir d'une vie douce et te moquer de moi avec ta princesse?» Jason constate: «Tu souffres autant que moi / Nous partageons les mêmes douleurs». Et Médée de lui répliquer: «Oui mais moi cette douleur me libère puisque tu cesses de rire et de te moquer de moi»¹.

Cette relecture de mythes grecs à l'aide de certaines clés conceptuelles, théorico-cliniques, issues du système szondien des pulsions, nous espérons qu'elle ait pu démontrer le double intérêt suivant, l'un ne s'avérant qu'à travers l'autre. D'une part, contribuer à l'intelligibilité complexe d'une criminalité dite passionnelle, où se jouent les destinées possibles des affects et des affectations du sujet-affectataire, dans son interaction avec les autres protagonistes d'une dramatique affective; tout en illustrant la pertinence des développements apportés, pour instrumenter une telle intelligibilité, aux propositions initiales dues à Szondi lui-même, réinterprétées par Jacques Schotte. D'autre part, poursuivre l'élucidation de virtualités contenues dans la conception dialectique et systémique élaborée par l'œuvre szondienne, ce à quoi s'est essayée la première partie de ce texte ... pour trouver des confirmations «cliniques» dans le «cas» des personnages mythiques analysés.

1 De même, dans la scène finale de l'opéra de Georges Bizet, Don José, en instance de poignarder Carmen, passe-t-il à l'acte dès lors qu'il s'est rendu à l'évidence: «Ainsi, le salut de mon âme, je l'aurai perdu pour que toi tu t'en ailles, infâme, entre ses bras, rire de moi!».

Bibliographie

- Bauduin, A. (2007), *Psychanalyse de l'imposture*, Paris, P.U.F., le fil rouge.
- Bonnefoy, Y. (sous la direction de) (1981), *Le dictionnaire des mythologies*, 2 Tomes, Paris, Flammarion.
- Borceux, D. (2009), *Comment le psychopathe vit-il son incarcération? (Etude de cas de trois personnes rencontrées en prison)*, mémoire inédit de master en sciences psychologiques, Université Catholique de Louvain, Louvain-la-Neuve.
- Borgeaud, Ph. (1979), *Recherches sur le dieu Pan*, Genève, Bibliotheca helvetica romana, XVII.
- Bouhsira, J. et Parat, H. (sous la direction de) (2005), *L'affect*, P.U.F., Monographies de psychanalyse de la Revue française de psychanalyse.
- Chantraine, P. (1999), *Dictionnaire étymologique de la langue grecque: histoire des mots*, nouvelle édition mise à jour (1^{re} éd. : 1968), Paris, Klincksieck.
- Charpentier, M.A. (1993), *Médée*, 1^{re} éd. 1984, *L'avant-scène opéra n° 68*, Paris, Ed. Premières loges.
- Chretien, J.-L. (2007), *Répondre: figures de la réponse et de la responsabilité*, Paris, P.U.F.
- Corneille, P. (2006), *Théâtre II*, Paris, GF Flammarion.
- Depaulis, A. (2003), *Le complexe de Médée: quand une mère prive le père de ses enfants*, Bruxelles, De Boeck Université, Oxalis.
- Detienne, M. et Vernant, J.-P. (1974), *Les ruses de l'intelligence: la mètis des Grecs*, Paris, Flammarion, Nouvelle bibliothèque scientifique.
- Dupuy, J.-P. (2003), *La panique*, Paris, Les Empêcheurs de penser en rond / Le Seuil.
- Euripide, *Médée*:
 Avant-propos et texte français de Marie Cardinal (1987), Paris, B. Grasset;
 Traduction et introduction de Florence Dupont, Postface de Laurent Fréchuret (2009), Paris, Ed. Kimé;
 Traduction et préface de Daniel Mesguich (2008), Paris, *L'avant-scène théâtre*, Coll. des quatre-vents;
 Traduction, préface et notes de Pierre Miscevic (avec la Médée de Sénèque) (1997), Paris, Ed. Payot et Rivages.
- Forget, J.M. (2005), *L'adolescent face à ses actes ... et aux autres: une clinique de l'acte*, Ramonville Saint-Agne, Ed. Erès, *Psychanalyse et clinique*.
- Grmek, M.D. (1997), *Le chaudron de Médée: l'expérimentation sur le vivant dans l'Antiquité*, Paris, Institut Synthélabo, Coll. Les Empêcheurs de penser en rond.
- Jouan, Fr. (1999), *Euripide et la condition des femmes*, Europe n° 837-838: les tragiques grecs, Paris, janvier-février 1999, pp. 97-108.
- Kinable, J. (1990), *Au contact de ...: sens en émoi et aube du moi*, J. Schotte (Ed.), le Contact, Bruxelles, De Boeck, Bibliothèque de pathoanalyse, pp. 25-46.
- Kinable, J. (1991), *Sentir et érogenèse: du contact à l'éveil sexuel*, P. Fedida et J. Schotte (Eds.), *Psychiatrie et existence* (décade de Cerisy-la-Salle: septembre 1989), Grenoble, J. Millon, Krisis, pp. 291-319.

- Kinable, J. (1993), Psychopathie et perversion, Cahiers du CEP n° 3: Colloque du centenaire de la naissance de Léopold Szondi, Budapest 14–17 avril 1993, Plainevaux, pp. 45–71.
- Kinable, J. (1995), La partition szondienne du sexuel: change et échange, Cahiers du CEP n° 5: Versions du sexuel, Plainevaux, pp. 14–31.
- Kinable, J. (2002), Szondi-Rorschach: interanalyse à propos du traumatisme du point de vue de l'affect, Cahiers du CEP n° 9: Constellations, Plainevaux, pp. 5–29.
- Kinable, J. (2004), La paroxysmalité de l'affect: reconnaissance et solidarité, Cahiers du CEP n° 10: Etre ou ne pas être ... szondiens pour demain, Colloque de Gand, Toussaint 2004, Plainevaux, pp. 25–44.
- Kinable, J. (2008), Vecteur szondien du moi et décomposition freudienne de la personnalité psychique, Szondiana n° 28:18 Kongress der Internationalen Szondi-Gesellschaft in Lissabon, Portugal, Thema: Persönlichkeit und Psychopathologie, Zurich, pp. 118–155.
- Lacan, J. (1962–63), L'angoisse, séminaires polycopiés – cf. son commentaire par J.M. Forget (2005).
- Loraux, N. (1999), La voix endeuillée: essai sur la tragédie grecque, Paris, Gallimard, NRF Essais.
- Mimoso-Ruiz, D. (1982), Médée antique et moderne: aspects rituels et socio-politiques d'un mythe, Strasbourg, Association des publications près les Universités de Strasbourg.
- Moreau, A. (1994), Le mythe de Jason et de Médée: le va-nu-pied et la sorcière, Paris, Les belles lettres.
- Ndimubandi, A. (2009), Faire le deuil dans l'impunité des crimes: se rebeller pour se venger, mémoire inédit de master en sciences psychologiques, Université Catholique de Louvain, Louvain-la-Neuve.
- Ost, Fr. (2004), Raconter la loi: aux sources de l'imaginaire juridique, Paris, Odile Jacob.
- Parat, C. (1995), L'affect partagé, Paris, P.U.F., Le fait analytique.
- Pasolini, P.P. (2002), Médée, traduction et présentation par Chr. Milesi (1^{re} éd.: 1970), Paris, Arléa.
- Stengers, I. (1993), Souviens-toi que je suis Médée, Paris, Synthélabo, Coll. Les Empêcheurs de penser en rond.
- Thévenet, L. (2009), Le personnage du mythe au théâtre: la question de l'identité dans la tragédie grecque, Paris, Les belles lettres.

Auteur

Jean Kinable, Professeur de psychologie et de criminologie cliniques, Université Catholique de Louvain, 10 Place du Cardinal Mercier, 1348-Louvain-la-Neuve, Belgique.

E-Mail: jean.kinable@uclouvain.be

1968–2008. Quarante années avec Szondi.

Jean Mélon

1. Comment j'ai rencontré «le» Szondi.

L'histoire commence le 1 septembre 1968.

Ce jour-là, j'ai débarqué dans le service hospitalier du Professeur Maurice Dongier, salle 45, à l'Hôpital de Bavière.¹

Mon stage de spécialisation en psychiatrie débutait. Il allait durer quatre ans.

a. De l'Anatomie Pathologique à la Psychanalyse en passant par le bled algérien.

J'avais terminé mes études de médecine en juillet 1966. De 62 à 66, trois années durant, j'avais fait fonction d'élève assistant dans le service d'Anatomie Pathologique du Professeur Emile Hyppolite Betz, Dieu ait son âme. Ce géant tyrannique m'avait employé à pratiquer une centaine d'autopsies et lancé dans une recherche sur le cancer qui m'avait conduit à inoculer une tumeur gastrique à 300 lapins, de quoi me dégoûter du lapin jusqu'à la fin de mes jours. Au bout de ces trois années de réclusion dans les caves de l'Hôpital, la recherche avait porté des fruits. Betz était content. J'étais mûr pour une carrière de chercheur au FNRS (Fonds National de la Recherche Scientifique). Le formulaire était prêt, je n'avais plus qu'à signer.

Cependant, l'ambiance du service d'Anatomie Pathologique était peu conviviale. C'était une pépinière d'ambitieux qui se disputaient furieusement sous l'œil amusé de l'«hénaurme» Betz qui distribuait des noms d'oiseaux à tout le monde. Je n'étais pas enchanté par la perspective de passer mon existence dans l'odeur du formol et des cadavres, sautant du scalpel au microscope, avec la voix tonitruante d'Emile Hippolyte en toile de fond sonore.

1 L'Hôpital de Bavière fut de 1840 à 1980, l'hôpital universitaire de Liège. Il rassemblait la totalité des Services de Médecine. Devenu vétuste et exigü, il fut totalement rasé et remplacé par le CHU du Sart Tilman.

Le 18 août 1966, j'ai mis le cap sur Alger, avec mon seul diplôme en poche.

J'étais tiers-mondiste. Mes héros étaient plus politiques que scientifiques. L'Algérie était indépendante depuis 62. J'allais là pour réparer (e+!). Monique, mon épouse, et ma fille Sarah, à peine âgée d'un an, me rejoignirent quelques jours plus tard.

Entre temps, je m'étais rendu au Ministère de la Santé pour offrir mes services comme médecin généraliste. On me proposa un poste de médecin de l'AMS (Assistance Médico-Sociale) à Bou Medfa, un village perdu dans le bled entre Miliana et El Affroun, à cent kilomètres d'Alger. C'était un ancien village dit « stratégique » où les Français avaient rassemblé des paysans venus de tous les hameaux isolés des environs. La population était misérable, sans culture commune. Un village sans âme. J'étais le seul européen dans un rayon de 40 kilomètres. Ce que j'avais en commun avec mes voisins, c'était une sorte de déracinement absolu. En contrepartie, nous avions une vie familiale intense. Sophie, ma deuxième fille, est née là-bas le 28 avril 1967, à Blida. Nous passions beaucoup de temps à écrire à nos proches.

Les Arabes alentour se sont demandé – et m'ont souvent demandé – ce que je faisais là.

La rumeur disait que j'étais un apprenti médecin en voie de formation. Il est vrai que du haut de mes 24 ans, je n'avais pas l'air imposant, malgré mon tablier blanc et mon stéthoscope. Aurais-je même eu plus fière allure, les habitants du coin se méfiaient de la médecine des « Roumis » – c'est ainsi qu'ils m'appelaient en dépit de mes protestations de « Toubib » – et se fiaient uniquement à la médecine des marabouts. Je n'ai connu que des urgences vétérinaires ; quand une vache ou une chèvre était éventrée par un sanglier, alors je devenais le sauveur. Les vaches m'ont sauvé de l'ostracisme.

Je ne me sentais utile que lorsque je réhydratais les nourrissons et les ramenais à la vie. Bref, ce métier ne me rendait pas heureux. Je n'avais quasiment rien à faire. Je n'apprenais rien. Mes connaissances médicales ne me servaient à rien.

J'ai vécu de plein fouet le « choc des cultures », la totale absence de communication entre le monde de ces miséreux et le mien.

C'est ce formidable choc qui a fait basculer définitivement mes intérêts scientifiques du côté des sciences humaines, de la sociologie d'abord, de la philosophie ensuite, puis de l'anthropologie culturelle et finalement ... de la psychanalyse.

Par bonheur, Alger n'était pas loin, et les librairies regorgeaient encore de livres écrits en français. C'est ainsi, que peu de temps après sa publication en

décembre 66, j'ai acquis les «Ecrits» de Lacan, dans une librairie d'occasion, pour l'équivalent de deux Euros en valeur actuelle. Le lecteur n'avait pas mis longtemps à se débarrasser de cet épais galimatias. J'ai plusieurs fois essayé de le lire mais en vain. Cependant j'ai gardé le livre et je l'ai encore. Mais je n'essaie plus d'en comprendre le propos. A part que le langage, c'est important! Pour ça, j'étais d'accord. J'en faisais l'expérience tous les jours sur le terrain.

De Freud, j'ai lu les Cinq Psychanalyses, la Traumdeutung et les Trois Essais sur la sexualité. Je n'y comprenais pas grand-chose mais j'étais conscient que c'était le fait de mon inexpérience. Cela me paraissait beaucoup plus difficile à comprendre que la philosophie et tout le reste des sciences humaines dont je me délectais en plus d'une foule de romans où les Russes avaient ma préférence. Dostoïevski, Tolstoï et Tchekov étaient mes auteurs favoris.

Je n'ai jamais lu autant que pendant ces deux années.

Le projet d'entreprendre une psychanalyse dès mon retour en Europe commença de germer dans ma tête.

En décembre 67, à l'occasion d'un congé en Belgique, alors que je savais que je rentrerais définitivement en août 68 et que j'étais indécis quant à mon avenir, j'ai demandé – poussé par Monique, et dans des circonstances trop rocambolesques pour être racontées ici – à être reçu par le Professeur Maurice Dongier. Il était psychanalyste et, de tous mes Professeurs, celui dont j'avais le plus apprécié l'intelligence teintée d'humour, à égalité avec Betz.

Au terme d'un bref interview, Dongier accepta que je devienne assistant dans son service quand je serais de retour en Belgique. Cela ne l'engageait à rien. Il y avait pléthore de candidats psychiatres dans le service de Psychologie Médicale. La venue à Liège de Maurice Dongier, en 1960, avait suscité une vague extraordinaire de vocations psychiatriques et psychanalytiques. En une décennie, le nombre de psychiatres à Liège fut multiplié par dix au moins.

b. La Salle 45

Je le sus bientôt, la Salle 45 était une Cour des Miracles, vouée au traitement hospitalier des patients névrosés, hystériques, cas limites, obsessionnels graves et psychosomatiques. La médecine psychosomatique avait le vent en poupe dans ces années là. Toutefois, on y trouvait aussi des psychotiques, des épileptiques, des toxicomanes, bref un peu de tout. La consigne était de privilégier le contact, la psychothérapie intensive, d'inspiration psychanaly-

tique de préférence, et de limiter la pharmacothérapie. Mais, s'il le fallait, on recourait à la sismothérapie et à l'insulinothérapie. La salle était ouverte et mixte, ce qui lui valait la réputation d'être le «bordel de Bavière».

Maurice Dongier n'était pas un esprit dogmatique, mais ce n'était pas non plus un antipsychiatre comme il y en avait beaucoup à l'époque. La salle 45 était dirigée par Albert Demaret, un homme tranquille, prévenant, peu interventionniste, bourré d'idées originales, préférant régner par l'humour que par les remontrances. Il y avait 30 lits occupés en permanence par trente patients. Trois stagiaires en avaient la responsabilité: dix patients par stagiaire. J'étais l'un des trois.

Chaque jour, nous nous réunissions autour d'Albert Demaret, avec les infirmières et l'assistante sociale. Dongier passait une fois par semaine. A tour de rôle, chaque stagiaire présentait le cas d'un malade. Il arrivait parfois qu'après une présentation de cas, un stagiaire disparaisse du service. Le patron l'avait jugé. Venit, vexavit, expulit.

Dongier invitait chaque mois un orateur étranger, souvent un de ses amis de la Société Française de Psychanalyse ou de l'Evolution Psychiatrique. En deux ans je vis défiler pas mal de célébrités. Tous les stagiaires étaient également invités à présenter un sujet de leur choix au cours d'un séminaire qui se tenait deux fois par mois. La plupart redoutaient ces épreuves. Pour ma part, j'étais toujours partant pour traiter d'un sujet souvent en marge de la psychiatrie. Mes méditations algériennes n'avaient pas été vaines.

Maurice Dongier m'appréciait et le disait ouvertement. Cela flattait mon ego mais, revers de la médaille, faisait des jaloux dans ce service où il y avait «beaucoup d'appelés et peu d'élus». Aussi, hormis Maurice Dongier et Albert Demaret, je ne me suis pas fait de véritable ami tant que j'ai travaillé dans le Service de Psychologie Médicale. Au moins ne me connais-je pas non plus d'ennemi.

La règle voulait que le stagiaire choisisse entre le Service de Psychologie Médicale et le Service de Psychiatrie du Professeur Jean Bobon. Nous passions trois ans dans le service de notre choix et un an dans l'autre service. J'ai séjourné dans la Clinique du Professeur Bobon de septembre 69 à juillet 70. J'y ai surtout fait de la recherche expérimentale sur les neuroleptiques. Là, je me suis fait des amis, pour la raison plausible que, d'entrée de jeu, j'avais fait savoir que je n'y resterais pas. Le dada de Jean Bobon était l'art psychopathologique, dont il était un expert reconnu. Je m'y intéressais aussi. J'écrivis deux monographies à propos de deux patients schizophrènes picturalement géniaux. J'en fis des montages photographiques que je présentai à un colloque organisé par Jean Bobon. Je présentai également mes recherches sur un

nouveau neuroleptique, le Penfluridol (Semap), mis au point par Paul Janssen (1926–2003), l'inventeur de l'halopéridol et d'une foule d'autres médicaments nouveaux. Je fis l'exposé principal en présence du grand homme qui fut ravi d'apprendre qu'il avait donné naissance à une nouvelle molécule, encore utilisée à ce jour.

Quand je quittai le Service de Psychiatrie, Jean Bobon essaya de me retenir en me promettant monts et merveilles. Trop tard ! Je l'aimais bien mais j'avais choisi mon camp et j'étais déjà tout entier accaparé par mon intérêt pour Szondi.

c. Johnny.

A peine avais-je mis les pieds salle 45 que je tombai nez à nez sur les photos du test de Szondi. Elles se trouvaient sur la table de la salle de réunion, en face du bureau des infirmières. Comme j'avais l'air hypnotisé face à ces photos, une infirmière, me prenant pour un nouveau malade, me demanda si j'étais là pour passer le test, je bredouillai : « Euh, non », puis, me ravisant, je répondis plus franchement : « Ah ! Oui ». C'est ainsi que tout a commencé, le 1 septembre 68, vers 8h30 du matin.

Une infirmière, pas toujours la même, faisait passer le test à tous les patients, dix jours de suite, pour le compte d'un étudiant en Psychologie de l'Université de Louvain.

Les tests devaient servir à la rédaction du mémoire de fin d'études de cet étudiant. Johnny Van Massenhove était médecin militaire. Il s'était décidé à faire des études de psychologie sur le tard, après avoir assisté à une conférence de Jacques Schotte.

Son mémoire portait sur la personnalité coronarienne. Il avait d'abord réuni 70 tests complets de sujets atteints d'un infarctus du myocarde et 90 autres tests de sujets névrosés ou atteints de diverses maladies psychosomatiques, ce qui avait nécessité 1600 visites à domicile en l'espace de 10 mois, soit entre 5 et 10 visites par jour, quotidiennement.

N'en pouvant plus de parcourir le Brabant wallon et le temps pressant, il avait sollicité de Dongier la permission de récolter les 50 tests manquants dans son service hospitalier, soit en salle 45. Johnny était un perfectionniste. Il lui fallait absolument 70 tests complets de coronariens, 70 tests de psychosomatiques autres et 70 tests de névrosés. Dongier lui avait accordé son visa, lui permettant ainsi de réunir le reste du matériel testologique en un minimum de temps. En guise de monnaie d'échange, Dongier demanda à Johnny d'in-

interpréter les tests récoltés dans la clinique et de glisser un double de ces interprétations dans les dossiers des patients.

Johnny passait salle 45 à la fin de chaque mois, déposait les tests du mois précédent avec l'interprétation ad hoc et emportait les nouveaux tests. Au bout des six mois où il collabora avec le service de Dongier, plus d'une centaine de tests avaient été récoltés et dûment protocolés.

Je me servais de ce précieux matériel pour essayer d'y comprendre quelque chose. Johnny m'avait brièvement expliqué les grands principes de l'interprétation, juste assez pour que j'en retienne l'essentiel. Il était toujours pressé et peu disposé à répondre à mes questions. Néanmoins, sans lui et les quelques bribes de renseignements qu'il voulut bien me communiquer, je n'aurais jamais connu «le» Szondi ni commencé à l'interpréter moi-même. Chaque jour, je rapportais quelques tests à la maison, que Monique transcrivait consciencieusement. A nous deux, nous nous livrions à une espèce de décryptage hiéroglyphique.

Avant que Johnny ne quitte la salle 45, je lui soumis mon test. Il y jeta un coup d'œil, fit la moue, me dit qu'il l'interpréterait à tête reposée, l'emporta et ne me le rendit jamais. Par contre, il me fit parvenir un double des tests de ses 70 coronariens et un exemplaire de son mémoire lorsqu'il parut en juin 69¹. Ce sont des trésors que je garde précieusement.

2. Premiers balbutiements

a. Premier cénacle.

Quand Johnny quitta Liège, je demandai à Albert Demaret la permission de poursuivre le testing de tous les patients qui passaient par la salle 45. Il me l'accorda volontiers. Ce n'était pas un mince cadeau car cela supposait que la passation du test de Szondi accapare chaque jour 5 à 6 heures du travail du

1 Un court résumé du mémoire de Johnny van Massenhove a été publié dans Szondiana VIII, pages 162–168, sous le titre «Contribution à l'utilisation du test de Szondi en médecine psychosomatique, notamment dans l'étude de maladies cardiaques». Actes du Cinquième Colloque de l'Association Internationale de Recherche en Psychologie du Destin. Louvain septembre 69. Editions Nauwelaerts, Louvain 1971. Malheureusement cette courte communication ne rend pas compte de la richesse exceptionnelle de la recherche effectuée par Johnny. Johnny van Massenhove est devenu Colonel, Directeur en Chef du Service Psychologique de l'Armée Belge. Il est à la retraite depuis longtemps. Mes tentatives pour le rencontrer à nouveau sont restées sans lendemain. Dommage!

staff infirmier. A la réflexion, je me dis que cela ne fut possible que parce que j'avais eu de meilleures relations avec le personnel infirmier qu'avec mes collègues candidats psychiatres. Je succédai donc à Johnny en tant que «Docteur Szondi», utilisant la méthode «Van Massenhove». Grâce «au» Szondi, je gardai le contact avec la salle 45 longtemps après l'avoir quittée – je n'y suis resté que 18 mois –, jusqu'à ce qu'elle disparaisse, littéralement parlant, avec la destruction de l'Hôpital de Bavière.

Comme je l'ai dit plus haut, ma femme fut pendant plusieurs mois ma seule interlocutrice en la matière. C'était passionnément amusant. Les intuitions fusaient gaiement.

Aucun de mes collègues de l'époque – nous étions une trentaine à travailler chez Dongier – ne s'intéressa jamais au Szondi. Quelques uns lisaient mes interprétations et les trouvaient «intéressantes» mais aucun ne fit l'effort d'aller plus loin.

Un Psychologue liégeois, de trente ans mon aîné, ayant appris que je pratiquais le Szondi, me proposa d'organiser des réunions à son domicile pour discuter de nos cas. Jean Hubert Ghuysen avait été initié au Szondi par Henri Demolder, moine bénédictin de l'Abbaye de Clervaux. A un degré de plus qu'Henri Demolder, Jean Hubert était un personnage dionysiaque, toujours enthousiaste, qui se servait du Szondi pour faire de la psychothérapie à la hussarde. Il s'était fait un disciple en la personne d'André Lebas, psychologue liégeois affecté à l'asile psychiatrique de la ville, l'Hôpital aujourd'hui disparu de la «Volière». C'était Don Quichotte et Sancho, Jean Hubert étant aussi exalté qu'André était sceptique. Nous nous sommes réunis une vingtaine de fois au cours de l'année 69. Le trio ne tenait ensemble que par la bonne humeur contactuelle, largement soutenue par le whisky-coca. Il n'y avait pas de projet scientifique. Le trio s'évanouit de lui-même. Du moins, ces rencontres festives ont-elles servi à me préserver d'un sentiment de solitude que j'aurais pu ressentir mais qui n'est jamais venu.

b. Leuven, septembre 69.

Du 1 au 3 septembre 69, j'assistai au cinquième colloque de l'IFSP¹ à l'Université Catholique de Louvain où Léopold Szondi devait être reçu Docteur Honoris Causa le 14 mai 1970. Je découvris que Szondi existait bel et bien,

1 Internationale Forschungsgemeinschaft für Schicksalspsychologie, devenue depuis 1991 «Société Internationale du Szondi».

en chair et en os.¹ Jusque là, je l'avais ignoré. Szondi aurait pu être le nom d'une localité comme Rorschach, Cornell ou Minnesota. Je pensais rencontrer Johnny, le premier szondien que j'avais connu mais il n'y était pas. De garde à la caserne sans doute ! Comme je ne connaissais personne dans l'assemblée, je n'eus pas l'occasion de nouer des contacts. A entendre les orateurs, du moins ceux qui parlaient du test, assez rares dans l'ensemble, je fus satisfait de constater que ma connaissance du test était honorable.

Je me procurai tout ce qui était disponible en matière de littérature szondienne, notamment la traduction française par Ruth Pruschy de la première édition du «Lehrbuch der experimentellen Triebdiagnostik» (1947) parue aux Presses Universitaires de France en 1952.

Je devorai le livre en une après-midi, heureux de constater que par la seule pratique du test inspirée de la méthode Van Massenhove, j'utilisais correctement les concepts szondiens et que j'en avais acquis une idée assez juste.

Au bout d'une année intensive de pratique du test, je me sentais apte à interpréter les tests qui défilaient au rythme de 4 à 5 par semaine.

Chemin faisant, je récoltais tout ce qui était disponible : Rorschach, TAT, MMPI, données cliniques, ... La photocopieuse ne chômait pas.

La salle 45 organisait chaque mardi, de 8 à 10 heures, une réunion dite de confrontation tests-clinique. Je fus admis à y participer en tant que «spécialiste» du Szondi. Les réunions étaient animées par Albert Demaret, qui arbitrait, les candidats spécialistes, les étudiants stagiaires médecins et psychologues, Meyer Timsit, grand spécialiste du Rorschach² et moi-même. Les débats étaient aussi animés que confraternels. Le projet de comparer Szondi et Rorschach germa au cours de ces séminaires.

1 Annexe 1. Szondi en action lors du Colloque. J'ai donné un compte-rendu succinct du Cinquième Colloque dans «Les Feuillettes Psychiatriques de Liège», 3,1, pp. 123–125, 1970. Les «Feuillettes Psychiatriques de Liège», dirigés par mon collègue Francis Croufer, ont offert à beaucoup de jeunes et de moins jeunes, de 1968 à 1986, l'occasion d'exprimer leurs idées. Admis comme membre effectif au Comité de Rédaction, j'y ai déposé beaucoup d'articles que j'aurais envoyé à des revues moins confidentielles si j'avais moins investi les Feuillettes. Les Feuillettes ont cessé de paraître lorsque les Laboratoires pharmaceutiques, dont Janssen, ont mis fin à leurs subsides.

2 Meyer Timsit (1925–1991), Professeur à la Faculté de Psychologie de Liège, fut longtemps Vice-Président de la Société Française du Rorschach.

c. Coup de chance.

Au cours des années 69–70, il advint par hasard que quatre anorexiques mentales «typiques» furent hospitalisées en salle 45 à peu près au même moment. Albert Demaret me proposa de comparer leurs tests de Szondi. Si elles présentaient toutes des caractéristiques semblables tant au niveau des symptômes que des traits de personnalité, le Szondi ferait-il apparaître autant de similitudes? Ce fut le cas. Les tests étaient presque identiques. Albert me suggéra d'écrire un article et de l'envoyer aux «Annales Médico-psychologiques», la plus ancienne revue française traitant de sujets médico-psychologiques.

J'écrivis donc «L'anorexie mentale au test de Szondi», persuadé que l'article serait refusé. Il fut accepté et parut vers le milieu de l'année 71.

Au début du mois d'octobre 1971, à ma plus grande surprise, je reçus une lettre de Szondi me signalant qu'il avait reçu, par l'intermédiaire de Walter Jäger qui dirigeait la collection psychologique des Editions Hans Huber à Berne, un article de moi, publié dans «Les Feuilles Psychiatriques de Liège» intitulé: «L'intérêt du test de Szondi en recherche psychosomatique».¹ Dans cet article, je résumais les données essentielles du mémoire de Johnny van Massenhove et les résultats d'une étude szondienne d'un certain Karl Kohle de Munich consacrée à des sujets atteints d'artérite des membres inférieurs. Les deux auteurs obtenaient des résultats concordants.

Je m'empressai de répondre à cette lettre et j'y joignis mon article sur l'anorexie mentale et un autre, antérieur, où je comparais les réactions au Szondi des immigrants italiens de première et deuxième génération.² Je lui faisais part de mon intention de le rencontrer à Zürich.

Un mois plus tard, je recevais une lettre circonstanciée³ de Szondi qui me remplait de joie. J'avais vu Szondi à Leuven mais je ne le connaissais pas. Tout à coup, ce n'était plus un signifiant parmi d'autres, c'était devenu mon «signifiant maître» comme aurait dit Lacan.

J'étais reconnu. Si, comme le prétend Hegel, le désir est désir d'être reconnu, mon désir était comblé au-delà de toute espérance.

Mon ardeur szondienne en fut décuplée.

Je me mis à écrire de plus en plus, à enseigner, à organiser des séminaires, à fréquenter Schotte et ses disciples de l'Ecole de Louvain.

1 Annexe 2: la lettre de Szondi datée du 4 octobre 1971.

2 «Psychopathologie de la transplantation», Feuilles Psychiatriques de Liège, 3/3, pp. 386–412. Liège 1970.

3 Annexe 3a–b: la lettre de Szondi datée du 25 novembre 1971.

3. Jacques Schotte

a. Premier contact.

J'avais pu admirer la verve de Jacques Schotte lors du Colloque de Leuven¹ en septembre 69. Il avait alors 42 ans. Je n'étais pas encore assez sûr de moi pour lui adresser la parole. Comme organisateur du Colloque, il avait d'autres chats à fouetter. Je n'étais pas timide mais de là à grimper sur mes ergots, c'eût été prématuré.

La rencontre eut lieu fortuitement le 24 mai 1970 à Knokke, au cours d'un Congrès européen de Médecine Psychosomatique où Dongier m'avait invité. «Venez, me dit-il, je vais vous présenter à Schotte». Il me désigna comme le Szondien liégeois et me laissa en tête-à-tête avec le grand Jacques.

Je n'ai pas le moindre souvenir des propos que nous avons échangés. J'ai dû lui parler de mes ambitions. Il n'y a pas été insensible puisque Szondi en fait mention dans sa lettre du 4 octobre 71. Toujours est-il que c'est à partir de là que je me suis mêlé à l'équipe qui entourait Schotte. C'était ses premiers élèves, des gens de mon âge qui parlaient tous la langue de Lacan. Comme je parlais le français ordinaire, je ne me sentais aucune affinité avec eux. Schotte avait fondé l'association «Pathei Mathos» pour rassembler ses disciples et propager les idées de l'Ecole de Louvain. En fin de compte, Lacan n'y tenait qu'une place restreinte, au contraire de Szondi qui occupait une place centrale dans les élaborations théoriques de Schotte. La méfiance grandissante de Schotte à l'égard des idées lacaniennes engendra la défection de ses premiers disciples qui n'étaient que tièdement szondiens, par obligation pour ainsi dire. Une deuxième génération allait leur succéder qui serait résolument szondienne et dont j'allais devenir le chef de file.

b. Premières embûches.

Au début de l'année 1971, Dongier me fit venir dans son bureau. Il me reprocha l'intérêt que je portais au Szondi et surtout le temps que j'y consacrais. Comme à l'habitude, il n'y allait pas par quatre chemins: «A partir d'aujourd'hui, le Szondi, c'est fini. Vous vous égarez. J'ai d'autres projets pour vous. Si vous persistez, je vous congédie». Je lui répondis aussi sec que je n'étais pas d'accord. Sans doute avais-je hyperinvesti Szondi. Cela ne

1 Les francophones avaient été chassés de Leuven aux cris de «Walen buiten» en 1968. Néanmoins, ils y restèrent encore quelques années, le temps de déménager vers le site de Louvain-la-Neuve qui fut mis en chantier cette année-là.

m'empêchait pas d'avoir d'autres intérêts. Au contraire, je trouvais chez Szondi un stimulus incomparable, un outil conceptuel et un point de vue théorico-clinique supérieurs à tous les autres.

Par la même occasion, je lui annonçai que j'avais décidé d'entamer une cure psychanalytique le plus tôt possible.

«Alors, me répondit-il, je dois accepter qu'en plus du Szondi vous allez m'emmerder avec vos conflits intérieurs. Ce n'est pas pour cela que je vous paie. Je vous donne une semaine pour réfléchir».

La semaine suivante, je me présentai donc comme prévu.

– Alors ?

– C'est décidé, je ne lâcherai pas le Szondi et j'entre en psychanalyse.

Il me regarda droit dans les yeux. Il ne dit rien. Une des plus longues minutes de mon existence.

– Très bien. C'est ce que j'attendais de vous. Je n'aurais pas aimé que vous capituliez. Je vous garde, pour longtemps, j'espère.

– Merci.

– Pas de quoi. Les Marseillais sont un peu provocateurs, vous savez.

– Et les Liégeois ont la tête dure.

Il sourit.

– Quand même, pour ce qui est du Szondi, je reste perplexe. Je vais vous proposer un marché. La conférence que vous avez faite le mois dernier sur le profil psychosomatique au test de Szondi, vous irez la présenter à une prochaine séance de la Société Médico-psychologique, 26 rue de Seine à Paris. Le baptême du feu. On verra ce que les caciques de la Psychiatrie Française en pensent. Par la même occasion, vous irez voir Pierre Pichot à Sainte Anne, 17 rue Cabanis. Il connaît bien le Szondi. Il a écrit plusieurs articles sur Szondi il y a vingt ans. Depuis que Jean Delay a pris sa retraite, c'est lui le grand patron de la Psychiatrie Universitaire en France. Vous me direz ce qu'il en pense.

Je suis allé faire ma conférence à la Société Médico-psychologique¹. Ma communication fut bien accueillie. C'est Eugène Minkowski qui se chargea de me donner la réplique. Il était en verve : discours fleuve et fleuri comme à son habitude, plein de sympathie pour moi et pour Szondi qu'il avait bien

1 Le profil psychosomatique au test de Szondi. Séance du 28 juin 1971. Annales médico-psychologiques, 1971, 2, pp. 263–271. Annexe 4.

connu du temps où ils étaient presque voisins à Zürich, vers 1950. C'était touchant.

Pichot m'avait donné rendez-vous dans son bureau, le lendemain à 14 heures.

Il est arrivé à 17 heures. Il m'avait oublié. Il se souvenait à peine de la (longue) lettre que je lui avais adressée un mois auparavant. Manifestement, j'étais un importun.

– Vous m'excuserez. Je ne peux vous accorder que quelques minutes. Vous voulez savoir ce que je pense du Szondi, c'est bien ça ? Je n'en pense rien du tout. Je ne sais pas ce que c'est. Un test, non ?

– Mais vous avez écrit deux articles en 1952 dans les Annales Médico-psychologiques à propos de la validité du test de Szondi. Et vous l'avez descendu en flèche. Depuis lors, le test de Szondi n'est plus pratiqué en France.

– Vous me voyez navré (Il avait un grand sourire sardonique). Maintenant je me souviens. Il y avait un certain Perse, un psychologue qui venait de faire une thèse sur ... ? Il avait besoin de publications pour obtenir une place de Prof dans une université de province. Alors, Delay et moi nous avons cosigné ses articles. Mais ni Delay ni moi ne savions de quoi il s'agissait. Vous connaissez les pratiques universitaires, n'est ce pas ? J'ai une bibliographie énorme mais je n'aime pas écrire. Malheureusement, c'est nécessaire. Bon ! Je dois m'en aller. Bien le bonjour à Dongier. Et bonne chance avec votre Szondi !

C'était surréaliste. J'étais furieux et content à la fois. « Vous connaissez les pratiques universitaires » ! Ben oui. Mais à ce point-là ? Non, j'ignorais que la désinvolture des grands patrons pouvait atteindre de tels sommets.

J'ai fait mon rapport à Dongier. Il m'a seulement dit : « Sacré Pichot ! Saviez-vous qu'il a été champion de France universitaire de boxe amateur ? »

En effet, dans son bureau j'avais remarqué une photo d'un boxeur, grandeur nature. J'avais trouvé la chose bizarre, en cet endroit académique. Maintenant je savais que Pichot avait été boxeur et qu'il avait envoyé Szondi au tapis sans le moindre état d'âme.

L'Université est souvent un ring de boxe. Ce n'est pas toujours drôle mais il faut l'admettre : c'est le seul endroit où peuvent se faire valoir certaines pensées comme celle de Szondi. Désormais, j'étais déterminé à embrasser la

carrière universitaire, quoi qu'il en coûte. «Publish or perish» ! Avec à l'horizon 77¹, une thèse en béton.

c. Zürich, 28–30 août 1972.

Entre temps, j'avais mené deux recherches, l'une avec André Lebas, l'autre avec Martine Timsit-Berthier. Le premier travail concernait les tests de Szondi de 30 schizophrènes internés depuis plus de trente ans à l'Hôpital Psychiatrique de la Volière, l'établissement asilaire liégeois pour les hommes où André était psychologue. L'article s'intitulait: «Les vieux schizophrènes asilaires». André Lebas avait pris l'initiative, sans me consulter, d'envoyer à Szondi les 30 protocoles qu'il avait patiemment récoltés. Je fus à nouveau heureusement surpris du fait que Szondi lui répondît rapidement, livrant pour chaque cas une interprétation détaillée. Szondi avait chaque fois conclu soit à la mélancolie, soit à la schizophrénie projective, ce qui n'est pas étonnant, les deux profils étant presque identiques. La réponse de Szondi comportait huit pages écrites en caractère serré. Je conserve précieusement ce témoignage du caractère extrêmement scrupuleux de ses interprétations. Je me dis souvent que la meilleure chose qui pourrait m'arriver serait de conserver autant de lucidité et d'énergie à un âge aussi avancé. Il avait alors 79 ans. Szondi avait des qualités intrinsèques qui en font un modèle exemplaire de ce qu'un homme peut faire de mieux dans son existence.

Le second travail confrontait les données du Szondi de 141 sujets à leur VCN (Variation contingente négative), technique dont le service de Dongier s'était fait un pionnier en la personne de Martine Berthier, l'épouse de Meyer Timsit. Il y avait une très bonne corrélation entre la désorganisation au test de Szondi et les anomalies neurophysiologiques. Sur la base des résultats, je construisis un «indice de désorganisation globale» (IDG), nettement plus fiable que l'index de variabilité de Berta et Silvera (Szondiana 3, 142–146, 1962). J'envoyai les textes préliminaires à Szondi qui me répondit avec enthousiasme². Je présentai les deux communications dans l'après midi du 28 août 1972, date à marquer d'une pierre blanche. Entre les deux communica-

1 A l'époque, les candidats spécialistes ne recevaient aucun salaire. A la fin de l'année 1970, Dongier me fit le cadeau de me nommer assistant rémunéré, ce qui me permit de faire un peu moins de remplacements de médecine générale pendant les week-ends et les vacances. Le mandat d'un assistant durait six ans. Après quoi, s'il n'avait pas déposé sa thèse de doctorat, le mandataire devait quitter le cadre universitaire. Il était toutefois habituel que le mandat fût prolongé de deux ans.

2 Annexe 5: lettre de Szondi du 6 juillet 1972.

tions, la parole fut donnée à Susan Deri qui évoqua son thème favori, la symbolisation. Ce fut un plaisir de la rencontrer et de faire la connaissance de cette femme exceptionnelle, disciple préférée de Szondi, aussi brillante que modeste et chaleureuse.

Le Sixième Colloque me fournit l'occasion de me rapprocher de Schotte et de ses élèves. Tous étaient supérieurement intelligents. Malheureusement, à l'exception de Richard Bücher¹, ils ont tous abandonné le vaisseau szondien peu de temps après le Colloque de Zürich, si bien qu'au Colloque de Paris, en septembre 75, ils avaient tous disparu. Pour autant que je sache, ils reprochaient à Schotte d'être plus szondien que lacanien.

4. Grands travaux.

a. Crises

J'entraï en analyse didactique le 1 février 1972. J'allais y rester jusqu'en juillet 76, à raison de quatre séances par semaine. Je prenais le train de 5h30 pour Bruxelles et je rentrais à Liège vers 13 heures. Je profitai des longues heures passées dans le train et le métro pour perfectionner mon allemand et lire l'intégralité des œuvres de Szondi.

En mars 1972, Maurice Dongier annonça qu'il quitterait Liège en juillet pour se fixer à Montréal où il venait d'être nommé Chief Professor à l'Université Mac Gill. Je perdais mon protecteur au moment même où j'obtenais mon diplôme de psychiatre. Comme il l'avait lui-même prophétisé, le départ du patron entraîna une fameuse pagaille dans le service. Les conflits fratricides éclatèrent, les seniors s'affrontant en vue d'une succession problématique.

Mes projets de carrière universitaire s'écroulaient. J'avais trente ans et je n'imaginai pas terminer ma thèse avant quatre ou cinq ans. Mon salaire n'était pas mirifique. J'étais coupable de sacrifier ma famille à mes ambitions scientifiques. L'entrée en psychanalyse ne fit qu'aggraver cette situation précaire. Je repris sporadiquement mon bâton de médecin généraliste. Mes parents m'aidaient discrètement, sans quoi la nécessité m'aurait contraint à quitter l'université. Un malheur ne venant jamais seul, ma mère, âgée de 60

1 Richard Bücher, auteur de «Depression und Melancholie» (Huber, Bern, 1977), était le Zurichois de l'École de Louvain. Nommé Professeur à l'Université de Brasilia, il est décédé prématurément.

ans et jusqu'alors en pleine forme, développa une tumeur cérébrale dont elle décéda rapidement le 16 janvier 73.

Je fis le deuil de ma mère sur le divan, ce qui, je crois, m'aida beaucoup.

L'expérience de la psychanalyse me fut très profitable. Loin de m'inhiber dans mes activités universitaires, comme Dongier l'avait prophétisé, elle me donna des ailes tout en rabotant quelques excroissances mégalomaniaques, reliquat compensatoire d'un complexe de castration mal assumé jusque là. Je suis reconnaissant à mon analyste d'avoir dirigé ma cure avec «une main de fer dans un gant de velours».

Je suis resté membre associé de la Société Belge de Psychanalyse et de l'IPA¹ jusqu'à ce jour.

b. François Duyckaerts

Au milieu de ces turbulences, je fus contacté, en novembre 72, par François Duyckaerts (1920–2006), Professeur de Psychologie Clinique à la Faculté de Psychologie de Liège, Psychanalyste², membre de la Société Belge de Psychanalyse affiliée à l'IPA. Il me proposa de devenir son assistant avec le projet de diriger la polyclinique psychothérapeutique qu'il comptait créer dans son service. Je n'hésitai pas un seul instant.

Le 1 février 1973, je quittai la Faculté de Médecine pour émigrer vers la Faculté de Psychologie.

François Duyckaerts était le type de l'«honnête homme», intelligent et cultivé, polyglotte, chaleureux, brillant orateur, philologue et philosophe de formation, également titulaire de la chaire de Métaphysique, spécialiste d'Aristote et de Saint Thomas d'Aquin. Son seul défaut tenait à son indécrottable narcissisme qui lui donnait le sentiment d'être omniscient. Il était jaloux du fait que j'étais médecin et ne se privait pas de me le rappeler. C'est pour cela qu'il m'avait engagé. Ses manies étaient comiques. Il était toujours tiré à quatre épingles et me reprochait mon style négligé, mes cheveux longs et ma barbe mal taillée. Il appréciait mes écrits pour autant qu'ils ne fussent pas szondiens. Il jugeait cependant ma prose par trop «jaculatoire» en comparai-

1 International Psychoanalytic Association, fondée par Freud en 1910.

2 Lorsque j'avais formulé devant Dongier mon désir de faire une psychanalyse, il m'avait conseillé de prendre François Duyckaerts comme analyste. Après deux séances préliminaires de confessions intimes, Duyckaerts devait avoir une juste opinion de moi et de ma structure psychique. A la fin de la deuxième séance, il me dit qu'il était débordé mais que je pouvais très bien m'adresser directement à la Société Belge de Psychanalyse pour entreprendre d'emblée une psychanalyse didactique. Ce que je fis.

son de la sienne qu'il voulait «élégamment classique». Il ne comprenait pas comment je pouvais réussir comme psychothérapeute avec un look aussi hippie. «Evidemment, me dit-il un jour, à fréquenter quelqu'un comme Schotte, on finit par lui ressembler». Dieu sait pourtant que Schotte, malgré ses éternelles sandales et ses chemises à manches courtes, était le contraire d'un hippie. Duyckaerts se félicitait néanmoins de m'avoir choisi car la policlinique ne désemplissait pas. Je faisais rentrer plus d'argent qu'il n'aurait pensé. Aussi m'accorda-t-il des indemnités cliniques qui me permirent d'échapper à la gêne matérielle. En sus des psychothérapies, je donnais les cours qui lui déplaisaient, parce que trop cliniques («Histoires de cas»), et je supervisais les stages des étudiants en psychologie. François était satisfait et me fichait une paix royale. Il acceptait que j'aie à Bruxelles chaque matin et ne repris mon travail qu'à treize heures.

c. «Théorie et Pratique du Szondi»

Le cours d'introduction à Szondi¹ que j'avais mis en place à la fin de l'année 1972 recueillit un succès honorable auprès des étudiants. Au fur et à mesure que j'élaborais mes cours, je me mis à les coucher sur papier tant et si bien qu'à la fin de l'année 1973, j'avais écrit 335 pages dactylographiées. Mon projet était d'en faire un livre et de le publier sous le titre «Théorie et Pratique du Szondi». Trouver un éditeur fut une autre paire de manches. Je m'adressai d'abord à Marc Richelle, directeur de la collection «Psychologie et Sciences Humaines» chez l'excellent Editeur liégeois Mardaga. Pas de chance. Richelle venait justement de signer un contrat avec Michel Legrand². Je me suis alors tourné vers les «Editions Universitaires» (Paris) qui venaient d'éditer «Le Rorschach des Schizophrènes» de R.M. Palem (1969). L'Editeur était conquis. Le livre fut imprimé mais, malheureusement, il fut envoyé au pilon avant d'être mis sur le marché, les «Editions Universitaires» ayant été déclarées en faillite. En désespoir de cause, je m'adressai aux «Presses Universitaires de Liège» qui n'étaient pas vraiment de livres mais des syllabus pour les étudiants. Le «livre» parut en avril 1975 et connut un succès certain grâce à la publicité généreuse du bouche à oreille des Szondiens convaincus. Il fut réédité à la demande jusqu'en 1995, date à

1 Annexe 6.

2 Michel Legrand a été un élève de Schotte. Il a publié chez Mardaga «Léopold Szondi, son test, sa doctrine» qui n'a paru qu'en 1979. Lorsqu'il a écrit ce livre, Legrand avait cessé de croire à Szondi.

laquelle les Presses Universitaires de Liège mirent la clé sous le paillason. L'année 74 fut consacrée à la mise en ordre du matériel de ma thèse.

d. Zürich, juin 1975.

J'obtins de l'Université de Liège l'autorisation de passer un mois à l'Institut Szondi de Zürich, au 30 Krähbühlstrasse, (rue de la Colline aux Corneilles). Je traînais derrière moi une lourde valise de documents. Je garde un souvenir fort de mon séjour à Zürich. C'est là que, à peine arrivé, j'écrivis les premières lignes de ma thèse. Je me levais tôt, déjeunais copieusement à la grande table de la bibliothèque, couverte de pots de confitures, de miel, de fromages et de cinq ou six sortes de pains différents. Ensuite je me retirais dans le petit bureau de consultation qui me servait de chambre à coucher et je travaillais toute la journée.

A cinq heures, invariablement, m'invitait dans son bureau et me posait chaque fois la même question: «Wass neues haben sie heute entdeckt?» (Qu'avez-vous découvert de neuf aujourd'hui?). Il était impitoyable. Je devais faire chaque jour une découverte inédite, sinon il faisait semblant d'être fâché. Je découvrais des choses en effet, personne n'ayant fait une telle recherche avant moi. Comme Szondi ne connaissait pas le Rorschach, je devais m'expliquer longuement. De temps en temps, il poussait un «wunderbar» triomphant, notamment lorsque je lui révélai l'impressionnante coïncidence entre k+ et les réponses Sex au Rorschach. Son humour était décapant. Il avait l'art de mettre son interlocuteur à l'aise, souvent après l'avoir débousolé dans un premier temps: «Sind sie nicht wahnsinnig»? (Ne délirez-vous pas?). Ou bien: «Mit ihrem ZwangsarbeitersVGP, sind sie nicht eine latente Paranoiaker»? («Avec votre avant-plan de travailleur compulsif, n'êtes vous pas un paranoïaque latent»?)

Nous discussions pendant une heure environ puis il se levait, s'appuyait sur mon bras et m'emmenait en promenade autour du Zoo. Parfois nous allions jusqu'au lac ou dans la vieille ville. En dépit de ses 82 ans, c'était un bon marcheur. Vers 20h, il m'entraînait au restaurant ou bien à son domicile au 3^e étage du 6 Dunantstrasse où Lili nous attendait avec un repas consistant et la traditionnelle bouteille de Morgon qu'on ne vidait qu'à moitié. A 21 heures, nous passions au salon pour une dernière causerie. C'était le meilleur moment, celui où Szondi, le Morgon aidant, était en plein contact 0+.

A la fin de mon séjour à Zürich, j'avais fait le tour de toutes les données «statistiquement significatives» qui devaient me permettre d'élaborer ma

thèse sur une base solide. Le jour avant mon départ, je rédigeai un court article pour les «Feuillets Psychiatriques de Liège»¹.

Quand l'article parut, j'envoyai un tiré à part à Szondi qui me répondit aussitôt.²

e. Paris, septembre 75.

Au Colloque de Paris, organisé par Claude van Reeth en septembre 75, Jacques Schotte présenta sa «théorie périodique des circuits pulsionnels» qui allait révolutionner notre conception de la structure et de l'organisation secrète du schéma pulsionnel de Szondi. Il devenait possible d'invoquer autre chose comme argument de base théorique que l'hypothétique quatorze paires de gènes pulsionnels.

Pour ma part, je présentai les résultats essentiels de ma recherche sur les correspondances entre Szondi et Rorschach tels que je les avais consignés dans l'article écrit deux mois plus tôt. Mon travail, purement empirique à ce stade, corroborait les spéculations théoriques de Schotte. Du coup, je me trouvais promu au rang de plus proche collaborateur du Maître.

Comme il l'a souvent répété par la suite, j'avais apporté les éléments cliniques et testologiques qui procuraient une assise expérimentale à sa construction théorique. Le Colloque de Paris consacra entre Schotte et moi une alliance qui ne fut jamais rompue.

Une des conséquences de cette alliance aboutit à ce que Schotte me confiât le cours de «Questions approfondies du Szondi» dont il était titulaire à l'Université Catholique de Louvain³. J'assumai ce cours dès la rentrée académique de l'année 75–76 et continuai à le donner jusqu'en juin 1986. Ensuite, c'est Philippe Lekeuche qui prit la relève. Il en est toujours titulaire aujourd'hui.

1 «Szondi et Rorschach. Éléments pour une compréhension réciproque». Feuillets Psychiatriques de Liège, 8/3, pp. 252–272, 1975.

2 Annexe 7: lettre du 4 mars 1976.

3 C'est Michel Legrand qui assurait la suppléance de ce cours. En fait, il lui avait substitué un cours de sociologie gauchisante qui n'avait aucun rapport avec Szondi. C'était lui aussi qui, succédant à Claude van Reeth, devenu Professeur invité à Paris VII, donnait le cours d'«Introduction au Szondi». Euphémisme, car il se contentait de recommander la lecture de ses notes de cours aux étudiants. Schotte était furieux contre Legrand. Il lui retira donc le cours de «Questions approfondies» et me le confia.

f. Papa fait sa thèse

A la fin de l'année 1975, le Gouvernement Belge vota un décret qui obligeait les Universités d'Etat, dont celle de Liège, à limiter drastiquement le nombre des enseignants et des chercheurs. Les nominations définitives furent réduites à la portion congrue. Pour l'année 1976, le nombre de titularisations pour les assistants arrivant en fin de mandat, ce qui était mon cas, était limité à 13, toutes facultés confondues. Or il y avait environ 200 candidats en lice. Dans une première sélection, sur base de mon CV, j'étais classé dixième. Deux semaines plus tard, après filtrage par les syndicats, les loges maçonniques et le parti socialiste, instances que j'ai toujours ignorées, j'avais été rétrogradé à la 150^e place. François Duyckaerts, la mine sombre, me déclara: «Mon petit Jean¹, s'il vous reste une chance de rester à l'Université, il vous faut défendre votre thèse avant le 20 mai. Le Conseil d'Administration de l'Université fera son choix le 24 mai».

La date de la défense fut fixée au 16 mai 1976. Je devais déposer ma thèse au plus tard le 2 mai.

Il me restait quatre mois pour rédiger ce pavé dont je voulais qu'il soit un monument, tant j'avais passé des centaines d'heures à en rassembler les briques. Je n'ai jamais tant travaillé ni si vite. Je m'enfermai dans la plus petite chambre, transformée en bureau, de l'appartement que j'habitais à Liège, 32 quai Bonaparte. Mes trois filles âgées de 10, 8 et 6 ans s'amusaient à me taquiner: «Allez papa, tu vas gagner!» Sur la porte du bureau, elles avaient écrit, avec du rouge à lèvres: «Silence! Papa fait sa thèse.»

Je fis imprimer 30 exemplaires de «Figures du Moi. Szondi, Rorschach et Freud». J'en déposai 10 au secrétariat de la Faculté de Psychologie, le 2 mai, date limite. J'avais écrit 427 pages d'un texte serré. J'aurais dû faire imprimer les annexes, soit les 461 tests de Szondi et de Rorschach que j'avais patiemment comparés. Cent kilos de papier. Basta! Sufficit!

1 Je ne sais pas pourquoi, depuis le Directeur du Collège Saint Louis où j'ai fait mes humanités gréco-latines, jusqu'à Duyckaerts en passant par Dongier – jamais Schotte ne se permettait ce genre de familiarité – mes supérieurs m'ont toujours appelé de la sorte. Me considéraient-ils comme le plus proche compagnon de Robin des Bois?

5. «Schreckliche Katastrophe»

a. Mauvaise surprise.

La défense était prévue pour le jeudi 16 mai. Le vendredi 10 mai, François Duyckaerts me fit venir dans son bureau. Il était fou furieux. Il hurlait.

– Vous allez retirer votre thèse. C’est inadmissible. La honte retombera sur *moi!*

Je ne comprenais pas ce qui pouvait le plonger dans un tel état. Que pouvait-il bien me reprocher? Plusieurs fois, je lui avais proposé de lire l’avant-projet de ma thèse. Il avait toujours refusé, prétextant son emploi du temps surchargé.

– Où est la honte?

– Vous utilisez le test du CHI2 qui fait apparaître des différences significatives et vous osez parler de corrélations.

– La belle affaire!

– Quoi! Mais c’est intolérable. Les autres vont rire de *moi*.

– Quels autres?

– Les membres du jury. C’est *moi* votre patron de thèse, vous l’avez écrit en couverture. Je suis censé vous avoir conseillé. Et j’aurais commis la bêtise de laisser passer une énormité pareille. Ils vont penser que je ne connais pas la différence entre une corrélation et une différence significative.

Comme j’avais l’habitude de converser avec lui sur le ton de l’humour, je risquai:

– C’est quand même moins grave que d’ignorer la différence des sexes.

– Ce n’est pas le moment de rire. Vous allez écrire au Doyen que vous annulez votre défense.

J’étais abasourdi. J’ai dû me mordre les lèvres pour ne pas crier plus fort que lui. Je savais bien que corrélation et différence significative, ce n’était pas la même chose. J’avais utilisé le terme «corrélation» dans son sens courant et, de manière opportuniste, parce que ça allégeait la forme de mon discours. Répéter cent fois: «Le test du CHI2 fait apparaître une différence significative entre Sch 0+ au Szondi et la fréquence des réponses kinesthésiques au Rorschach», cela m’apparaissait tellement lourd. Je lui ai dit «Bonsoir» et je suis rentré chez moi. Ma femme m’a trouvé livide. Je lui ai raconté l’histoire. Au fur et à mesure que je retrouvais mes esprits, une colère noire montait en moi. Je l’aurais étranglé. Mon e+! avait sûrement viré au e-!! Le narcis-

sisme de François Duyckaerts m'écoeurait. Et *moi et moi et moi!* Il n'avait jamais digéré mon intérêt pour Szondi. Il écumait de rage à l'idée que mon vrai patron, et mon maître plus encore, ce n'était pas lui mais Jacques Schotte. Il m'avait fait remarquer que je ne le citais qu'une fois dans ma bibliographie, pour un article mineur sur la «projection» paru dans les Feuilletts Psychiatriques de Liège.

Quand nous nous revîmes le lundi, ma colère était tombée.

La sienne aussi apparemment.

- Je parie que vous n'avez pas écrit au Doyen.
- Non. Je défendrai ma thèse à la date prévue.
- Bien! Nous laisserons au jury le soin de décider.

b. 16 mai 76. «Dies irae, dies illa ...»

J'avais préparé un long discours. Je dus abrégé, l'usage voulant qu'une défense orale ne dépassât pas vingt minutes. François Duyckaerts, qui présidait, ouvrit le débat. Il compara mon style à celui du «nouveau roman», d'un Michel Butor par exemple. Il s'abstenait de prendre position sur le fond. Les trois autres membres liégeois du jury – Albert Husquinet, Meyer Timsit et Daniel Luminet – ne connaissaient rien à Szondi et n'avaient pas bien compris mon propos. Ils se rabattaient sur la bibliographie, les uns pour me demander ce que je pensais de tel auteur, les autres pourquoi je ne citais pas X ou Y.

Puis Jacques Schotte prit la parole, fit l'éloge de mon travail de «bénédictin», déclara que c'était la contribution la plus importante à l'œuvre szondienne depuis les origines et, *last but not least*, me plaignit de végéter dans un milieu intellectuel aussi médiocre que la Faculté de Psychologie de l'Université de Liège, connue pour son sectarisme et l'«ignorance crasse» de certains. Enfin, dans un geste mémorable, il dénoua sa cravate et la rangea dans la poche de son pantalon.

En insultant ses éminents collègues, Schotte me sauvait et m'enterrait du même coup. J'avais ma tombe réservée à l'Université de Liège. La délibération fut nécessairement courte. J'obtins la grande distinction, ce qui à l'époque équivalait à un blâme déguisé. De quoi me blâmaient-ils, ces collègues qui disaient me si bien connaître? D'avoir bu à la source louvaniste plutôt qu'aux mamelles le l'Alma Mater liégeoise! C'était incontestable, j'en conviens.

L'événement me déprima.

J'avais convenu avec mon analyste que la cure prendrait fin le 30 juin 76. Il me restait six semaines de divan pour avaler la couleuvre. Pour autant que je me souviens, ce ne fut pas trop difficile. Tout compte fait, l'échec n'était qu'imaginaire. D'un point de vue symbolique, c'était une avancée. «L'échec, a dit Sartre, est la seule expérience humaine qui soit utile».

6. Renouveau.

a. Merci Szondi.

Durant l'année académique 75–76, j'avais pour la première fois¹ patronné deux mémoires de licence en Psychologie qui utilisaient le test de Szondi, ceux de Christine Relekom et d'Elisabeth Moson, consacrés respectivement à la psychopathie et à la schizophrénie².

François Duyckaerts n'était pas homme à entretenir des relations hostiles mais il était trop fier pour revenir sur son opinion à propos de ma thèse. Il me «pardonna» donc mes errements. En guise de dédommagement, il fit le nécessaire pour prolonger de deux ans mon mandat d'assistant.

Sur ces entrefaites, je reçus une lettre de Szondi, datée du 3 janvier 1977³, où il me proposait de devenir «assistant étranger» de l'Institut Szondi. La lettre était accompagnée d'un contrat qu'il me demandait de signer pour accord.

Le contrat prévoyait que j'accentue ma collaboration avec Schotte, que j'assure la continuité de l'enseignement szondien à Louvain – Michel Legrand avait complètement décroché et Claude van Reeth allait bientôt quitter Paris VII – et la diffusion de la pensée de Szondi en francophonie à travers la direction de mémoires, la traduction française de l'œuvre de Szondi et de ses épigones, l'organisation de colloques, etc. ... Il me laissait libre de rester à Liège, m'imposant seulement un horaire équivalent à trois demi-journées par semaine. C'était tout à fait inattendu et inespéré. Je devins donc «Aussenassistent» de la «Stiftung Szondi Institut». Je le restai jusqu'en juillet 1988, soit deux ans après la mort de Szondi. Que la mort de Szondi mît

1 Un simple assistant n'avait pas le droit de patronner un mémoire. Néanmoins, depuis mon entrée chez Duyckaerts, j'en avais dirigé plusieurs. Mon patron me les refilaient volontiers. Il n'acceptait presque jamais d'être patron de mémoire, prétextant ses lourdes charges académiques.

2 Annexe 9: lettre de Szondi du 27 octobre 1976.

3 Annexe 8 a, b, c.

fin à mon mandat était prévisible, le «Stiftungsrat» étant par principe hostile à ce qu'un non-suisse fît partie de l'Institut.

b. La décade de Cerisy-la-Salle, du 20 au 30 août 1977.

La préparation de la Décade de Cerisy, prévue pour la fin du mois d'août 77 absorba toute notre énergie. Dès le début de l'année 77, Schotte prit l'habitude de réunir ses proches collaborateurs tous les mardi de 20 à 22 heures. Les séminaires du mardi étaient nés. Ils allaient durer quinze années. Il était rare qu'ils se terminent à l'heure prévue. Il est arrivé souvent qu'il faille alerter le veilleur de nuit pour nous délivrer du deuxième étage de la Faculté de Psychologie, alors logée à Louvain-la-Neuve, 20 Voie du Roman Pays. En effet, toutes les portes se fermaient automatiquement à minuit. C'est l'heure où Schotte était au mieux de sa forme. Les autres, par contre ...

Cerisy¹ fut un grand succès tant par le nombre de participants que par la qualité des intervenants. Tous les sympathisants célèbres de la cause szondienne (Henry Maldiney, Roland Kuhn, Edmond Ortigues, Jean Oury, Antoine Vergote, Maurice de Gandillac ...) étaient présents et contribuaient à élever le ton des débats qui furent passionnés. Schotte défendit sa théorie des circuits pulsionnels et je lui emboîtai le pas en étayant ses élaborations théoriques avec les matériaux cliniques et testologiques que j'avais accumulés depuis bientôt dix ans.

Les communications et les discussions avaient été enregistrées. Il s'agissait désormais de produire les «Actes du Colloque de Cerisy». Je traduisis la communication de Szondi et la lui envoyai aussitôt². De nouveaux disciples, dont Philippe Lekeuche, participèrent à ce travail titanesque. Au bout d'une année, le travail fut terminé. Schotte emmena le manuscrit dactylographié en promettant d'en écrire la préface. Les Editions Cabay de Louvain-la-Neuve avaient accepté d'éditer et de diffuser les Actes. Mille prospectus publicitaires furent envoyés à travers le monde.

c. Drôles de drames. Pertes en série.

Les années passèrent. Schotte répétait chaque fois qu'il ne lui restait plus que deux lignes à écrire. Plus de dix ans après, il annonça que le manuscrit avait disparu. Les «Actes du Colloque de Cerisy» n'ont donc jamais paru. Le

1 Annexe 11: Szondi, photographié lors de sa conférence à Cerisy.

2 Annexe 10: lettre de Szondi du 26 septembre 1977.

même scénario se répéta avec les traductions françaises de la «Ich-Analyse» et de la deuxième édition du «Lehrbuch». Des centaines, voire des milliers d'heures de travail occupées à traduire les œuvres de Szondi furent à jamais perdues. Le fait que Schotte ait «égaré» ces trois volumineux ouvrages peut difficilement être interprété autrement que comme autant d'actes manqués. Ou alors !?

Dans sa lettre du 26 septembre 77, Szondi m'avait demandé de revoir la traduction française du deuxième volume des seize conférences qu'il avait prononcées à l'Université de Zürich en 1963. Les sept premières conférences, traduites par Claude van Reeth, furent publiées en 1972 chez Nauwelaerts, dans la collection «Pathei Mathos» sous le titre «Léopold Szondi. Introduction à l'Analyse du Destin. Tome 1». La traduction, réalisée par une licenciée en langues germaniques, était effectivement illisible. Je réalisai ce travail au cours de l'année 78. La neuvième conférence intitulée: «La forme d'existence perverse» se terminait par la discussion du cas Eichmann. Szondi avait analysé le test d'Adolf Eichmann à l'aveugle et avait déclaré, sur la base de la méthode d'analyse des «formes d'existence», qu'il n'avait «jamais rencontré un sujet cumulant une telle somme de formes d'existences dangereuses». Malheureusement, ce n'était pas convaincant du fait que le protocole du test d'Eichmann manquait. Je fis un saut à Zürich en avril 78 et demandai à Szondi s'il pouvait me procurer le test d'Eichmann. Il le chercha mais ne le trouva pas. «Schrecklich!»¹ finit-il par conclure.

Au Colloque de Pamplune (28–30 août 1978), qui fut marqué par l'absence de Szondi, récemment endeuillé par la mort de sa fille Véra, j'eus l'occasion de rencontrer le pittoresque Federico Soto-Yarritu, célèbre pour avoir fourni la plus abondante statistique szondienne d'individus normaux, originaires du pays basque espagnol. Quand je lui parlai du test d'Eichmann, il le sortit d'un classeur qui se trouvait dans son bureau et m'en donna une copie. C'était inespéré. Je joignis donc le test d'Eichmann à la fin du chapitre 9.

Les pages 59 et 60 du tome 2 de l'«Analyse du Destin» ont été partiellement réécrites par moi. Bien que la traduction fût achevée à la fin de l'année 1978, le livre ne parut qu'en 1984.

Il mentionnait que la traduction avait été réalisée par Jean Mélon, Jean Marc Poellaer et Claude van Reeth. Or les deux derniers n'avaient en rien participé à ce travail. Encore un coup de Schotte, me suis-je dit. Bon! on écrase. En troisième page de la couverture, on pouvait lire: «A paraître: Léopold Szondi. Diagnostic expérimental des pulsions».

1 «Schrecklich» est certainement l'épithète qui revenait le plus souvent dans le discours de Szondi.

A la fin de l'année 1982, Szondi intenta un procès à Schotte où il l'accusait de retarder indéfiniment la parution de la traduction française de ses œuvres. Schotte répondit que les manuscrits avaient disparu dans le déménagement de son bureau à Louvain-la-Neuve. Comme Szondi ne décolérait pas, Schotte me demanda de jouer le rôle du conciliateur. Je rendis visite à Szondi en avril 1983, juste un mois après son 90^e anniversaire¹. Je n'eus rien à plaider. Szondi avait passé l'éponge: «Schotte ist eine Genie, se contenta-t-il de dire, aber auch eine Käin».

7. Les Archives Szondi. 1977–1987.

Dans la foulée de Cerisy, je persuadai Schotte de la nécessité de structurer davantage les activités spécifiquement szondiennes du département de Psychologie Clinique qu'il dirigeait. Schotte avait une sainte horreur de toute espèce d'organisation structurée. Tout se faisait «au petit bonheur la chance» dans un «beau désordre». Par contre il délégua volontiers, ne contrôlait rien et voyait d'un bon œil toute initiative pour autant que sa liberté d'«aller et venir» ne fût pas entravée.

En 1975, j'avais eu comme élève Philippe Lekeuche. C'était un étudiant brillant qui avait d'emblée fortement investi le Szondi. Nous devînmes bientôt les meilleurs amis du monde.

Quand je proposai à Schotte de mettre sur pied «Les Archives Szondi», il m'en nomma Directeur avec Philippe Lekeuche comme lieutenant. Les «Archives» n'avaient pas de statut officiel. C'était une organisation informelle. Le but était de constituer des archives, soit de rassembler un maximum de tests avec les histoires cliniques appropriées. Nous disposions d'un ordinateur Apple de première génération où nous encodions tout ce que ce type de machine pouvait avaler. Nous travaillions en collaboration avec Felix Studer, psychologue assistant à l'institut Szondi.

Nous nous réunissions deux fois par semaine, les mardi et jeudi après-midi. On discutait ferme. Le mardi à 18 heures, Schotte arrivait pour le séminaire, rebaptisé «Séminaire des Archives Szondi». C'est au cours d'une de ces soirées, vers le début de l'année 79, que je proposai de mettre en rapport les quatre vecteurs de Szondi avec les quatre «fantasmes originaires» de Freud (retour au sein, séduction, scène primitive, castration). Schotte trouva

1 Annexe 10 a: Szondi est né le 3 mars 1983 à Nitra, petite ville de l'actuelle Slovaquie, proche de la frontière hongroise.

l'idée pertinente. Les «Ûrphantasiens» devinrent un sujet de réflexion privilégié.

a. Ciao, François.

François Duyckaerts avait obtenu que mon mandat d'assistant fût prolongé jusqu'en septembre 78. Je continuai donc à remplir mes obligations vis-à-vis de l'Université de Liège. Entre temps, j'avais commencé mon activité de psychanalyste à partir de janvier 1976. Parallèlement, j'investissais beaucoup la Société Belge de Psychanalyse où je présentais chaque année une ou deux conférences. Les membres titulaires, c'est-à-dire les didacticiens, qui trônaient en haut de la hiérarchie – chez les psychanalystes, le retour du refoulé se manifeste par l'obsession du pouvoir hiérarchique – appréciaient mes contributions scientifiques tout en me reprochant de m'investir trop peu dans les tâches administratives. Rien de tel que d'être trésorier ou secrétaire pour grimper dans la hiérarchie. Si j'avais des relations personnelles satisfaisantes avec mes collègues analystes, voire amicales avec certains, je n'étais pas à l'aise dans mes rapports avec la Société où régnait une ambiance lourde, ennuyeuse et hypocrite, les ragots constituant l'essentiel des conversations entre les membres. Aussi, j'ai cessé de fréquenter les réunions de la Société en 1985, me contentant d'écrire de loin en loin un article pour la Revue Belge de Psychanalyse.

Entre la pratique de la psychanalyse et de la psychothérapie, ma participation aux activités scientifiques de la SBP, mon activité croissante au sein des Archives Szondi et mes obligations liégeoises, j'étais forcément écartelé.

Au début de l'année 1978, l'opportunité se présenta d'une nomination comme Professeur Associé à la Faculté de Psychologie de Liège. Il y avait quatre candidats. Le vent parut d'abord tourner en ma faveur. Les trois autres candidats étaient issus du Service de Psychologie expérimentale du Professeur Marc Richelle. Le match opposait en définitive les deux frères ennemis, François Duyckaerts et Marc Richelle, le psychanalyste et le coco (cognitiviste comportementaliste). La joute prit fin à la faveur d'un acte manqué de mon cher patron. Marc Richelle lui ayant posé la seule question qui importait à ses yeux: «Mais enfin, mon cher Collègue, vous qui le connaissez bien, pensez-vous que Jean Mélon a l'esprit scientifique et le sens du réel»? François Duyckaerts répondit: «Pour ce qui est de la rigueur scientifique, je ne sais pas, mais je puis vous assurer que c'est un gentil garçon». Petit Jean était mort! Enterrement de première classe! Je fus classé deuxième, derrière

l'ineffable Jean Adolphe Rondal, et donc éliminé¹. Passé un court moment de déception, je fus soulagé. La perspective de passer les sept prochaines années – Duyckaerts partirait à la retraite en 1985 – dans l'ombre de François n'était pas pour me plaire. Quand il me dit: «Je suis triste pour vous», je lui répondis en riant: «C'est pas grave. Rien ne pousse au pied des grands arbres».

Ouf! Je n'avais plus d'obligations envers l'Université de Liège. La dernière année que j'y passai (77–78), je patronnai deux mémoires szondiens, celui d'Yvette Delree (Le test de Szondi chez l'adolescent) et celui de Thérèse Balzacq (Le test de Szondi chez l'enfant de 9–10 ans). Les problèmes de l'adolescence et de la période de latence m'intéressaient particulièrement². J'allais y revenir souvent par la suite. Ne traitant que des adultes, latence et adolescence me passionnaient, par compensation, pour ainsi dire.

Lorsque je quittai l'Université de Liège en septembre 1978, j'installai mon cabinet de consultation dans l'appartement qu'occupait mon père au 15 quai de Rome à Liège.

b. Les séminaires d'été et les « Cahiers des Archives Szondi »

Dès l'année 1979, nous³ avons organisé chaque année à Louvain-la-Neuve, un «séminaire d'été» qui avait lieu la dernière semaine du mois d'août. Ce fut une tradition qui dura cinq ans. Ces séminaires eurent un vif succès. La plupart des szondiens, francophones ou non, s'y retrouvaient. L'ambiance était festive et bon enfant. En principe les communications, du moins celles de l'Ecole de Louvain, faisaient le point sur les recherches menées durant l'année écoulée. Les intervenants étrangers étaient libres de parler de leur dada. Nous avons passé un accord avec l'Editeur Cabay de Louvain-la-Neuve afin de publier «Les Cahiers des Archives Szondi» qui devaient en principe rassembler l'essentiel des conférences faites au cours des séminaires d'été. Le projet ne se réalisa que partiellement pour la simple raison que

1 Pour la petite histoire, le secrétaire de la Commission d'examen des candidatures avait noté dans son rapport que le Professeur Jean Paulus, alors émérite, célèbre pour ses colères homériques, s'était élevé «avec virulence» contre «le style emporté et virulent du Docteur Mélon» (sic).

2 Le point de vue szondien sur la période de latence. Feuilletts psychiatriques de Liège, 13, 140–159, 1980.

J'ai présenté une communication sur ce thème à la Société Française du Rorschach en juin 1979.

3 Nous, c'est-à-dire Philippe Lekeuche, Jean Marc Poellaer, Jean Pierre van Meerbeek, Jean Kinable, Henri Vanderschelden et moi-même, rejoints plus tard par Robert Maebe et Marc Ledoux.

les thèmes abordés étaient trop disparates ou que les intervenants ne produisirent pas de texte écrit.

Le premier volume des Cahiers, annoncé en grande pompe, ne parut jamais comme je l'ai dit plus haut. Lorsque la collection prit fin en 1984, pour cause de faillite des Editions Cabay, cinq volumes avaient paru¹.

c. Dialectique des pulsions.

L'éditeur se moquait gentiment de nous. Nous étions des «prometteurs de Bon Dieu».

À la fin de 1981, je me mis à écrire ce qui allait devenir «Dialectique des Pulsions». Par devoir d'amitié, j'y associai Philippe Lekeuche qui se chargea des chapitres traitant du Contact et de la Paroxysmalité. Comme toutes ces idées ne demandaient qu'à sortir de nos cerveaux échauffés, le livre fut vite terminé. L'éditeur, satisfait, nous fit le cadeau d'un prospectus publicitaire² largement diffusé. Le livre parut au début de l'année 82 et connut un succès immédiat. Nous eûmes droit à une critique élogieuse dans l'«Ane», revue parisienne célèbre à l'époque, où nos idées étaient jugées novatrices en dépit d'un style «rocambolique». Nous avions écrit le livre en secret, à l'insu de Schotte – lequel aurait exigé d'en écrire la préface, pour nous synonyme de suicide – qui, au vu du succès remporté et à notre grande surprise, fut ravi. Normal: «Dialectique des pulsions» était son enfant, sorti de la cuisse de Jupiter. Par la suite, lorsqu'on lui demandait où il était possible de trouver une somme de ses idées, il eut toujours le chic de répondre: «Lisez Dialectique des Pulsions».

Dans l'euphorie, je promis à l'éditeur de lui fournir rapidement un livre intitulé «La Pratique du Szondi». Là, je fis chou blanc. Faute de temps, je n'ai jamais écrit ce livre où j'aurais voulu intégrer les résultats de ma thèse.

d. Tour de France.

Le Colloque de Cerisy avait enthousiasmé nombre de participants qui, au départ, ne connaissaient pas grand-chose du Szondi.

Rapidement, je fus sollicité pour organiser des séminaires et des colloques, principalement à Paris, Lyon, Montpellier, Besançon et Dijon.

1 Annexe 12.

2 Annexe 11 a, b.

La première invitation vint de Paris. Elle émanait de Gys Banuls, l'épouse, je le sus plus tard, de l'ex-Amiral en Chef de la Marine Française. Rien que du beau monde, parisianisme assuré. Pendant six ans, de 78 à 83, je me rendis à Paris, cinq week-ends par an, pour animer les séminaires szondiens rebaptisés «Séminaires de Pelleport» du fait qu'ils se tenaient au domicile de Gys, 139 rue Pelleport. Appartement cinq étoiles, service impeccable, vue imprenable sur la capitale. Parmi les invités habituels, il y avait Renée Stora, Fanchette Lefebure, Jacques Rudrauf, Alain Jamain, Alain Larome et, exceptionnellement, une célébrité de la tribu lacanienne de Paris. J'ai un bon souvenir de ces réunions amicales. Toutefois, lorsqu'elles prirent fin, Gys étant souffrante, je ne le regrettai pas. Discuter de protocoles de tests ne mène nulle part si on n'a pas un projet scientifique en vue. Le petit groupe qui s'était formé autour de Gys continua à se réunir dans le bureau de Marc Frechet¹, 2 rue Francoeur, au pied de la butte Montmartre, jusqu'en 1987. L'ambiance était toute différente, studieuse et spartiate.

Dans la première semaine de janvier 1979, je fus invité par Pierre Charazac à faire un cycle de conférences à l'Hôpital psychiatrique du Vinatier, dépendant de l'Université de Lyon où je fis la connaissance du Professeur Guyotat, le père de la psychiatrie transgénérationnelle. J'en profitai pour affiner ma thèse d'une correspondance intime entre les vecteurs szondiens et les fantasmes originaires freudiens. A mes yeux, les fantasmes originaires se substituaient aux gènes en tant que médiateurs entre les pulsions primaires et leurs dérivés secondaires appréhendables à travers les fantasmes, également secondaires, que révélait la clinique psychanalytique. La théorie génique de Szondi était inacceptable, scientifiquement parlant. En tout cas, ce ne pouvait être qu'une simple spéculation, impossible à prouver de quelque manière que ce soit. Je fus invité à Lyon une deuxième fois en 1982.

Le 2 mai 1979 fut un jour mémorable entre tous : Szondi fut reçu Docteur Honoris Causa de l'Université de Paris. C'est Jean Laplanche qui lui rendit les honneurs. Je fus désigné, avec Jacques Gagey, Professeur de Psychologie

1 Marc Frechet (1946–1996) était un psychologue hors du commun. Après s'être occupé des patients comateux, il avait été autorisé par le Professeur Georges Mathé, qui dirigeait alors l'Hôpital de Villejuif, à traiter les patients cancéreux pour lesquels tout traitement médical avait été abandonné. En s'aidant du Szondi, Marc utilisait une méthode de psychochoc qui fut durement critiquée au Colloque de Besançon, mais qui, de source sûre, fut souvent efficace, aboutissant à des guérisons «miraculeuses». Mathé était un admirateur de Szondi dont la photo ornait son bureau. Un jour Marc me montra un test et me demanda mon avis. Je lui répondis que c'était typiquement un test de «primitif»: h+s+! e- hy+ k0 p-! d+m-!. C'était le profil du célèbre Professeur.

Clinique à Paris VII, pour donner la réplique au discours de Szondi¹. Lors du dîner qui suivit, servi dans une gargote de la rive gauche, je me souviens que nous étions relégués en bout de table, Madame Laplanche, Edmond Ortigues, Philippe Lekeuche et moi-même. Pendant tout le temps que dura le repas, Madame Laplanche nous cloua le bec avec ses louanges dithyrambiques de la cuisine bourguignonne.

À son retour de Paris, Szondi fit un séjour à Louvain-la-Neuve. Le 9 mai 79, je présentai le cas «Raymond» devant un auditoire comble. Je démontrais à quel point la théorie des circuits révolutionnait l'interprétation. Une discussion animée s'ensuivit entre Szondi et Schotte². Ce fut la dernière fois que Szondi fit un séjour à l'étranger.

C'est avec le groupe szondien de Montpellier, fondé à l'initiative de Jean Birouste, dirigé par Monique Henry et dont l'âme fut Ghislaine Hauc³, que notre collaboration fut la plus fructueuse. En juillet 1985, durant une semaine, j'ai donné un cours à l'Université Paul Valéry avec la collaboration de Philippe Lekeuche et de Jean Marc Poellaer. L'année suivante, en septembre 86, le groupe de Montpellier a édité le premier numéro d'une revue intitulée «Fortuna» où les thèses de l'École de Louvain étaient largement développées. Durant les vacances de Pâques 1987, j'ai à nouveau été invité par Monique Henry à faire une série de cours dont une partie fut publiée dans le troisième numéro⁴ de «Fortuna». Je faisais équipe avec Philippe Lekeuche.

Du 18 au 21 septembre 1986, Thierry Ravet, qui terminait sa maîtrise en Psychologie à l'Université de Besançon, organisa à Besançon le premier (et dernier) «Congrès Européen des Archives Szondi». Le programme scientifique était chargé et celui des réceptions officielles ne l'était pas moins. C'est ainsi qu'en ma qualité de Président de la Société Internationale du Szondi – je suis devenu Président en 1984 –, le Maire de Besançon me nomma citoyen d'honneur de la Ville – excusez du peu! – et me remit la médaille⁵ ad hoc. C'est à Besançon que je fis la connaissance de Martine Doat, graphologue

1 Les textes ont été publiés dans «Psychanalyse à l'Université», 20, pp. 665–686, septembre 1980.

2 Annexe 13.

3 Ghislaine Hauc venait d'être nommée Professeur à l'Université de Montpellier lorsqu'elle fut terrassée au début de son cours sur Szondi par une rupture d'anévrisme, en octobre 1994.

4 Annexe 14.

5 Jusqu'à présent, j'ai reçu quatre médailles, la médaille d'or du Collège Saint Louis (59), celle de l'Ordre de Tchanchès (61), de la KUL (79, ongeloofelijk! niet waar?), de la Ville de Besançon (86), et un prix, le Prix Szondi 2008.

parisienne qui fonda, dans l'année qui suivit, le GERSAG (Groupe d'Etude et de Recherche sur le Szondi appliqué à la Graphologie).

Entre 1988 et 2003, je fus invité chaque année à Paris, généralement au printemps, avec mission de diriger un séminaire organisé par le GERSAG. Le séminaire avait lieu le dimanche. En matinée, je donnais une conférence sur un sujet déterminé, sous l'éclairage de la psychanalyse freudienne et de sa variante szondienne. L'après midi était consacré à la discussion d'un cas clinique où l'écriture du sujet était confrontée à son test de Szondi. Le public était chaleureux et le niveau intellectuel très satisfaisant, la plupart des participants étant des psychologues ayant une longue pratique conjointe de la graphologie et du Szondi.

8. Nach Zürich zurückkommen.

Les idées louvanistes rencontraient de vives résistances à l'Institut Szondi, moins chez Szondi lui-même que chez certains enseignants de l'Institut, Karl Bürgi en particulier. Bien que Szondi ne l'appréciât que modérément, Karl Bürgi avait réussi à exercer une influence dominante, voire dominatrice, au sein de l'Institut. Les partisans de l'Ecole de Louvain – Felix Studer en tête – étaient, le mot n'est pas trop fort, persécutés.

A l'instigation de Felix¹, et encouragé par Schotte qui ne voulait pas monter au créneau tant la vieille garde zurichoise le détestait, j'acceptai de faire un long exposé en allemand sur les thèses de l'Ecole de Louvain. Le discours était copieux. Je le servis, huit heures d'affilée dans la salle de conférence de l'Institut, les 10 et 11 novembre 1980. Il y avait une cinquantaine d'auditeurs. L'ambiance fut loin d'être hostile. Le fait que je m'exprimai en allemand y était certainement pour beaucoup, d'autant que je commis quantité de contresens qui soulevèrent une cascade d'éclats de rire. L'énergie que j'avais déployée pour m'exprimer en allemand m'avait épuisé. Mais j'étais fier de moi. A mon niveau, c'était un exploit.

Le texte de mes conférences parut dans «Beiträge zur Schicksalsanalyse», Heft 1–2, 1981, édité – ce n'est pas un hasard – par les soins de Felix Studer chez Cabay à Louvain-la-Neuve. La série des Szondiana, débutée en 1953, s'était arrêtée avec le numéro X en 1974. La deuxième série des Szondiana reparut en 1982, à raison de deux numéros par an, pour être ensuite régulièrement éditée jusqu'à ce jour. En Octobre 1981, Felix Studer fut licencié par

1 Annexe 15.

la Stiftung. Si j'en crois les lettres qu'il m'écrivit alors, Szondi ne put rien faire pour le sauver. D'une manière générale, le Stiftungsrat, manipulé par Bürgi, prenait les décisions souverainement sans en référer à Szondi.

Il avait été décidé lors du Colloque de Pamplune que les prochains Colloques de l'IFSP se tiendraient à Zürich aussi longtemps que Szondi serait en mesure d'y assister. Ernst Schurch était Président. C'était un homme jovial, ami personnel de Szondi, guère plus jeune que lui, dentiste de profession. Il se moquait des écoles. C'était donc le médiateur que la situation réclamait.

Le 9^e Colloque eut lieu à Zürich à la Paulus-Akademie, du 31 août au 2 septembre 1981. L'ambiance était délétère. La communication inaugurale avait été dévolue au Professeur Edith Zerbin-Rüdin de Munich. Beaucoup s'en offusquèrent du fait que la conférencière n'était autre que la fille du Professeur Rüdin, connu pour ses recherches sur l'hérédité en psychiatrie sous le règne d'Hitler. Le lendemain, la parole fut donnée aux «Archives Szondi». Schotte prit la parole en premier, accusant les Suisses d'être restés fidèles à la théorie des gènes pulsionnels et d'être allergiques au souffle qui venait de Louvain et de la francophonie en général. Je lui succédai à la tribune. Pas pour longtemps car, Schotte ayant épuisé le temps qui nous était imparti, Armin Beeli qui présidait me demanda poliment d'abrégé. A la fin du Colloque, au moment où Schotte revint au pupitre pour son «Schlusswort» traditionnel, il n'y avait pratiquement plus de Suisses dans la salle.

Le divorce entre Zürich et Louvain paraissait consommé. C'est dans ce contexte qu'éclata l'affaire des manuscrits perdus, évoquée plus haut.

Peu après ma visite chez Szondi en avril 83, je fus contacté par Ernst Schurch. Il était manifestement attristé par le climat d'incompréhension qui pourrissait nos relations. Il s'inquiétait au sujet du 10^e Colloque, craignant que les francophones n'y participent pas. Comme le procès intenté par Szondi à Schotte était tombé à l'eau, je pus le rassurer et lui promettre que je ferais tout ce qui était en mon pouvoir pour que le mouvement szondien ne soit pas détruit par un schisme ravageur. Il me proposa de prononcer la conférence d'ouverture. Je la rédigeai durant le mois de juillet 84 et la lui envoyai. Elle s'intitulait : «Schicksalsanalyse, psychiatrie et psychanalyse». Ernst Schurch me demanda d'en faire un résumé qu'il traduirait lui-même pour en distribuer le texte allemand, ce qu'il fit¹. Le Colloque eut lieu du 10 au 12 septembre 84. Ce fut un rassemblement tranquille. Lors de l'assemblée générale qui clôturait habituellement le Colloque, Ernst Schurch, sans m'avoir consulté, pro-

1 Le texte français a paru dans «Recherches théorico-cliniques en Analyse du Destin», Cabay, Louvain-la-Neuve, pp. 85–130, 1984. Repris au chapitre 4 de «Dialectique des Pulsions», 3^e édition, 1990. Le texte allemand a été publié dans Szondiana 4, pp. 2–25, 1985.

posa que je lui succède en tant que Président de l'Association Internationale. Je fus élu à l'unanimité. J'acceptai. C'était plus une charge qu'un honneur mais il aurait été malvenu de refuser.

La principale tâche d'un Président de l'IFSP a toujours consisté dans l'organisation triennale du Colloque International. La tâche m'incombait de mettre sur pied le 11^e Colloque. En septembre 84, Szondi n'avait fait qu'une brève apparition au Colloque. De toute évidence, il avait perdu sa verve habituelle. Dans le courant du mois de novembre 1984, Szondi fit une chute dans son appartement. Le col du fémur brisé, il ne put se relever. Lili, son épouse, tomba elle-même en essayant de l'aider et subit la même fracture. Il se passa plus de trente heures avant qu'un voisin les découvrit. Au sortir de l'hôpital, les époux Szondi furent admis dans une maison de repos à Küsnacht. Je leur rendis visite en 1995 le lendemain de Noël. Si Lili avait toujours l'esprit alerte et parlait un français impeccable, Léopold Szondi avait un air absent. Il ne me reconnut pas. Il mourut quatre semaines plus tard, le 28 janvier 1986. Il était né le 3 mars 1893. Lili ne lui survécut que quelques mois.

Gérer l'Association Internationale après la mort de Szondi ne fut pas facile. Comme il était prévisible, le Stiftungsrat supprima mon poste d'Aussenassistent dans le mois qui suivit le décès de Szondi. Sans la collaboration de l'Institut Szondi, il m'était difficile d'organiser le Colloque à Zürich. Je me rendis plus d'une fois à Zürich pour discuter du programme scientifique et des modalités pratiques (locaux, hébergement, invitations, etc.). A chaque fois, je me heurtais à la mauvaise volonté de l'inévitable Karl Bürgi. Il fut impossible d'organiser le Colloque en 1987. Finalement, nous tombâmes d'accord sur un programme minimal: le Colloque aurait lieu en septembre 1988. Trois thèmes avaient été retenus: la pratique du test, la théorie des circuits, le génotropisme. Il y eut peu de participants. Ce fut un colloque tellement décevant, chacun en profitant pour ressasser sa théorie favorite, que je n'ai pas le moindre souvenir de cet événement. La seule chose que je sache, c'est que je fus réélu Président en dépit de mes protestations. Au moins avais-je reçu la permission d'organiser le 12^e Colloque ailleurs qu'à Zürich, loin de Karl Bürgi.

9. Le Centre d'Etudes Pathoanalytiques (CEP).

En 1977, Jacques Schotte avait intitulé son cours: «La nosographie psychiatrique comme pathoanalyse de notre condition». En 1981, le cours – qu'il modifiait chaque année – avait pour titre: «L'analyse du destin comme

pathoanalyse». Lors du Congrès de Budapest en avril 1993, sa conférence s'intitulait: «De la Schicksalsanalyse à la Pathoanalyse». La boucle était bouclée. Szondi ayant disparu, il n'y avait plus de raison d'invoquer la Schicksalsanalyse (Analyse du Destin). La «Pathoanalyse», néologisme forgé par Schotte, lui succéderait. La référence à Szondi n'était certes pas abandonnée mais elle passait au second plan.

a. Naissance et premiers pas du CEP.

C'est dans le courant de l'année 1986 que Jean Marc Poellaer proposa la fondation d'une ASBL qui porterait le nom de «Centre d'Etudes Pathoanalytiques». Cela ne fut jamais dit mais il allait de soi que le «CEP» remplacerait les «Archives Szondi», lesquelles n'avaient pas besoin d'être dissoutes puisqu'elles n'avaient jamais eu de statut légal. Dans l'esprit de quelques uns de mes amis louvanistes dont la destinée académique était suspendue au bon vouloir de Schotte, le temps pressait car, normalement, celui-ci serait poussé à la retraite en 1992. Chacun reconnaissait, moi le premier, que Schotte était notre fer de lance, ou notre locomotive, comme on voudra. Qu'advierait-il de nous et du mouvement qu'il avait mis en branle lorsqu'il ne serait plus aux commandes, du haut de sa chaire universitaire? Le projet de créer une association qui maintiendrait aussi vivant que possible l'esprit de la pensée de Schotte ne rencontra aucune objection. De son côté Schotte approuvait le projet. Grand Seigneur, il accepta le poste de Président d'honneur, ce qui le dispensait de faire partie du Conseil d'Administration. Néanmoins, il était le bienvenu aux réunions du Conseil. Il apparut très rapidement que rien ne pouvait être décidé sans son accord.

Nous avions comme projet d'organiser un «grand» colloque annuel et de relancer les publications, interrompues par la faillite de l'Editeur Cabay. Notre interlocuteur chez Cabay était Michel Jeziersky. Désormais il était Directeur du département des sciences humaines chez De Boeck-Université. C'est donc lui qui fut contacté en vue de la création d'une collection qui porterait l'appellation de «Bibliothèque de Pathoanalyse». Philippe Lekeuche en accepta la direction pour la relier plus tard à Jean Kinable et moi-même. Le premier colloque eut lieu à Bruxelles en novembre 1988 sur le thème du «Contact». Le succès de foule fut considérable. Les principales communications des intervenants furent rassemblées dans un livre intitulé «Le Contact», premier volume de la Bibliothèque de Pathoanalyse. Le second colloque eut lieu en novembre 89, sur le thème de la «Paroxysmalité» et le troisième, in-

titulé «D'une personne à l'Autre»¹, sur le thème du moi, en novembre 1990, toujours dans le même lieu, dans le grand auditoire de l'Université Libre de Bruxelles. Le fait d'avoir choisi Bruxelles comme lieu des Colloques n'était pas indifférent. Nous souhaitions attirer le plus grand nombre de participants et c'est ce qui advint. Cependant, l'organisation de ces Colloques n'était pas une sinécure. Elle nécessitait les services d'une intendance beaucoup plus importante que les séminaires d'été des «Archives Szondi» où nous n'avions pas d'autre ambition que de réunir les «fidèles» szondiens, soit au maximum cinquante personnes. A Bruxelles nous escomptions la participation de trois à quatre cents personnes, sans quoi nous risquions la faillite. Pour ce faire, il fallait à la fois obtenir le concours de conférenciers suffisamment médiatiques, lancer une campagne de propagande sérieuse et recruter un secrétariat efficace. J'assurai une grande partie de ces tâches obscures avec l'aide de ma femme Monique et du couple formé par Didier et Catherine Lorent. Les trois premiers Colloques permirent de remplir la caisse du CEP de manière confortable. Nombre de difficultés allaient naître du fait de cette manne inattendue. Je n'ai aucune envie de mentionner ici les mesquineries qui sont nées de cette situation. Toujours est-il que c'est à partir de 1990 qu'un malaise indéfinissable s'est développé au sein du CEP. Jean Marc Poellaer dont les ennuis de santé étaient bien réels, se détacha du CEP, laissant entendre qu'on lui avait volé son enfant. Or aucun de nous n'avait le moindre grief contre Jean Marc. C'est lui seul qui prit l'initiative de couper les ponts avec le CEP. Étrangement, Jacques Schotte prit le parti de Jean Marc. Dieu sait pourquoi, j'ai été épargné par la tourmente. J'ai gardé jusqu'à la fin de bons rapports avec Jacques Schotte. A mon avis, cela tient au fait que, ayant fait toutes mes études à Liège, je n'ai jamais été véritablement son élève et qu'il n'y a jamais eu de rivalité narcissique entre nous.

b. La Bibliothèque de Pathoanalyse.

Le livre sur le «Contact» fut rapidement suivi par la parution de la 3^e édition, revue et corrigée, de «Dialectique des Pulsions». Le troisième volume rassemblait les articles les plus importants de Schotte consacrés à Szondi. Il s'intitulait : «Szondi avec Freud. Sur les voies d'une psychiatrie pulsionnelle». Schotte tardait, comme d'habitude, à en écrire la préface. Michel Jesiersky, se souvenant des tergiversations qui avaient abouti au naufrage des «Actes du Colloque de Cerisy», piqua une colère, menaçant d'envoyer

1 Annexe 16 a, b.

la «Bibliothèque de Psychanalyse» au diable. Prenant mon courage à deux mains, j'écrivis une préface de mon cru et l'envoyai à l'éditeur, sans en référer à Schotte. Le livre qui était déjà imprimé parut donc aussitôt. Je m'attendais à ce que Schotte me frottât les oreilles. Non ! Il me remercia. Ouf !

Trois livres avaient paru en 1990. J'avais entrepris la traduction de «Introduction to the Szondi-Test» de Susan Deri, paru chez Grune et Stratton à New York en 1949. Le travail fut terminé en juin 89¹ et le livre parut en 1991. J'y avais ajouté une préface et des notes. Le livre se vendit si bien qu'une deuxième édition, à peine remaniée, sortit en 1998.

Les quatre premiers volumes de la Bibliothèque de Pathoanalyse étaient entièrement consacrés à Szondi. Par la suite, il n'en fut plus de même. Sur la quatrième page de couverture de chaque volume, on pouvait lire :

«Le signifiant néologique de «pathoanalyse» renvoie à l'horizon de la psychanalyse comme référence centrale, mais non pas unique. Il insiste sur la pertinence de la généralisation du célèbre principe freudien dit du «cristal brisé» selon lequel les entités-formes de la nosographie sont révélatrices de la structure du sujet, voire, en un autre langage, des catégories définitoires de la condition humaine. Dans cette perspective, la «Bibliothèque de Pathoanalyse» se propose de réunir des ouvrages relevant des diverses sciences humaines mais s'inscrivant chacun dans le cadre d'une telle anthropologie clinique générale».

De fait, dans les cinq volumes qui ont paru ensuite ne figurait plus la référence szondienne. En tant que directeurs de la Bibliothèque, Jean Kinable et moi fûmes court-circuités plusieurs fois par Schotte qui, traitant directement avec l'éditeur, fit notamment publier trois thèses de doctorat d'anciens élèves. Personnellement, je prenais ma fonction de directeur au sérieux. Je proposai au comité de lecture du CEP plusieurs ouvrages de valeur qui émanaient de mes étudiants liégeois². Ils furent refusés. Je n'insistai pas, d'autant moins que mes protégés trouvèrent facilement à se faire éditer ailleurs. A un moment, je fis le projet d'éditer les cours de Schotte. Je passai des dizaines d'heures à les rendre plus lisibles.

1 Le travail de traduction reste associé dans mon souvenir à la douloureuse agonie de mon père. Victime d'une fracture du fémur, il passa quatre semaines à l'hôpital avant de décéder dans la nuit du 1 janvier 1989. Il était né le 5 juin 1910.

2 Comme je le dirai plus loin, à partir du mois de septembre 1985, je remis les pieds à la Faculté de Psychologie de l'Université de Liège, succédant ainsi partiellement à François Duyckaerts.

Je finis par abandonner ce projet. J'avais souvent assisté à des cours de Schotte dans les années 70. C'était un orateur prodigieux. Malheureusement, le passage à l'écrit dissipait le charme, pire ! lire ses écrits donnait la migraine, qu'ils soient de lui ou qu'ils résultassent de la transcription de ses cours oraux. De toute manière, l'éditeur De Boeck aurait refusé. En effet, le livre sur « Szondi avec Freud », dont on pensait qu'il serait la locomotive de la Bibliothèque de Pathoanalyse, s'était très mal vendu. En 2002, je reçus une lettre de l'éditeur m'annonçant qu'il mettait fin à l'existence de la Bibliothèque de Pathoanalyse pour cause de non rentabilité. Je protestai pour la forme mais, au fond de moi, j'étais soulagé.

10. Retour à Liège.

a. Vieilles amours, vieilles rancunes.

Lorsque mon mandat d'assistant à l'Université de Liège avait pris fin, Jacques Schotte m'avait incité à poser ma candidature à l'UCL. Je postulai donc pour deux cours de « Questions approfondies », l'un concernant le Szondi, l'autre le Rorschach¹. Ma demande ne reçut aucune réponse. Le cours sur le Szondi fut restitué à Michel Legrand qui, sans ce rabiote, aurait perdu sa charge de Professeur à temps plein, le cours de Rorschach fut attribué à Jean Kinable qui venait de terminer sa thèse. Schotte en fut plus affecté que moi. En guise de consolation, il introduisit une demande auprès du Recteur afin que je sois nommé « Collaborateur de l'Université ». « Au moins, me dit-il, vous pourrez mettre cela sur votre carte de visite, et votre nom figurera dans l'almanach de l'UCL ». En 1985, je reçus une lettre du Recteur me signalant que je n'étais plus « Collaborateur de l'Université de Louvain ». Quelque peu intrigué, je demandai à Schotte la raison de cette décision. Il était surpris lui-même. Renseignement pris auprès du Secrétariat de l'Université, j'appris que le Conseil d'Administration avait décidé de remercier tous les « Collaborateurs » pour des raisons d'économie. La mesure permettait de ne plus payer l'assurance sur les accidents de travail. En licenciant tous ses collaborateurs, l'UCL économisait quelques centaines d'Euros. Par la même occasion, j'appris que le titre de « Collaborateur de l'Université » n'avait aucun caractère scientifique. Il était accordé à toute personne rendant des services gratuits à l'UCL, les femmes d'ouvrage au premier chef. Le ridicule ne tue

1 Annexe 17.

pas. En fin de compte cette histoire me fit bien rire. On chercherait vainement mon nom dans les Almanachs de l'Université Catholique de Louvain.

Vers le mois de mars 1985, je rencontrai François Duyckaerts au cours d'une promenade à Liège. Nous ne nous étions plus vus depuis plus de six ans. Il me raconta qu'il vivait ses derniers mois à l'Université, retraite oblige. Il était dépité parce que son cours de «Psychologie Dynamique» avait été rebaptisé «Psychologie Clinique».

– C'est encore un coup de Richelle, ajouta-t-il. Il est évident qu'il veut me remplacer par un homme à lui, vous savez sûrement à qui je pense.

– Un coco, répondis-je. Que voulez-vous, on ne peut rien contre le cours de l'histoire.

– Ah! Si vous étiez resté!

Je mis un certain temps à réagir. J'avais de si mauvais souvenirs de mon passage à la Faculté de Psychologie que l'idée d'y revenir ne m'avait jamais effleuré. Malgré tout, le projet de prendre ma revanche commençait à me démanger. La succession Duyckaerts étant ouverte, je devais me décider rapidement. Les candidatures devaient être rentrées avant le 15 mai. Je me portai candidat deux jours avant la dead line. On verrait bien!

Contre toute espérance ma candidature fut retenue pour deux cours, «Psychologie Clinique – 60 heures» et «Analyse de cas – 30 heures». J'étais suppléant, à l'essai pour une année. A la fin de l'année 85–86, mes prestations furent jugées plus que satisfaisantes si bien que la Commission présidée par le Professeur Pierre De Visscher me proposa de reprendre la quasi-totalité des cours donnés précédemment par François Duyckaerts. Je refusai d'assumer une charge complète (150 heures) parce que je voulais conserver mon activité de psychanalyste à titre principal et garder mon activité d'enseignant à Louvain même si celle-ci ne me rapportait rien pécuniairement parlant. L'opération était financièrement ruineuse mais j'étais très content de succéder à François et surtout de damer le pion à Marc Richelle et à sa bande de cocos. Je restai suppléant durant trois ans. En décembre 88, je fus nommé Chargé de Cours et donc définitivement titularisé. J'annonçai la nouvelle à mon père deux semaines avant sa mort. Il ne pouvait pas imaginer plus merveilleux cadeau venant de ma part. C'est ce qu'il avait toujours rêvé pour moi: que je devienne Professeur d'Université. En ce qui concernait mon activité de psychanalyste, il était satisfait de constater que ça me permettait de gagner ma vie mais pour le reste, il était perplexe au vu des étranges personnages qu'il rencontrait en passant devant ma salle d'attente, laquelle jouxtait son appartement.

En tant que Chargé de Cours à temps partiel, j'avais droit à une demi-assistante. La personne qui fut désignée s'appelait Martine Stassart. Elle avait été mon élève deux ans plus tôt. Notre collaboration fut d'emblée parfaite. C'est elle qui prit sur ses épaules les nouvelles charges qui m'incombaient, notamment les stages et les travaux pratiques. Surtout, elle me permit de relancer les cours et séminaires que je donnais autrefois sur Szondi.

Le Conseil de la Faculté de Psychologie ne fit pas d'opposition à ce que j'organise un cours libre sur Szondi et que les étudiants puissent l'inscrire dans leur programme en tant qu'«unité de valeur». Cette reconnaissance eut pour conséquence que mon enseignement szondien fut suivi par un nombre croissant d'étudiants. Autre conséquence heureuse: de plus en plus d'étudiants commencèrent à utiliser le test pour effectuer des recherches destinées à composer leur mémoire de fin d'études. Martine Stassart avait rapidement assimilé les principes d'interprétation du test et supervisait le travail des «mémorants» durant l'année. Les cours terminés, du 1 mai au 15 juillet, nous organisons des séminaires collectifs intensifs où les mémoires szondiens faisaient l'objet de discussions acharnées. Cette activité dura dix ans de 1990 à 2000.

b. De Liège à Budapest.

J'avais été réélu président de l'IFSP en 1988. Il m'incombait d'organiser le 12^e Colloque international. Par ailleurs, en temps que membre du Conseil d'Administration du CEP, j'avais également la charge d'organiser le 4^e Colloque du CEP. Je décidai de faire d'une pierre deux coups. Je pris sur moi, avec l'aide de mon épouse et de Martine Stassart, d'organiser le Colloque à Liège. Il eut lieu dans la Salle Académique de l'Université du 1 au 3 novembre 1991 sur le thème «Pulsions, destin, sujet»¹.

Entre temps le Mur de Berlin était tombé. Pour la première fois des Européens de l'Est assistaient au Congrès, plusieurs Hongrois notamment dont le Professeur Lukacs de l'Université de Budapest. L'année 1993 ne pouvait pas se dérouler sans que fût commémoré dignement le centième anniversaire de la naissance de Léopold Szondi. L'idée fut lancée d'un Congrès extraordinaire à Budapest en avril 1993. Les Hongrois furent d'accord pour organiser la manifestation. Au cours de l'assemblée générale, je proposai de remplacer la dénomination de l'Association Internationale. La résolution fut votée à l'unanimité: l'IFSP était devenue la Société Internationale du Szondi (SIS,

1 Annexes 18 a, b.

Szondi International Society). Last but not least, je remis ma démission en tant que Président et Alain Larome me succéda.

c. «Les Cahiers du CEP», 1993–2004.

Les publications szondiennes marquaient le pas depuis deux ans. J'avais la nostalgie des «Cahiers des Archives Szondi». Dès 1990, quelques étudiants avaient commencé à produire des mémoires szondiens de grande valeur. A Liège, la tradition voulait qu'un mémoire digne de ce nom reposât sur des données expérimentales suffisantes pour être statistiquement valables. Les étudiants qui utilisaient le Szondi étaient nécessairement courageux, étant donné la patience qu'il faut pour récolter un nombre suffisant de profils. La plupart étaient également intelligents, et allergiques à la psychologie coco. En prévision du Congrès de Budapest, je fis le projet de rassembler ceux de mes étudiants qui avaient produit les meilleurs mémoires et je leur demandai d'écrire un résumé sous forme d'article. La plupart répondirent à l'appel. Toutefois, il apparut rapidement que la remise sur le métier de ce qui les avait tant accaparés quelques années ou quelques mois plus tôt soulevait désormais plus de dégoût que d'enthousiasme. Je pouvais les comprendre. Ils avaient d'autres préoccupations plus urgentes. Moi-même, je n'avais jamais eu le goût de retravailler ma thèse. Aux récalcitrants, je proposai d'être leur «nègre». J'écrirais l'article en leur nom et ils le signeraient. Je craignais de froisser leur amour propre mais aucun ne fit d'objection. Il était hors de question que je sois cosignataire. On aurait ri de moi: «Le nom des fous s'écrit partout!» dit un dicton liégeois. A Budapest, je présentai le premier numéro des «Cahiers du CEP»¹. L'initiative fut bien accueillie.

Le Congrès de Budapest (14–17 avril 93), 13^e du nom, fut un succès. Schotte y prononça un de ses meilleurs discours², immédiatement traduit en hongrois. Je devais faire une communication sur «Le suicide comme Destin», en collaboration avec Dominique Dubois, à partir de son mémoire. Schotte ayant accaparé tout le temps de parole, la communication fut annulée par le Président de séance qui n'était autre que ... moi-même.

1 Annexe 19. Pour la confection de ce recueil d'articles, je reçus un subside de la Faculté de Psychologie, suffisant pour payer les frais d'impression de cent brochures. Le Centième anniversaire de la naissance de Szondi coïncidait avec le 175^e anniversaire de la création de l'Université de Liège, ce qui explique l'illustration où on voit le perron liégeois, symbole de liberté, en surimpression du Parlement de Budapest et du fameux pont suspendu, symbole de la fonction de «Pontifex» chère à Szondi.

2 Annexe 19 a.

Je me mis immédiatement au travail afin de produire les actes du Congrès de Budapest dans ce qui devait être le prochain «Cahier du CEP». Entre temps Bob Maebe me fit parvenir des textes en néerlandais suffisamment copieux pour confectionner le numéro 2 des «Cahiers». Les textes du Congrès de Budapest parurent dans le troisième Cahier en décembre 93. En novembre 94, je pus sortir le numéro 4 sur le thème de la paroxysmalité. On y trouvait notamment plusieurs communications faites au deuxième Colloque du CEP qui s'était tenu à Bruxelles en novembre 1989.

Le quatrième Colloque du CEP s'était tenu à Liège en novembre 1991. Il était temps de songer au suivant. Le cinquième Colloque eut lieu dans une abbaye franciscaine proche de Leuven, à Vaalbeek. La majorité du Conseil d'Administration souhaitait que le Colloque fût désormais résidentiel. Les participants seraient cloîtrés durant trois jours, ce qui pensait-on, favoriserait les échanges. Je n'étais pas convaincu mais je me pliai à la loi de la majorité. Ce fut une des dernière fois qu'avec l'aide de Monique, j'acceptai d'organiser le Colloque pour sa partie administrative. Le thème retenu, après de nombreuses discussions, fut: «Versions de la Sexualité». En dernière minute, Schotte insista pour remplacer «de la sexualité» par «du sexuel», germanophilie oblige. Trop tard! les affiches¹ et les invitations étaient parties. Pour complaire au grand Jacques, je fis imprimer une nouvelle affiche. Le Colloque fut réussi mais, comme c'était prévisible, ce ne fut plus la grande foule. Les communications furent publiées dans le cinquième numéro des «Cahiers du CEP» qui sortit en septembre 95. Au même moment parut le numéro 6, en néerlandais, sur le thème «Pathoanalyse en Depressie». Dans la foulée je fis paraître en avril 96 le septième Cahier en rassemblant une série d'articles autour d'un thème qui m'a toujours été particulièrement cher, l'Ethnopsychologie.

En l'espace de trois années, les «Cahiers du CEP» avaient sorti sept numéros², tous en rapport étroit avec la pensée de Szondi. Je ne comptais pas m'arrêter en si bon chemin. Malheureusement le sort allait en décider autrement.

d. Le cœur qui flanche.

Les années 94 et 95 m'apparaissent rétrospectivement comme des années à la fois exaltantes et sombres. Depuis que la Faculté de Psychologie de l'Université de Liège avait récompensé mes services en me nommant Chargé de

1 Annexe 20.

2 Annexe 21.

Cours puis Professeur (à temps partiel), je vivais dans une sorte de reconnaissance béate qui me poussait à en faire toujours plus. Je pensais avoir accompli la maxime de Goethe citée par Freud à la fin de l'Abrégé de Psychanalyse: «Ce que tes aïeux t'ont laissé en héritage, si tu veux le posséder, gagne-le.» J'aurais dû m'en contenter. Au lieu de cela, je me prenais pour le Bon Dieu. Ce que j'avais reçu, je devais, je voulais le rendre au centuple. Dès le début des années 90, le nombre d'étudiants inscrits en Psychologie se mit à croître sur le mode logarithmique. Il augmentait chaque année de 10% au moins. En outre, 90% des étudiants choisissaient l'option clinique et plus particulièrement l'orientation dynamique¹. Comme Martine Stassart partageait avec moi la faiblesse d'être incapable de dire non, nous fûmes submergés par les demandes de stages et de mémoires. Avec mes collègues Etienne Dessoy (1941–2005), Professeur de Psychologie Systémique dont Martine était aussi l'assistante pour moitié, et Jean Jacques Deltour (1940–2003), Professeur de Psychologie Différentielle, nous satisfaisions plus de la moitié des demandes en matière de stages et de mémoires. Or, à nous trois, à nous cinq si on inclut les assistantes, nous représentions moins de 5% du personnel académique de la Faculté. Cette situation devenait chaque année plus insupportable. Pourtant nous avons continué à répondre à la demande comme si de rien n'était. Ce n'est pas un hasard si mes deux collègues sont morts avant l'âge de la retraite.

J'étais promoteur pour deux thèses de Doctorat qui devaient être défendues en 1995, la thèse de Martine Stassart sur le processus décisionnel chez les grands adolescents et celle de Marianne Romus consacrée aux séquelles des différentes modalités de mammectomie. Toutes deux avaient intégré le test de Szondi dans leur travail de recherche. Les résultats étaient probants mais seule Martine osa les mentionner dans sa thèse², Marianne craignant que l'utilisation du Szondi, jugé non fiable par certains membres du jury, lui soit reproché. En ce qui concerne Martine, il était impératif que sa thèse fût défendue avant le 8 juillet 95, sans quoi, son mandat d'assistante ayant expiré, sa carrière universitaire aurait pris fin du même coup. Je lui apportai mon aide durant les deux années (avril 93–juin 95) que réclamait le parachèvement de cet ouvrage pharaonique de 1500 pages.

1 Quand je fus nommé Chargé de Cours en 1989, je demandai que l'ancienne appellation de «Psychologie Dynamique» fût restaurée, ce qui me fut accordé.

2 La partie szondienne de la thèse de Martine Stassart a fait l'objet d'une publication spéciale: «Adolescence, post-adolescence et processus décisionnel». Collection des monographies du CEP, Liège 1995.

Durant ce laps de temps, outre le Colloque de Vaalbeek (10–13 novembre 94) et le Colloque de Dijon (21–22 avril 95)¹ organisé par Alain Larome, j’assumai la direction scientifique d’une émission télévisée intitulée: «Œdipe, devenir un homme», produit par TV5 Europe-Arte. Le document passa sur l’antenne en juin 95. J’acceptai aussi de faire plusieurs conférences, notamment au MAMAC (Musée d’Art Moderne et d’Art Contemporain de Liège) sur le thème «Art et Psychanalyse». J’y faisais une référence particulière à Schiller, le premier poète philosophe à avoir introduit la notion de «Trieb» dans la langue philosophique.

Au Congrès de Budapest, il avait été décidé que le 14^e Congrès de la SIS aurait lieu à Memphis. Dietrich Blumer s’était porté candidat pour le mettre sur pied. A la fin de l’année 95, Dietrich fit savoir qu’il n’était pas en mesure d’honorer son engagement. Par chance, au même moment, Danuta Saletnik annonça qu’elle serait heureuse d’accueillir le Congrès à Cracovie. Il fut donc convenu que le 14^e Congrès se tiendrait à Cracovie du 13 au 16 août 96. Comme d’habitude, Monique et moi prîmes en main la partie logistique de l’organisation (annonces, inscriptions, réservations d’hôtel, agences de tourisme, etc.).

A la fin du mois de juillet 96, je fis une promenade en vélo au cours de laquelle je dus mettre pied à terre chaque fois que la route montait légèrement. A posteriori je dus me rendre à l’évidence: depuis le début de l’année 96, j’avais eu plusieurs crises d’angine de poitrine. Comme les crises survenaient régulièrement sur le trajet qui menait à l’auditoire où je donnais mes cours, j’avais mis cela sur le compte du trac de l’acteur qui monte en scène. En matière de santé, les médecins se mentent à eux-mêmes avec une mauvaise foi crasse, raison pour laquelle beaucoup décèdent avant l’âge. Le 31 juillet 96, je téléphonai à un ami cardiologue. Le diagnostic était sans appel. Trois jours plus tard, je subissais une coronarographie au CHU du Sart Tilman. Sur l’écran géant, je pus constater de mes propres yeux l’état déplorable de mes artères coronaires. Schrecklich! Je fus opéré à cœur ouvert et subis un triple pontage le 13 août 96, le jour même où j’aurais dû présenter ma communication à Cracovie. J’ai émergé du coma postopératoire avec un sentiment de rage haineuse dirigé contre l’Université de Liège. Je la rendais responsable de mon malheur. Je ne pensais qu’à une chose: démissionner. Au fond de moi, je savais que j’étais seul responsable. Mon p+! avait basculé en p-!!.

Après six semaines de convalescence, je repris mes activités habituelles. En apparence, rien n’avait changé mais quelque chose en moi s’était brisé.

1 Annexe 22. Article paru dans L’Echo Bourguignon du 24 avril 95. Ma tête et mon attitude affalée en disent long sur mon état d’épuisement.

Mon image du corps était profondément altérée. Superman était devenu quadriplégique. La tête était intacte. Je continuais à analyser, enseigner, écrire, et j'incitais mes disciples à faire de même. A l'occasion du Colloque de Dijon organisé par la «Société Française du Rorschach et des Méthodes projectives»¹ (16–17 mai 98), je fis paraître une brochure intitulée «Mélanges Cliniques»² où figuraient des articles szondiens rédigés par d'anciens élèves.

Je participai au 15^e Congrès International de la SIS à Louvain-la-Neuve (15–17 juillet 1999) avec une longue communication intitulée «Fondements métapsychologiques du schéma pulsionnel de Szondi». J'étais si fatigué qu'au lieu de traiter du sujet annoncé, trop long et trop ardu pour un public venu en majorité des pays de l'Est, je me lançai dans une apologie improvisée et enflammée de l'œuvre de Szondi, après quoi je rentrai chez moi et dormis 48 heures d'affilée.

Depuis mon opération, j'avais rédigé cent fois ma lettre de démission. Cent fois je l'avais déchirée. J'étais comme la baleine qui remonte à la surface pour respirer un grand coup et replonger dans l'élément marin pour y trouver sa nourriture. Mais j'étouffais de plus en plus et je me nourrissais de moins en moins. Le 3 avril 2000, je glissai mon ultime lettre de démission dans la fente d'une boîte au lettres. Trois jours plus tard je reçus un mail en provenance du Secrétariat du Recteur de l'Université. Impossible d'être plus laconique: «Démission acceptée. Prière fixer date départ». Je répondis aussi brièvement: «30 septembre 2000.» J'avais imaginé que le Recteur aurait pu refuser ma démission ou, au moins, m'en demander les raisons. Bernique! Je n'étais qu'un petit pion sur l'échiquier. J'étais vexé. Ma colère passa dans mes rêves. Si la réalisation de mon désir meurtrier n'avait pas été hallucinatoire, le Recteur serait aujourd'hui mort et enterré.

Cette année-là, les mémoires szondiens furent particulièrement nombreux et de qualité supérieure. J'étais conscient de quitter le navire au moment où ce que j'avais semé produisait la meilleure récolte mais j'avais trop dépassé la limite de mes forces pour revenir sur ma démission. Celle-ci fit tache d'huile. Ma collègue Marianne Debry, Professeur de Psychologie de l'En-

1 Je suis devenu membre de la «Société Française du Rorschach et des Méthodes projectives» lors du Congrès de Liège en novembre 1974, où je fus parrainé par François Tosquelles. Par la suite j'ai participé à plusieurs Colloques et Congrès, notamment à Liège (juin 1979), à Paris (juillet 89), à Lisbonne (août 93) et à Dijon (mai 98). Nina Rausch de Traubenberg qui présida longtemps la Société avait accepté que je dirige un «Atelier Szondi» lors de chaque Congrès international. A partir de 1999, c'est Alberto Peralta qui me succéda dans cette activité.

2 Annexes 23 a, b.

fant, remit sa démission la semaine suivante. Mon ami Etienne Dessoy aurait fait de même s'il en avait eu la possibilité matérielle.

Le département clinique de la Faculté de Psychologie fut décapité à la grande joie des cocos et au désespoir de beaucoup.

e. Regains. Les séminaires de la Citadelle.

A peine avais-je quitté l'Université que je fus relancé par d'anciens élèves. Josiane Dethise et Marcel Casteleyn furent particulièrement pressants. Ils voulaient que la flamme szondienne continuât de brûler à Liège. J'acceptai d'animer un séminaire bimensuel.

Les séminaires szondiens du CHR de la Citadelle étaient nés. Une vingtaine de fidèles y participèrent régulièrement jusqu'en juin 2005. Le premier groupe fut rejoint dès 2001 par Patrick Derleyn et son équipe de psychologues des établissements pénitentiaires. En 99 et 2000, j'avais donné des conférences destinées aux psychologues de prison à l'initiative du Ministère de la Justice. Ce fait explique l'intérêt soulevé pour le test et la théorie szondienne chez ces psychologues. C'est aussi la raison pour laquelle la moitié des cas présentés furent ceux de personnes emprisonnées. Peu importait à partir du moment où le but visé n'était pas d'établir un diagnostic psychiatrique mais de dégager la dynamique pulsionnelle d'un sujet et de s'interroger toujours à nouveau sur le sens des signes révélés par le test.

J'avais une trop longue pratique de ce type de séminaires pour ignorer à quel point ils peuvent être stériles. Aussi, dès le départ, je mis au point un «modus operandi» qui devait rester immuable :

1. Un «séminariste» me fait parvenir les choix bruts d'un test au moins quinze jours avant la réunion.
2. Les choix bruts sont traités par le logiciel mis au point par Karl Louvet¹.
3. Je rédige une interprétation très succincte «en aveugle».
4. J'envoie le document à tous les affiliés par Internet.

1 Karl Louvet nous a rendu des services inestimables. C'est lui qui a construit le logiciel qui nous permet d'archiver les données du test et de les traiter de multiples manières, notamment sur le plan statistique.

En 1998, il a produit une somme de 330 pages où très modestement mais dans le style envolé qui est le sien, il a rassemblé les notes de cours et séminaires que j'ai donnés à l'Université de Liège entre 93 et 98. Ce texte, publié sur le web a fait l'objet d'une traduction en anglais (acjohns@webtv.net).

5. Le jeudi à 18h, la réunion débute par une interprétation aussi fouillée que possible des données du test. Les singularités révélées par le test font l'objet d'une mise au point théorique susceptible de relancer la réflexion sur la spécificité de l'outil szondien.
6. La personne qui a fourni le test raconte l'histoire du sujet qu'en principe elle connaît bien (Il n'est pas question de présenter un cas à propos duquel les données cliniques sont insuffisantes ou douteuses).
7. La discussion reprend en tenant compte des données cliniques. Les interprétations faites en aveugle sont critiquées au regard des données cliniques et vice versa.
8. Je rédige un compte rendu aussi complet que possible de la séance de séminaire, j'y ajoute éventuellement des commentaires ou des réflexions que je me suis faites après coup.
9. J'envoie ma copie à tous les affiliés. Ceux qui le souhaitent peuvent ajouter leurs propres commentaires et les envoyer par le net à tous les participants.

Cette formule a permis que 65 personnes reçoivent 2 fois par mois un rapport circonstancié de tous les séminaires. Au printemps 2005, le séminaire du CHR-Citadelle avait accouché de 88 protocoles complets totalisant plus d'un millier de pages qui, secret professionnel oblige, ne seront jamais publiées. Les protocoles dorment dans le disque dur de mon PC¹.

Les crises d'angor qui avaient disparu depuis mon opération en août 96 ont fait leur réapparition au début de l'année 2005. L'épreuve d'effort a fait apparaître des signes d'insuffisance cardiaque à l'ECG. En juillet 2005, la coronarographie a montré que deux des trois pontages étaient complètement obstrués. Tout effort physique un peu poussé, toute émotion un peu forte me gratifie d'une crise d'angor. Me voilà donc condamné à vivre au ralenti, à dix minutes du CHU où j'ai de grandes chances d'atterrir à nouveau un jour ou l'autre.

J'ai dû sacrifier les séminaires de la Citadelle en juillet 2005.

f. Zürich 2002.

Du 1 au 3 novembre 2001 s'est tenu à Vaalbeek le 6^e Colloque du CEP. Comme je disposais d'une matière suffisante, grâce aux derniers mémoires

1 Ce matériel est à la disposition de toute personne intéressée à condition qu'elle s'engage à n'en faire aucun usage autre que scientifique dans le respect absolu du secret professionnel. Sont également disponibles la plupart des données brutes des tests qui ont servi à la réalisation des mémoires de fin d'étude de mes étudiants.

que j'avais patronnés avant de quitter l'Université, j'ai confectionné le numéro 8 des «Cahiers du CEP» pour qu'il soit disponible dès l'ouverture du Colloque. Toutes les autres communications ont paru dans le numéro 9.

Le 16^e Congrès de la SIS s'est tenu à Zürich du 1 au 3 avril 2002. Schotte avait reçu le Prix Szondi 2002. Il lui fut remis à l'occasion du Colloque. Le 2 avril, je prononçai l'allocution d'hommage en son honneur. J'avais du mal à contenir mon émotion. J'étais heureux d'avoir été choisi pour faire son éloge. Entre lui et moi, la relation avait toujours été sans nuages. Cela faisait trente ans que nous nous épaulions l'un l'autre, lui le théoricien génial, moi l'empiriste scrupuleux. J'étais malgré tout un peu triste du fait que la discorde entre Schotte et mes amis du CEP persistât.

Je n'étais plus allé à Zürich depuis 1988. J'eus l'heureuse surprise de constater que l'atmosphère, au sein de l'Institut, avait complètement changé. L'ambiance de conspiration qui régnait autrefois dans ces lieux à la fin des années 80 avait disparu. L'Institut Szondi où j'avais vécu des heures exaltantes lors de mon séjour d'un mois en juillet 75, avait survécu aux intrigues de palais.

À la Toussaint 2004, le CEP choisit d'organiser son 7^e Colloque à Gent, à l'Institut Guislain, à un jet de pierre de la demeure de Schotte. Celui-ci y vit une provocation. L'intention des membres du CEP était toute autre. C'était une invitation à renouer le dialogue.

Je fis une communication très technique, ethnologiquement orientée, sur la dimension m du Contact. Mon état de santé ne me permettait pas de participer au colloque dans sa totalité. Je rassemblai les communications produites à Gent pour en faire le 10^e «Cahier du CEP» qui parut en janvier 2005.

g. Derniers devoirs.

En 1996, un ancien étudiant de Schotte, Alberto Peralta, originaire de la République Dominicaine, m'avait sollicité en tant que promoteur d'une thèse qui s'intitulerait: «Une thèse pour introduire le Problème Structural de la Perceptanalyse».

Il ressuscitait, à un niveau théorique, les problèmes qui m'avaient préoccupé tout au long de ma thèse sur la confrontation entre Szondi et Rorschach. Ma thèse lui servait en quelque sorte de point d'appui pour sa réflexion théorique. Son travail, très fouillé, mais essentiellement fondé sur une revue bibliographique exhaustive des épigones de Rorschach, aboutissait à un enrichissement réciproque des théories implicites relevées en filigrane chez Szondi et Rorschach. Après dix années de cogitations intenses, il finit par

défendre sa thèse, le 13 juillet 2006, dans la salle de conférence de l'Institut de Psychologie de Liège. Alberto Peralta obtint la plus grande distinction¹. Jacques Schotte faisait partie du Jury². Son infarctus du cervelet lui rendait la marche extrêmement pénible. En s'appuyant sur mon bras, il mit vingt minutes pour parcourir les 200 mètres qui séparaient ma voiture de l'entrée de l'Institut. C'est la dernière fois que nous nous vîmes.

h. Heureuses surprises.

Le 5 janvier 2008, le facteur me remit un pli qui émanait de l'Institut Szondi. Je pensai que je n'avais pas payé ma cotisation en 2007 et qu'il s'agissait sans doute d'un rappel.

Ce n'était pas cela. La lettre, signée par Alois Altenweger et Esther Genton-Meyer, m'annonçait que j'étais Lauréat du Prix Szondi 2008³. Je ne pouvais pas rêver plus merveilleuse étrenne. Szondi m'avait «reconnu» dans sa lettre de 1971. Aujourd'hui, près de 40 années plus tard, j'étais «reconnu» par la Fondation. Je ne pouvais pas rêver mieux que cette double reconnaissance.

Le 2 février 2008, Patrick Derleyn m'annonça qu'il mettait la dernière main à son livre «Manuel Théorique et Pratique du Szondi». C'est un livre que nous avons projeté d'écrire ensemble. J'étais heureux qu'il ait pris l'initiative de prendre les devants et de ne pas m'attendre. Il se conduisait avec moi comme je m'étais souvent conduit avec Schotte, me prenant la plume des mains. Il a bien fait. Par expérience, je sais qu'il est quasi impossible d'écrire en collaboration avec quiconque. «Le style c'est l'homme» a dit Linné, et pas plus que deux hommes ne peuvent être mélangés en un seul, deux styles ne sauraient être mixés. J'étais fier aussi parce que, après Karl Louvet, Patrick Derleyn n'avait pas craint d'utiliser les notes de mes cours et séminaires pour produire un livre personnel. Puisque je me refusais à associer mon nom au sien dans le titre du livre, il me demanda d'en écrire la préface, ce que je fis avec plaisir. Le livre va paraître incessamment aux Editions Hayez à Bruxelles.

1 Annexe 24.

2 Annexe 26.

3 Annexe 25.

Auteur

Jean Mélon

E-Mail: melonjan@skynet.be

Le 8 août 2008

Understanding different types of drug addiction

A psychodynamic approach

Enikő Gy. Kiss¹, Dalma Hosszú¹, Mátyás Káplár¹,
András Vargha², Zsolt Demetrovics³

Introduction

Problematic use of alcohol and other psychoactive substances were examined by several researchers, however, answers to questions were sought almost exclusively at the level of personality characteristics measured by self-completion questionnaires. Most of these researches focused on sensation seeking and deficits of controlling emotions or other control functions as key factors. At the same time clinical studies—although they allow for the examination of deeper psychic layers—provided findings that could not or could hardly be tested empirically. Mainly diagnoses and case studies referred to the examination of the personality of drug users applying projective methods as well, which approach could not provide adequate data with regards to the requirements of statistical analysis. One outstanding study of Studer (1979) can be mentioned however, who gathered different drug users' Szondi test profiles but these materials were interpreted as characteristic case studies without group comparisons.

Thus our research has a gap-filling nature in this topic, because it examines a greater sample of drug users of a relatively wide spectrum by projective testing with special emphasis on specific psychodynamic characteristics. Furthermore, it also provides a glimpse into the psychodynamic background of functional characteristics of the personality of addicts, meanwhile creates an opportunity for drawing conclusions on and having a further outlook to the psychodynamic explanation of the development of addiction.

1 University of Pécs, Institute of Psychology, Department of Personality-, Developmental and Clinical Psychology, Pécs

2 Károli Gáspár University, Institute of Psychology, Budapest

3 Eötvös Loránd University, Institutional Group on Addiction Research, Budapest

Psychoanalytical approach of drug use

For a long time use of drugs was approached by psychoanalytic literature exclusively from the pleasure-generating, regressive aspect thereof. Later on, focus shifted from drives and conflicts to ego and self structures, as well as to the role of emotional control and adaptation to reality (Brehm and Khantzian, 1997).

Modern psychoanalytic theories determine psychic vulnerability, disorders and pain as predisposing factors, and they view the choice of drugs as a consequence of a non-random choice. In the examinations and therapy of addicts, higher emphasis is laid upon structural factors, self-conditions, object relations, and to the circumstance how all these aptitudes play a role in psychopharmacological processes during which the addiction develops (Khantzian, 1985).

The regressive approach was later replaced by progressive theories focusing on adaptivity. Wieder and Kaplan (1969) were among the first who specified the reasons of addictions, and the choice of drugs within, to be a specific damage in the organisation of personality and the development of the ego. According to their view, the individual uses drugs—as chosen “prosthesis”—to compensate for their deficiencies through those, and, so to say in an adaptive manner, attempts to resolve conflicts. Wieder and Kaplan (1969), and also Milkman and Frosch (1973) substantiated also empirically that use of a specific drug is the result of a personal selection process, which may be connected to the preferred method of defence of the individual (Khantzian and Treece, 1977). According to Wurmser all compulsive drug use should be viewed as an attempt to cope with emotional problems, in which process the effects of the drug are artificial, substitutional defence mechanisms against overwhelming emotions (Wurmser, 1977, 1995).

This theory is carried on by Khantzian (1985) in the self-medication hypothesis of addictive disorders, and he emphasises that drug use is of secondary character in each case, and the primary deficiency may be approached via neurologic and developmental psychological methods (Demetrovics, 2010). Khantzian (1985) asserts that the use of a given drug is never an accidental choice; the individual chooses the drug whose psychopharmaceutical properties alleviate the specific dominant pain that the person is experiencing. In this context drug use is a, however maladaptive, form of coping. Drug use therefore can be seen as the individual’s own attempt at self-medication. The goal of the opiate user is the treatment of painful affective states, the handling of stress and dysphoria, the braking of unconscious aggressive impulses and making outside aggression bearable. Clinical data show that the above-men-

tioned characteristics already exist before opiate use, and that opiate use helps to alleviate these symptoms. (Demetrovics, 2000).

Participants

As present study aimed to examine different types of drug problems, we intended to include a wider scope of drug users. The survey sample comprised a group of alcoholics, opiate addicts, cannabis users and a normal control group of an adequate number of individuals. Our objectives included that age of the subjects should be between 18–40 years, and each subsamples contained 20–30 subjects. All the participants were man and most of them had 10–12 years of education.

It took nearly a year to gather the test material of the 92 subjects of the whole sample in collaboration with the institutes listed below. The 10-profile-Szondi test was administered by specially trained psychologists or psychology students at the institutes.

Description of the sample:

1. The cannabis user group consisted of 24 subjects recruited at the Pécs and Kaposvár Drug Outpatient Centre of the Integrated Drug Therapy Institution. The mean age of this group is 22.38 years.
2. The Addictology Rehabilitation Department of Szigetvár Hospital provided a part of the alcohol user sample (13 subjects) while another 15 alcohol patients were assessed at the Alcohol Rehabilitation Department of the Merényi Gusztáv Hospital in Budapest (15 subjects). The alcohol users' whole sample consists of 28 subjects whose mean age is 39.46 years.
3. Opiate users were assessed at the Nyírő Gyula Hospital Drug Outpatient and Prevention Center. The mean age of this group consisting of 20 subjects is 35.78 years.
4. Control subjects were selected having the same parameter as the drug user samples regarding age, level of education and socio-economical data. The mean age of the control group is 25.45 years.

| Subsamples | Number of subjects | Mean age |
|-------------------|--------------------|----------|
| 1. Opiate users | 20 | 35.78 |
| 2. Cannabis users | 24 | 22.38 |
| 3. Alcohol users | 28 | 39.46 |
| 4. Control group | 20 | 25.45 |
| Altogether | 92 | |

▲ Fig. 1 The characteristics of the sample

Method

The 10-profile-Szondi Test is a projective procedure that is suitable to measure the general personality characteristics of the individual within the framework of Szondi's drive-theory. The test does not only provide an option for the interpretation at the level of the individual, but also includes the possibility for making group comparisons. Although administering a 10-profile-Szondi test is a time-consuming task, it is still a more simple method compared to other projective tests while having the important advantage of offering a group-level comparison and interpretation since it allows for both quantitative and qualitative analyses. Another advantage is that the test is suitable for the assessment of average personality characteristics as well as clinical psychopathology. Furthermore, it is not only a good guide for setting up a diagnose but also shows some functional and psychodynamic processes in personality.

In our study we analyzed the data of the 10-profiles Szondi tests by using the most frequent vector reactions, the most frequent drive classes and most frequent loaded factor reactions.

The most frequent vector constellations were generated by the "R" marked program with the help of an algorithm, which shows how the individual vector reactions varied within the group, and as a result the most frequent constellation can be determined. Figure 2, 5, 11 present the vector frequency of the groups, selected the three most frequent vector combinations in the rank.

Figure 4, 7, 10, 12 show the frequency of the drive classes in the specific samples, and Figure 3, 6, 9 present the frequency of the loaded factor reactions in percentage.

In our analyses we interpret only the most frequent reactions.

Results

1. Characteristics of the opiate users' Szondi test profiles

In the S vector (+ -) (see Figure 2) it is shown that the opiate users have a sensual drive need and demand for love. The (h+) factor represents the tender part of sexuality, and it contains little or no motoric energy. The factor reaction is related to the deep needs of the person for sensual contact and means that he passively and submissively wants to have contact with the love object ("feminine" type of love in our culture).

In psychopathological cases these patients want to be loved by somebody the way they were loved by their mother. This basic need is not possible to live out (perhaps because of the strength of this need or because of the environmental frustrations) and determines the whole sexual orientation of the adult personality. Individuals fixed at this level are not able to make necessary transition toward a more active "masculine" type of sexuality. The (s-) factor marks that there is tension in the area of aggression but it is not accepted by the person. Also shows the low level of physical activity, the non-aggressive behaviour, masochism, and the tendency for withdrawing rather than fighting in reality.

The S vectorial constellation (+ -) shows a dissociation of the two components of sexuality. These subjects are characterized with a passive, "feminine" sexuality, who are dependent, submissive individuals with low need for physical activity.

In the P vector (+ -) we can see an ethical and moral censorship which might cause the need for indemnity (the wish "being good"). Emotions are felt strongly but are not easily expressed.

The (hy-) factor represents that these subjects are unwilling or unable to demonstrate their feelings, they are shy, but in the same time they may have a vivid phantasy life, a tendency for daydreaming, because the emotions are not acted out, but rather are felt as an inner, subjective experience. These subjects have strong exhibitionistic drive needs which are frustrated because it is not possible to live them out.

The Sch vector constellation (+ -) in childhood represents that the child structures the world in terms of his unconscious needs (p-) and then introjects (k+) the result (Déri 1949, p. 217) He thinks: "I am the world. I can have the characteristics of any person or animal of the world." This sign shows the feeling of (maybe magic) omnipotence as well. The (p-) is an ego-diastolic function and shows the need to ignore the boundaries between the ego and the other, the wish to dissolve into the other, and to be absorbed by the

other. In adulthood the Sch (+ -) represents the same ego-function, the projection and introjection of the earlier projected contents. It means that the ego determines what it wants to see and incorporate from the outer world.

The C vector is the Contact vector in Szondi's theory. The C (- +) vector reaction shows the faithful relation with the original object. The subject clings to its first object of love and refuses to seek another. In this way, this relation can be described as incestuosus as it refers to some extent, to the child's primary incest feeling. This relation is based on the illusion that the object is imperishable and that it could always totally satisfy the subject. This is an illusion that cannot stand the attack of reality. Thus (d-) factor reaction causes unhappiness while it indicates that the attachment to the primary object has not been surrendered, hence the individual depreciates the other concrete, material objects. Subjects in this *d* category are likely to be extremely loyal to the object once cathected with libido. They stick to their love object disregarding the realistic possibilities of whether or not they can reach their goal. This attitude makes them generally more idealistic and less practical than individuals with (d+). In this sense, (d-) subjects are the real "conservatives" who shrink from innovations and changes because they are not able to invest their libido in new objects (Déri, 1949).

Szondi says that the clinging drive *m* is necessarily present in all the relationships with another person (with any "object"), for instance in marital relationships as well. According to psychoanalytic theories the primary bond with the mother remains the prototype of these relationships, as the mother is the first "Haltobjekt". In opiate users we find that this contact is problematic. The subject clings with great anxiety, while the drug compensates the missing of the desired relationship.

| | S | | % | P | | % | Sch | | % | C | | % |
|--------------------------|---|---|----|---|---|-------|-----|---|-------|---|---|------|
| Opiate users (n = 20) | + | - | 30 | + | - | 36.84 | + | - | 56.25 | - | + | 22.2 |
| | + | + | 25 | 0 | + | 26.32 | - | + | 18.75 | 0 | + | 22.2 |
| | | | | | | | | | | + | + | 16.7 |

▲ Fig. 2 The most frequent vectorial constellations in the opiate users sample

On the next figure (see Figure 3) we can see the loaded reaction of the factor reactions.

The loaded reaction in Szondi's theory means those drive needs which are impossible to live out and therefore may cause danger and psychopathology in the subject's life.

Analyzing the opiate sample's loaded reactions by the method of border and middle (it is a qualitative type of analysis) it is seen that there is danger at the borders (see S and C vectors). The above-mentioned directions get much more emphasis by the exclamation marks (S h+! s-! and C d-! m+!). These constellations strengthen that the subject has strong need for love, refuses aggression meanwhile he clings to an earlier love object with much anxiety. It seems that there is no way to come out from this process. The C (0 +!) points out the drug addiction in the general sense, and the neurosis of abandonment.

Meanwhile in the middle we can see the (p+!) loaded reaction, the frequency of this factor reaction is less than the (p-!), but when it occurs, it has much pressure. Schp+ shows the inflation among the ego-functions. In the same time in the Paroxysmal vector the (hy-!) shows extreme anxiety in the subjects.

| S | | P | | Sch | | C | |
|--------------|-------------|-----|----------------|-------|------------|------------|--------------|
| Sh+ | Ss+ | Pe+ | Phy+ | Schk+ | Schp+ | Cd+ | Cm+ |
| h+! 20.5% | | | | | p+! 14% | | m+! 12.5% |
| h+!! 7% | | | | | p+!! 3% | | m+!! 2.5% |
| h+!!! 2% | | | | | | | |
| Sh- | Ss- | Pe- | Phy- | Schk- | Schp- | Cd- | Cm- |
| | s-! 7.5% | | hy-! 15.5% | | | d-! 3% | |
| | s-!! 1% | | hy-!! 12.5% | | | d-!! 1% | |

▲ Fig. 3 The most frequent loaded factor reactions in the opiate user sample

As it is shown at Figure 4, the most frequent drive class is the **Phy-** in the opiate user sample. This class represents that factor's drive peril from where the drive need can't discharge. According to Szondi, this drive class in case of young people with C (- +) can be a preparanoid sign.

| S | | P | | SCH | | C | |
|-----------------|-----------------|-----------------|------------------|--------------------|--------------------|-----------------|-----------------|
| Sh ⁺ | Ss ⁺ | Pe ⁺ | Phy ⁺ | Sch k ⁺ | Sch p ⁺ | Cd ⁺ | Cm ⁺ |
| 4 | 0 | 0 | 0 | 0 | 1 | 0 | 2 |
| Sh ⁻ | Ss ⁻ | Pe ⁻ | Phy ⁻ | Sch k ⁻ | Sch p ⁻ | Cd ⁻ | Cm ⁻ |
| 1 | 1 | 0 | 9 | 2 | 0 | 2 | 0 |

▲ Fig. 4 Frequency of drive classes in the opiate user sample

2. Characteristics of the cannabis users' Szondi test profiles

In cannabis users we can see the same vector constellations at the border as the opiate S (+ -) and C (- +) (see Figure 5). We don't repeat here the analytic interpretations of these signs (see it in the chapter above), only point out that the cannabis users have the same dangerous drive needs. In the middle the P (+ -) vector reaction represents—the also already mentioned—"being good" and indemnity tendency, the ethical and moral needs with anxiety. The most frequent vector reaction in the Sch vector is the (0 -), which shows another type of ego-function. This ego projects itself to the outer world meanwhile it has no boundaries! Schk is 0, which means that there is not any decision making, this ego totally dilates itself by projection. This pattern of the ego-functions differs greatly from that of the above described opiate users.

| | S | | % | P | | % | Sch | | % | C | | % |
|----------------|---|---|-------|---|---|-------|-----|---|-------|---|---|-------|
| Cannabis users | + | - | 26 | + | - | 31.58 | 0 | - | 38.8 | - | + | 27.8 |
| (n = 24) | + | + | 17.33 | 0 | - | 26.32 | + | - | 11.11 | + | + | 16.67 |
| | 0 | + | 17.33 | | | | - | 0 | 11.11 | | | |

▲ Fig. 5 The most frequent vectorial constellations in the cannabis user sample

If we have a look at the loaded factors of the cannabis users (Figure 6) we can see nearly the same drive perils at the border and the middle as the opiate group. In S vector the strong need for love—which need is impossible to satisfy; in C vector the extremely strong need to cling to an object—which need is satisfied by the drug. In the middle in the Phy-! constellation there are lots of anxiety, meanwhile all the ego functions are problematic.

| S | | P | | Sch | | C | |
|--------------|--------------|-----|----------------|---------------|---------------|--------------|---------------|
| Sh+ | Ss+ | Pe+ | Phy+ | Schk+ | Schp+ | Cd+ | Cm+ |
| h+! 9.58% | s+! 9.16% | | | k+! 2.5% | p+! 6.25% | | m+! 17.8% |
| h+!! 2.5% | s+!! 2% | | | | p+!! 1.25% | | m+!! 8.3% |
| | | | | | p+!!! 0.4% | | m+!!! 0.4% |
| Sh- | Ss- | Pe- | Phy- | Schk- | Schp- | Cd- | Cm- |
| | s-! 7.92% | | hy-! 6.25% | k-! 3.3% | p-! 2.5% | d-! 3.75% | |
| | s-!! 2% | | hy-!! 5% | k-!! 1.25% | | | |
| | | | hy-!!! 0.4% | | | | |

▲ Fig. 6 The most frequent loaded factor reactions in the cannabis user sample

The most frequent drive class in the cannabis users’ sample is the **Cm+!**. This sign—without loaded reaction—could be the drive class of the everyday man, but the exclamation mark shows the extraordinary degree of the need to cling to another object. These subjects feel constant distress owing to the loss of the love object. In the background of this anxiety we find the insatiable need of being accepted.

According to Szondi Cm+! drive class represents the addictions.

| S | | P | | SCH | | C | |
|-----|-----|-----|------|--------|--------|-----|-----|
| Sh+ | Ss+ | Pe+ | Phy+ | Sch k+ | Sch p+ | Cd+ | Cm+ |
| 5 | 2 | 1 | 0 | 0 | 1 | 0 | 6 |
| Sh- | Ss- | Pe- | Phy- | Sch k- | Sch p- | Cd- | Cm- |
| 1 | 1 | 1 | 4 | 1 | 0 | 1 | 0 |

▲ Fig. 7 The frequency of drive classes in the cannabis user sample

3. Characteristics of alcohol users' Szondi test profiles

The alcoholics' problems at the border (see Figure 8) has much in common with the above presented drug samples (S + -) and (C - +). It represents the strong need for being loved with masochistic tendencies. The difference is—in comparison to the drug samples—that in the *s* factor the second frequent constellation is the (s+). This sign strongly refers to muscular energy and motoric tension, and indicates the activity level of the person. If this tension becomes higher, the possibility of destructive or sadistic behaviour increases. In the same time in the sphere of sexuality the *s* drive-need represents the active, "masculine" aspects of sexuality.

The Paroxysmal vector shows the sense of guilty (P + -) with anxiety, or in the P (0 +) constellation the "brutal", aggressive affects and emotion which can be discharged by the subject. In the Ego Vector the Sch (- +) constellation signs that the alcoholics' are characterized by negation, this destructive ego is inflated with great ideas and plans but feels that the subject cannot obtain them. The vector constellation shows the subjectively experienced conflict of this. The next most frequent reaction is the Sch (- 0) which is a neurotic ego and points out that every expression of desire will be denied by the ego. The satisfaction cannot be reached in the outer world only in the form of disguising it as a symptom. The C vector indicates the subjects' contact problem. The constellation C (- +); C (0 +) in loaded forms are the typical signs of addiction.

| | S | | % | P | | % | Sch | | % | C | | % |
|---------------------------|---|-----|-------|---|---|-------|-----|---|-------|---|---|-------|
| Alcohol users (n = 28) | + | - | 25.3 | + | - | 41.67 | - | + | 42.11 | - | + | 34.78 |
| | + | + | 18.52 | 0 | + | 33.33 | - | 0 | 26.32 | 0 | + | 21.74 |
| | + | +/- | 14.81 | | | | | | | | | |

▲ Fig. 8 The most frequent vectorial constellations in the alcohol user sample

The loaded factor reactions (see Figure 9) emphasise the above-mentioned mechanisms and meanings. The danger at the border, the extreme need for love which is not possible to satisfy, and in the Contact vector the (m+!) points out the need for exaggerated dependence, as the fear of losing the love object. This latter sign also indicates the great intolerance to frustration. The (k-!) and (p+!) strengthen the ego's destructive mechanism and the inflative tendencies.

| S | | P | | Sch | | C | |
|---------------|------------|--------------|-----------------|--------------|--------------|-----|--------------|
| Sh+ | Ss+ | Pe+ | Phy+ | Schk+ | Schp+ | Cd+ | Cm+ |
| h+! 15.71% | s+! 10% | e+! 2.85% | | | p+! 2.85% | | m+! 13.9% |
| h+!! 6.6% | | | | | | | m+!! 1.4% |
| h+!!! 2% | | | | | | | |
| Sh- | Ss- | Pe- | Phy- | Schk- | Schp- | Cd- | Cm- |
| | s-! 7.5% | | hy-! 12.14% | k-! 4.2% | | | |
| | | | hy-!! 3.2% | k-!! 2.5% | | | |
| | | | hy-!!! 1.07% | | | | |

▲ Fig. 9 The most frequent loaded factor reactions in the alcohol users sample

The alcoholics’ most frequent drive class is the **Sh+** (see Figure 10), which shows the unsatisfied needs for being loved. Szondi wrote (1972) that these individuals’ “fate possibilities” are determined by the dissatisfaction of this drive need. These subjects get into this drive class because of the loss of the mother or another earlier loved object. These individuals feel lonely and suffer from it, therefore they try to find another love object. In the case of alcoholics the substitute of this missing love object can be the alcohol.

| S | | P | | SCH | | C | |
|-----|-----|-----|------|--------|--------|-----|-----|
| Sh+ | Ss+ | Pe+ | Phy+ | Sch k+ | Sch p+ | Cd+ | Cm+ |
| 10 | 3 | 1 | 0 | 0 | 0 | 1 | 1 |
| Sh- | Ss- | Pe- | Phy- | Sch k- | Sch p- | Cd- | Cm- |
| 0 | 0 | 0 | 5 | 5 | 0 | 1 | 1 |

▲ Fig. 10 Frequency of drive classes in the alcohol user sample

4. Characteristics of the average controls' Szondi test profiles

The average control group shows another S vector constellation. This sign S (– –) represents the fusion between the two basic needs of sexuality (h, s), but neither of them is accepted in an unmodified form. It may show the sublimated sexuality, but in this case (10–12 classes in education) rather indicates the repressed sexuality. These subjects have high frustration tolerance, for whom having the specific love-object is more important than the real sexual act. The C (0 +) without loaded reactions represents the normal contact in adulthood.

In the middle the ethical, moral behaviour has control P (+ –) and the Ego vector shows the negated inflation. In average measure it means that the ego wants to be greater, meanwhile the stand taking ego refuses these wishes. Without loaded reaction (k–) shows that the subject gives up his desires and wants to conform to society.

| | S | | % | P | | % | Sch | | % | C | | % |
|--------------------------------|---|---|----|---|---|----|-----|---|----|---|---|----|
| Average control group (n = 20) | – | – | 26 | + | – | 26 | – | + | 52 | 0 | + | 33 |
| | 0 | – | 20 | – | – | 20 | 0 | + | 15 | – | + | 22 |
| | | | | 0 | + | 20 | | | | | | |

▲ Fig. 11 The most frequent vectorial constellations in the average control sample

The most frequent drive class is the **Cm+** in the average sample, which—according to Szondi (1972)—without loaded reactions can be the drive class of the everyday man. The dominant drive need is “clinging to another person”, which need is one of the basic needs of human nature.

| S | | P | | SCH | | C | |
|-----|-----|-----|------|--------|--------|-----|-----|
| Sh+ | Ss+ | Pe+ | Phy+ | Sch k+ | Sch p+ | Cd+ | Cm+ |
| 1 | 0 | 0 | 1 | 0 | 2 | 0 | 5 |
| Sh– | Ss– | Pe– | Phy– | Sch k– | Sch p– | Cd– | Cm– |
| 2 | 4 | 0 | 3 | 2 | 0 | 0 | 0 |

▲ Fig. 12 Frequency of drive classes in the average control sample

Discussion

As a result of our study we could determine the similarities and the differences of the personality features of the three types of drug users and the control group. The results were the same risks at the extremes in cases of drug users; these individuals have an extraordinary need for being loved and in the same time they have a strong need for acceptance. The insatiable needs lead to addiction; in the absence of a satisfying love object the subject clings to different chemicals. In the middle of the moral, ethical paroxysmal vector we find the sense of guilt and the demand for indemnity. The Sch vector shows different ego-functions in drug users; opiate users' most frequent reactions are projection (p-) and introjection (k+), which create an autistic ego as the subject accepts all his contents that he has projected from himself to the outer world. The cannabis users' peculiar ego-function is the projection without any attitude of mind (Sch 0 -). In both drug users the projection determines the ego-function. The alcoholics' main ego-functions are the inflation and negation, the ego has the tendency to enlarge itself but in the same time these wishes are negated.

The drive class shows in the Szondi test those drive needs which represent high risks and are impossible to satisfy. Among opiate users we find Phy-! showing extraordinary anxiety and that can be a preparanoid mark. In cannabis users the drive class is the Cm+! that shows the extreme need for clinging to an object, which object, in absence of the love partner, can be the drug. In the alcoholics' sample the Sh+! drive class represents the dissatisfaction of the need of being loved.

As a result of our study besides the common reactions at the border we could reveal differences in the drug users' ego-functions as well.

Summary

In our study we compare different drug users' personality features. The 10-profiles Szondi test was administered to opiate users, cannabis users, alcoholics and an average sample. The total sample consisted of 92 subjects, the sizes of the subsamples were between 20–30 subjects. The age range was 18–40 years, majority of subjects were in young adulthood.

Our aim was to reveal the psychodynamic background of the different drug users' personality characteristics and find in-depth psychological explanations to addictive behaviours.

We identified the same danger at the border—S (+! -!) and C (-! +! or 0+!)—which shows the extreme need for being loved with a masochistic tendency and the insatiable need for clinging to an object. In the middle the paroxysmal ethical, moral vector shows feelings of guilt and anxiety P (+ -!). In the Sch vector—based on the most frequent reactions—we found that addicts of different drugs apply diverse ego-mechanisms: opiate users introjection (Sch + -), cannabis users projection (Sch 0 -) and the alcoholics negated inflation (Sch - +). The different subsamples have dissimilar drive classes causing the drive peril. The opiate users are characterized by the Phy-!, the cannabis users the Cm+! and the alcoholics the Sh+! classes.

Present study contributes to the description and analysis of the most important personality features of different drug user groups.

Acknowledgements

This study was realised within the framework of the Hungarian Psychological Association and the research was supported by the KAB-KT-09. Zsolt Demetrovics acknowledges the financial support of the János Bolyai Research Fellowship by the Hungarian Academy of Sciences.

References

- Brehm, N.M., Khantzian, E.J. (1997). Psychodynamics. In: J.H. Lowinson, P. Ruiz, R.B. Millman, & J.G. Langrod (eds.) *Substance Abuse. A Comprehensive Textbook* (pp. 90–100). Williams & Wilkins, Baltimore.
- Demetrovics, Z. (2010). Opiate addiction: balancing pain and pleasure. In T. Decorte, J. Fountain, & P. McCrystal (Eds.), *Pain, pleasure and profit*. Lengerich: Pabst Science Publishers. (in press)
- Demetrovics, Z. (2000). Family-History Perspective of Opiate Addiction. Focusing on Pre- and Perinatal Events. *The International Journal of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine*, 12(3), 443–466.
- Khantzian, Edward, J. (1985): The Self-Medication Hypothesis of Addictive Disorders: Focus on Heroin and Cocaine Dependence. *The American Journal of Psychiatry*, 142:11.
- Khantzian, Edward J.; Catherine Treece (1977): Psychodynamics of Drug Dependence: An Overwiev. In: J.D. Blaine, D.A. Julius M.D. (ed.): *Psychodinamics of Drug Dependence, National Institute on Drug Abuse Research Monograph 12*.
- Milkman, H., & Frosch, W.A. (1973). On the preferential abuse of heroin and amphetamine. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 156: 242–248.
- Studer, F.A. (1979): *Trieb und Droge*. Louvain-La-Neuve: Cabay.
- Szondi, L. (1977). *Triebpathologie. Dialektische Trieblehre und dialektische Methodik der Testanalyse*. Teil A. Bern: Verlag Hans Huber.
- Szondi, L. (1977). *Triebpathologie. Elemente der exakten Triebpsychiatrie*. Teil B. Bern: Verlag Hans Huber.
- Szondi, L. (1972): *Lehrbuch der Experimentellen Triebdiagnostik*. Bern: Hans Huber
- Szondi, L. (1956). *Ich-Analyse*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Wieder, H., and Kaplan, E. (1969): Drug use in adolescents. *Psychoanalytic Study of the Child*, 24: 399–431.
- Wurmser, L. (1995). *The Hidden Dimension: Psychodynamics of Compulsive Drug Use*. Jason Aronson Inc. Northvale.
- Wurmser, L. (1977): Mr. Pecksniff's Horse? (Psychodinamics in Compulsive Drug Use). In: (ed.) J.D. Blaine, D.A. Julius M.D. (ed.): *Psychodinamics of Drug Dependence, National Institute on Drug Abuse Research Monograph 12*.

Contact

Enikő Gy. Kiss
E-Mail: gyongy@btk.pte.hu

Contact and Ressentment Are Challenges to Education Enhancement

Janina Sanches¹

Abstract

This article discusses results of a myth-hermeneutical research on the *feminine* in the anthropology of education in Perú and Brazil which recurred to Szondi's theory of choice and Test, finding women-teachers stressed by resentment and a severe problem on Contact.

Introduction

Szondi was very concerned about education (1970: 176), he used to say that so as children's contact during mother's breastfeeding is a remaining experience for the rest of life as a primitive object to which children adhere instinctively, the relation provides essential forms of "getting in touch", influencing on a variation of interpersonal relationships. As identity results from historical injustices to women in ex-colonial countries involving the *machism* violence, physical and psychological levels of aggressions, controls of racism, homophobia, social class hierarchy and bureaucratized status in family intimacy, the complexity of interdependence on human relations provokes weak responses to claims for the equilibrium of coexistence in public schools. The findings of this anthropological mythhermeneutic post-doctoral research

1 Ph.D. on Philosophy on Education at the University of São Paulo
Doctorate on Education: curriculum, at the Pontific University of São Paulo
Master on Education teachers training, at the University of São Paulo.

developed in Brazil and Perú (2009–2010) with the sponsor of FAPESP at the University of São Paulo, are teachers with severe problems on Contact, resentment and resistance to social changes. The analysis of women-teachers' discourses, life-stories and the study of socio-historical-political-cultural contexts led to some propositions for better results in the near future.

The Challenges

On early fifties, Leopold Szondi (1970) sustained that human being instincts are a drive system with four root factors that vary in their manifestations on eight tendencies that are part of a system. The importance of Szondi theory of choice of destiny and Test in this research lies in the possibility of attributing primal symbolisms to psychic phenomenon, allowing to develop reflections based on the anthropological myth-hermeneutic methodology for cultural analysis proposed by Gilbert Durand (2002).

Szondi roots or radicals are the necessity for corporality (sexual vector, S), necessity of affectivity (paroximal vector, P), necessity of intellectuality (I vector, Sch) and necessity for relationships (contact vector, C). All drives he considered imperfect as personal alterations can be made in the genetic chain of family heritage. Taking drives as *necessities* he defended that human beings choose destiny by electing how to deal with those energies. He created a test to detect the dynamics of pulsing in a certain moment of life, which I applied to ten Brazilian teachers and ten Peruvian.

The first time I knew Szondi's work I was impressed by his concern with the future of education as he wanted his theories and tests to be used in the help of education. He averted that the drive of Contact, the necessity of relating to others and participating in social-professional collectivity requires equilibrium to generate success or failure (1970: 176).

He pointed that this need is observable in human being as a necessity of being admitted, being oneself as per personal choices, necessity of having and preserving objects, the acceptance from mother, father, brothers and sisters, teachers, friends, partners of love, marriage, bosses, work colleagues. In special circumstances (Ibidem) the acceptance phenomenon of the Contact drive can produce a deep neurosis, fear, psychosis, melancholy, difficulties on concentration, conflicts on fidelity to family, to the partner, to race, social class, nation and religion conditions. These were enough reasons for Szondi to consider Contact an important factor to be observed in Education.

The results of Szondi Test application on women-teachers as per Clara Juarez Pereira analysis demonstrated:

| Group Peru 10 Person | | Group Brazil 10 Person | |
|------------------------|-------------|------------------------|-----------|
| Factor (S) | Contact (C) | Factor (S) | Contact C |
| h+ 47%, s+ 42%, d- 39% | | h+ 53%, s+ 59%, d- 61% | |
| h- 50%, s- 39%, m+ 66% | | h- 37%, s- 41%, m+ 91% | |

Factor (s), for action, corporal activity associated to factor (d), showed a severe problem on Contact drive meaning women-teachers resistance to changes.

The GPeru d- 39%, and GBrazil d- 61%, meaning high severity, fixed on archaic ideals. The GBrazil d- 61% shows Brazilian more resistant to changes than Peruvians. Relating factor (h+) to (m+) on Contact, demonstrates the will to be recognized, accepted in personal choices and to be respected as person of good constructions.

Problematic Contact in GPeru is m+!! 66% and GBrazil is m+!!! 91%. Both groups demonstrate high level of anxiety jeopardizing healthy relationships.

| Group Peru | Group Brazil | Group Peru | Group Brazil |
|-----------------|-----------------|----------------|----------------|
| Factor P | Factor P | Factor Sch | Factor Sch |
| e+ 61%, hy- 40% | e+ 37%, hy- 40% | k+ 27%, p+ 34% | k+ 38%, p- 70% |
| e- 39%, hy+ 30% | e- 52%, hy+ 38% | k- 55%, p- 53% | k- 50% |

Individuals presented GPeru k- 55% and hy- 40%; GBrazil k- 59% and hy- 40% showing to live without idealization, submissive, depressives, apprehensive. The same profile found in raw hard workers who under minimum stimulation appeal to diseases as rightful ways to refrain from heavy routines. In (hy-) the individual hides herself, in k- restrains, and in (p-) projects anger, repressed anguish GPeru e- 39% and GBrazil e- 52% are projected. GPeru p- 53% and GBrazil p- 70%, the most common ways: body sicknesses, collective activities, religions, politics and others, mainly drugs.

With the area of Contact (c) bearing tensions, people involved are finding no pleasure on what they do, repeated frustrations are de-stimulating, demotivating and can deeply affect them by psychosomatic symptoms as panic syndrome, high irritability, hypertension, gastroenteritis, emotional loss of control.

A main problem to resented women-teachers as a professional class is that their political activities have few consequences as social resentment produce projects destined to failure (Kehl, 2005).

Cultural Contextualization

Share and reign is a remaining colonization policy as Brazil and Peru have ignored each other for centuries. Although since the nineties of the XXth century both countries started the *Transoceánica* intercontinental road connection, concerning Brazilian interest on the Chinese and Peruvian market and from them to Brazil, in this research, no Brazilian teacher said to know Peruvians and no Peruvians knew Brazilians. The idea they have of each other is that Brazilians are seen as free and independent and Peruvians are seen as *fighters* and hard workers by Brazilians.

The words of the twice minister of education in Peru, Jorge Basadre (1987), in the middle of the twentieth century, are remaining socio cultural constructions of the present *machismo* valid to both countries. Basadre used to say that women's social role is love and man's is his work. Due to these "natural conditions", man are sexual transients, women are dedicated mothers and breastfeed is their natural devotion, what explains boys' "preference" to play as soldiers symbolizing fights, efforts, the will for supremacy and girls "preferring" to play with dolls, precociously mothers.

Peru and Brazil have developed different forms of pedagogical relationships basically through the diffusion of rationalist images (whose symbolism ancient Greeks represented by the god *Prometeo* and the bird eagle). Positivist closed verbal schemes, perceptions ready to competitiveness and to judge a severe feminine image built by man to man, what is now being questioned by proposals of unifying *anima/animus* (Jung, 1987), and negotiating a new comprehension to the before called *feminine/masculine* which are now understand as drive energies we all are born with, and cultural constructions of personal choice.



▲ Fig. 1 In the Nazca Lines, a bird (mythological meaning the elevation, the excellence)

The ten Peruvian women-teachers who took part in the research declared they are *fighters* – not against the injustices that they have been submitted to, for centuries, but to life conditions left for them to live. By their speech, taking cultural behaviors as ontological, the same teachers are keeping old beliefs as part of common life up to now. Cultural idiosyncrasy is their protection and instrument of resistance as it is understood as impossible to change. Violence at home and at the schools increases notably the complexity of life before pressures and tensions for the excellence on statistical teaching results. Among the ten Brazilian women teachers the same level of resistance to change was found, as they declared that to culture women are *sexual objects*, accessories to man, home-servants and a beautiful appearance. Observing the day-to-day life, frustrations are part of high levels of social resentment, women-teachers claiming for equality on social and professional rights but through their restrained passive complaining, political claims have low success.

Primordial symbolic images, like instincts manifestations, have been ignored in the formal education of both countries. Formed and repeated at any time and place in the world as the same representations of a motive, never losing their original form as respond to instinctive necessities, symbolism configure the collective unconscious (Jung, 1987). In Peruvian mythology *Wiracocha* is the hermaphrodite god who created the first woman, his twin, symbolizing the Great Mother Land and also in Brazil to the Guaraní cosmology, *Ñande Ramoi* created *Ñande Jaryi*, the Great Mother Land, his twin.

As both countries' education disregard the significance of their own primordial myths, important comprehension of human life is lost. Extraordinary example is the meaning of the figure *Candelabrum* of Paracas, one design of

60 sq. meters size, similar to the Nasca (600 b.C. to 650 a.C.) culture characteristics found last century in the dunes of the desert of Ica, which has been attributed to foreign pirates and attributed to a representation of the Southern Cross constellation, but mythological studies indicate it must be a tree, the Tree of Knowledge symbolizing the need human being have to develop knowledge and technology as also found in architectures of Machu Pichu, Chan-Chan, Cahuachi, Caral and other ceremonial edifications. As in the Bible there is a tree of Knowledge Aden and Eve are forbidden to eat fruits of, also as ancient Greeks represented the river-mangrove as a tree of Knowledge where the god *Hermes* (the messenger of the wishes of gods) was left after birth and in India the *Asvattha* is the sacred tree of life.



▲ Fig. 2 Tree of Knowledge of Paracas, Ica

Myth-hermeneutical Revelations

Mythermeneutics as per Gilbert Durand (2002), made possible to analyze the anthropology of education and the imaginary of Brazil and Peru as producers of knowledge and consequences for future life. Prevailing the *Nocturne Images* in the same level in Brazil and Peru, the same that Freud associated to sexual drive, Durand associates to maternal intimacy, digestive, absorbing, restraining, reflecting the ocean retaining water and earth resistance, the confusion of images of passiveness and activity, to possess and being possessed, the presence of verbal schemes of mystic structure so as the in the design of a whale in the Nasca Lines.



▲ Fig. 3 The whale in Nasca Lines

As I asked how culture sees women, the Peruvian teacher Lucila, said: “Man tell women: keep going ahead ... keep going ahead ..., meaning that we are not yet equal to them ...”. I asked in what sense difference occurs and she showed again that she leaves to others answers she should give by herself: “People say, you are all right in your job, but, what about your family ...?” Also the Brazilian teacher Karla’s response exposes how possibilities of identification are still highly reduced: “People see women as sexual objects, vulgar”. I asked: “Does this influence in your pedagogical teaching?” She said: “Well, women are born with the maternity gift ...”, if man could not develop this affectivity also.

In both speeches cultural beliefs are taken as ontological categories, teachers give to others the responsibility they should recognize to themselves taking the responsibility and endeavoring actions of self-trust and respect. Prisoners of memories their resentment result on weak compromises as consequences are not assumed (Arendt, 2004). Concerning a main difference between man and women, the *feminine* and the *masculine*, almost hundred percent of Peruvians teachers consider they are “mothers” to their students, to all of them the *machism* is imperative and Brazilian teachers answered that women are more sentimental and man calculate more.

Final Considerations

Concluding, four main recommendations are given: First, I suggest we choose the alliance of teachers of both countries as we have many experiences to interchange, historical injustices to overcome, to develop scientific, economical, technological educational projects on the construction of a new women to be invented by ourselves. Second, to re-take old trails once made by Peruvians coming to Brazil and Brazilians going to Peru (Sanches, 2006) as found in some of the XVIIth century registrations, this time in the search for our primordial identity, the rationality and *autochthon* sensibility. Third, to undertake a profound *individuation* process (Jung, 1987) now choosing better uses for our capacities as contemporary women-teachers mediators for a sensitive education (Ferreira-Santos, 1998), responsible for our *feminine* or *masculine* energy choices and so electing destiny.

Fourth, as a proposition for better results in a near future I propose the *holonomic methodology of art teaching* at the schools and museum as a transversal pedagogical course, because of the visibility contemporary art-works give to the ethical-aesthetical human reflections and due to the possibility of integration of world cultural variations in mythological symbolisms: the study of myths, drives, hermeneutics, aesthetics, politics, ecology, sensible meaning contents about the complexity of human interpersonal relations, inter-species relationships and the cosmological flux of the beauty and challenges of life variation.

Bibliography

- Arendt, Hannah. *Responsabilidade e julgamento*. São Paulo: Cia. das Letras, 2004.
- Basadre, Jorge. *Perú: Problema y Posibilidad*. Lima: L. Studium Ed., 1987.
- Durand, Gilbert. *As estruturas antropológicas do imaginário: introdução à arquetipologia geral*. São Paulo: Martins Fontes, 2002.
- Ferreira-Santos, Marcos. *Práticas Crepusculares: mytho, ciência e educação no Instituto Butantan*. FEUSP: Tese Doutoral, 1998.
- Jung, Carl G. *O Homem e seus Símbolos*. Rio: Nova Fronteira, 1987.
- Kehl, Maria Rita. *Ressentimento*. São Paulo: Casa do Psicólogo, 2007.
- Sanches Janina. *Mitohermenêutica do feminino na antropologia da educação: interculturalidade*. Tese de Pós-Doutorado. São Paulo, FE-USP, 2010.
- . *Currículo intercultural: a arte como sistema simbólico cultural na escola de branco*. Tese de doutorado. São Paulo: PUC-SP, 2006.
- Szondi, Lipot. *Tratado del diagnostico experimental de los instintos*. Madrid: Ed. Biblioteca Nueva, 1970.

Author

Prof. Dr. Janina Sanches
E-Mail: janinasanches@gmail.com
Sao Paulo, May 17th, 2010

Annonce – Ankündigung

XIX^e Congrès de la Société Internationale Szondi à Nice, juillet 2011

Lieu: Université de Nice Sophia, Campus St. Jean d'Angély

Dates: Lundi, 18 juillet, jusqu'à jeudi, 21 juillet 2011

Organisateur sur place: Prof. Thierry Bisson

Languages: English – français

Contributions afférent au thème de 45 minutes et de 30 minutes

Le titre:

Voies et moyens de l'hominescence:
phylogénèse, passage, mutation, transcendance

Paths and means for hominescence:
phylogenesis, passage, mutation, transcendence

Wege und Mittel zur Menschwerdung:
Phylogenese, Übergang, Wandel, Transzendenz

Formas e meios de hominescencia:
filogenia, transição, transformação, transcendência

Zum Weiterlesen



Friedjung Jüttner

Wähle, was du bist!

Wege zu einem freien und menschlichen Leben

Was ist mein persönliches Schicksal? Kann ich darauf Einfluss nehmen? Und wenn ja, wie? Inwieweit bin ich von meinem Erbe und dem Einfluss meiner Familie abhängig? Diesen Fragen hat sich der Arzt Leopold Szondi gewidmet. In seiner Schicksalsanalyse zeigt er einen Weg zu mehr Freiheit im Sinne persönlicher Selbstbestimmung und zu grösserer Menschlichkeit auf. In einer allgemein verständlichen Sprache werden in diesem Buch drei seiner psychologischen Konzepte vorgestellt: das familiäre Unbewusste, das Bedürfnissystem und die Lehre vom Ich. Diese Konzepte bieten nicht nur Hilfe bei wichtigen Entscheidungen, sondern zeigen auch den Weg menschlichen Werdens auf. Und dieses Werden führt zu grösserer Freiheit und Menschlichkeit.

ISBN 978-3-9523516-0-4 · 96 Seiten · brosch · 2. Auflage · 2010
CHF 19.80/EUR 12.90



Das Buch ist erhältlich über www.szondi.ch

Zum Weiterlesen



Philip Seidel · Friedjung Jüttner · Martin Borner
Manual der schicksalsanalytischen Therapie

Ein Handbuch, das Psychologen und Psychotherapeuten Hilfen anbietet, wie sie die Schicksalsanalyse anwenden können.

ISBN 978-3-9520598-8-3 · 251 Seiten · 1. Auflage · 2002 · CHF 49.–/EUR 33.–



Friedjung Jüttner
Schicksalsanalyse in Zusammenfassungen

Eine Einführung, um sich mit den Gedanken der Schicksalsanalyse vertraut zu machen, bevor man sich in das umfangreiche Werk Leopold Szondis einarbeitet.

ISBN 978-3-9520598-9-0 · 300 Seiten · 3. erw. Auflage · 2003 · CHF 45.–/EUR 30.–



Alois Altenweg · Annie Berner-Hürbin
Karl Bürgi-Meyer · Friedjung Jüttner
Margrit Kramer
Leopold Szondi – Die Schicksalsanalyse

Eine kurze Zusammenfassung von Theorie und Methoden der Schicksalsanalyse.

29 Seiten · 5. überarbeitete Auflage · 2008 · CHF 5.–/EUR 3.–



Die Bücher sind erhältlich über www.szondi.ch

